

HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt **2017**

Jahrgang 21

**Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein**

Redaktion:

Norbert Giovannini, Carola Hoécker, Ingrid Moraw, Petra Nellen,
Reinhard Riese, Jürgen Zieher

Für den Vorstand:

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1. 1996
Jg. 1. 1996–

2016

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag Dr. Hermann Lehmann – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Claudia Rink, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-64-7

ISSN 1432-6116

Inhalt

8 **Vorwort**

I. Aufsätze zur Stadtgeschichte

11 **Klaus Winkler**

Der Obrist Meinhard von Schönberg. Militärtechniker, Diplomat und Koordinator des Haushalts von Elizabeth Stuart

25 **Sean Ward**

In aller Welt und doch vergessen. Die letzten Jahre von Philipp, Henriette und Moritz von der Pfalz

43 **Joachim Heimann**

Die Stadtbücherei Heidelberg von der NS-Zeit bis zum Heidelberger „Library Spirit“ der 1960er Jahre

71 **Reinhard Riese**

„Heidelbergs letzter Kurfürst“ wird abgewählt. Carl Neinhaus und die Oberbürgermeister-Wahl von 1958

II. Topografie, Baugeschichte und Denkmalschutz

89 **Einhard Kemmet, Folkwin Vogelsang**

Archäologische Untersuchung beim kurfürstlichen Wolfsbrunnen in der Wolfsbrunnensteige 15. Grünlasierte Ofenkacheln einer herrschaftlichen Wohnausstattung der Renaissancezeit

95 **Wolfgang G. Nestler**

Rohrbach: die Bach, das Wasser und der Wasserturm

III. Miscellen

103 **Enno Krüger**

Ein Reisender des Ancien Régime in Heidelberg. Emmanuel Prince de Croÿ

107 **Jürgen Hoppmann**

Tödliches Duell eines Schleswiger Studenten in Heidelberg

113 **Matthias Wermke**

„Alt Heidelberg, du feine/Feine“? Zu Victor von Scheffels Hymne auf die Stadt

125 **Hans-Martin Mumm**

„Die Stellung der jüdischen Religion unter den Weltreligionen“. Ein Heidelberger Vortrag von Franz Rosenzweig im Oktober 1919

137 **Ewald Keßler**

Ehrenpromotion für einen Gegner der NS-Rassenlehre. Ein Vorschlag des Theologen und Hochschullehrers Martin Dibelius 1935

149 **Stefan Grote**

Eine Gelehrtenfreundschaft in finsterner Zeit. Gustav Radbruch und Gustav Friedrich Hartlaub

- 161 Jacqueline Dotzer**
Heimtücke, Hochverrat, Widerstand. Die Verfolgung und Verurteilung des jüdischen und sozialistischen Studenten Helmut Meyer
- 171 Daniela Gress**
Der Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ und die Vertreibung der Heidelberger Sinti. Bürgerlicher Antiziganismus und lokale Handlungsspielräume unter dem NS-Regime
- 189 Maria von der Heydt, Michael Ehmann**
Ruth Veit Simon: 1940 Patientin der Thoraxklinik in Rohrbach. Die Spuren einer großbürgerlich-jüdischen Familie in Berlin. Mit einer Vorbemerkung von Norbert Giovannini

IV. Quellen und Berichte

- 207 Eric Gaber**
Histoire vrai. Aus dem Französischen von Ulrike Gaber. Mit einer Nachbemerkung von Ingrid Moraw
- 223 Roland Zade**
Rückkehr. (Mein Beitrag zu „Große Liebe zu Heidelberg“ von K[urt] Massmann). Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm
- 233 Sean Arnold**
Johnny 1949 – Erinnerungen an Heidelberg nach dem Krieg. Aus dem Englischen von Jakob Brüssermann und Kalterina Latifi. Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm
- 257 Jochen Goetze**
Heidelberg im Jahr 1891. Festvortrag zum Festakt des Vereins Alt Heidelberg anlässlich des 125. Vereinsgeburtstages am 8. Juli 2016

V. Rezensionen

- 265 Ludwig Schmidt-Herb:** Tabellarische Chronik von Rohrbach; **1250 Jahre Rohrbach 766 – 2016** (Hansjoachim Räther)
- 267 Christian Burkhardt, Hansjoachim Räther (Hgg.):** Festschrift für Ludwig Haßlinger zum 80. Geburtstag (Claudia Rink)
- 268 Thomas F. Mertel:** Die Tiefburg in Handschuhsheim im Wandel der Zeit (Hansjoachim Räther)
- 269 Bernd Wunder:** Kriege und Festungen am Oberrhein. Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630 – 1945 (Hansjoachim Räther)
- 270 Klaus-Peter Schroeder:** „Tod den Scholaren!“ Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Heidelberger Universität von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Martin Krauß)
- 271 Hans Pfisterer:** Carl Ullmann (1796–1865). Vom Pfarrersbub zum badischen Prälaten. Romantik und „positive Vermittlung“ in Theologie und Kirche (Hans-Martin Mumm)
- 272 Victor Hugo:** Heidelberg – Man müsste hier leben! (Renate Marzolff)
- 274 Natalie Gutgesell:** Joseph Victor von Scheffel in Heidelberg (Hans-Martin Mumm)

- 275 **Gerhard Schwinge (Hg.):** Lebensbilder aus der Evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 4 Erweckung, Innere Mission / Diakonie, Theologinnen (Hans-Martin Mumm)
- 276 **Frieder Hepp (Hg.):** Reiselust. Vom Pilger zum Pauschal tourist. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg vom 6. März 2016 bis 12. Juni 2016 (Ingrid Moraw)
- 277 **Ralph Dutli:** Mandelstam, Heidelberg. Gedichte und Briefe 1909 – 1910. Mit einem Essay über deutsche Echos in Ossip Mandelstams Werk: „Ich war das Buch, das euch im Traum erscheint“; **Barbara Wiedemann: Mandelstam in Heidelberg.** (Spuren 103); **Ossip Mandelstam.** Wort und Schicksal; Ósip Mandelstam. Palabra y destino. Begleitbuch zur Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg und im Centro Federico Garcia Lorca Grenada (Norbert Giovannini)
- 279 **Sabine Arndt:** Das Alte Hallenbad Heidelberg. Ein Tempel des Volkes (Claudia Rink)
- 281 **Frank Janzowski:** Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. „... so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu“ (Maike Rotzoll)
- 285 **Edith Wolber:** Jüdisches Leben in Meckesheim bis 1940. Die vergessene Geschichte eines Kraichgaudorfes (Norbert Giovannini)
- 287 **Frank-Uwe Betz:** Verfolgte. Widerständige. Ausgebeutete. Über die Nazizeit in der Region Schwetzingen-Hockenheim (Norbert Giovannini)
- 288 **Markus Geiger:** Hermann Maas – Eine Liebe zum Judentum. Leben und Wirken des Heidelberger Heiliggeistpfarrers und badischen Prälaten (Norbert Giovannini)
- 291 **Naomi Schenck:** Mein Großvater stand vorm Fenster und trank Tee Nr. 12 (Ingrid Moraw)
- 292 **Almut Agnes Meyer: Kontinuität und Neuanfang.** Das erste Jahrzehnt der Elisabeth-von-Thadden-Schule nach der Eröffnung 1946 (Norbert Giovannini)
- 293 **Egon Hassbecker:** Haspelgasse 12 in Heidelberg. Erinnerungen eines Bildersammlers (Julia Scialpi)
- 295 **Marion Tauschwitz:** Der Künstler Pieter Sohl. Ein Künstler darf verrückt sein aber keine Schatten werfen. Biografie (Petra Nellen)
- 297 **Rudi Lerche:** Heidelberg und die Welt. Im Wandel der Zeit 1960 – 2000 (Hans-Martin Mumm)
- 298 **Geraldine Gutiérrez-Wienken (Hg.):** Heidelberg – schwarz auf weiß. Fotografien von Thaddäus Zech und Texte von Goethe bis Hilde Domin (Claudia Rink)
- 299 **Hans Jörg Staehle: Heidelbergs Roman Tic.** Satirischer Reisebegleiter einer weltberühmten Region (Hans-Martin Mumm)
- 300 **Über den Heidelberger Geschichtsverein**
- 301 **Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 311 **Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**

Vorwort

Bei der Zusammenstellung dieser Ausgabe des Heidelberg-Jahrbuchs konnten wir nicht wissen, dass sich 2016 eine Mehrheit der Briten von Europa lossagen würde. Aber als ob wir es geahnt hätten, handeln vier Beiträge davon, dass England in der Neuzeit immer oder jedenfalls immer wieder in enger Beziehung zum Kontinent stand. Klaus Winkler zeichnet das Leben des Meinhard von Schönberg nach, der nicht nur ein bedeutender Festungsbaumeister war, sondern als Diplomat die Ehe Friedrichs V. mit Elisabeth Stuart vorbereitete und sich selbst mit einer Londoner Hofdame ehelich verband. Sean Ward verfolgt das Schicksal einiger Kinder Friedrichs V., von denen Moritz am englischen Bürgerkrieg beteiligt und danach als Seeräuber im englischen Dienst unterwegs war. Von der Nähe Englands im 20. Jahrhundert zeugen der Bericht von Roland Zade-Everett, unmittelbar 1945 aufgezeichnet, und die Alterserinnerungen von Sean Arnold, der als achtjähriger 1949 seine Heidelberger Großeltern besuchte. Diese beiden Quellen könnten in ihrer Art unterschiedlicher kaum sein, und doch belegen sie, wie sehr der 2. Weltkrieg und seine Folgen England mit dem Kontinent verbunden haben. Daran wird auch auf längere Sicht die Brexit-Abstimmung nichts ändern können.

Einhard Kemmet und Folkwin Vogelsang stellen die jüngsten Grabungsergebnisse im Bereich des Wolfsbrunnens vor; Prunkstücke sind die zerschlagenen Kacheln eines Ofens des 16. Jahrhunderts. Enno Krüger teilt uns einen bislang übersehenen Reisebericht des 18. Jahrhunderts mit. Jürgen Hoppmann hat Verlauf und Hintergründe eines Studentenduells von 1824 ermittelt. Matthias Wermke geht mit philologischer Genauigkeit dem Zauberverhaften in Scheffels Heidelberghymne nach. Jochen Goetze klärt in seiner Jubiläumsrede die Zeitumstände der Gründung des Vereins Alt-Heidelberg von 1891 auf.

Der Wasserturm von 1913 der Rohrbacher Waggonfabrik, dessen Geschichte Wolfgang G. Nestler erzählt, steht am Anfang des 20. Jahrhunderts, das von Anfang an thematisch ein Schwerpunkt dieses Jahrbuchs war. Hans-Martin Mumm rekonstruiert das biografische Umfeld und den religionsphilosophischen Inhalt eines Vortrags, den Franz Rosenzweig im Oktober 1919 in Heidelberg gehalten hat. Stefan Grote macht auf die intellektuelle Beziehung zwischen dem Kunsthistoriker Gustav Hartlaub und dem Rechtsphilosophen Gustav Radbruch aufmerksam, die 1930 mit einem Vortrag Radbruchs in der Mannheimer Kunsthalle begann.

Dass es in der Zeit des Nationalsozialismus Insubordination und Widerstand gab, belegen Jacquelin Dotzer mit dem Lebensweg Helmut Meyers und Ewald Kessler mit seiner Darlegung, wie der Neutestamentler Martin Dibelius 1936 einen Rassistuskritiker vergeblich als Ehrendoktor vorgeschlagen hat. Den Verfolgungsmaßnahmen widmen Daniela Gress ihre Untersuchung der Rolle des Vereins Alt-Heidelberg bei der Ausgrenzung der Heidelberger Sinti sowie Maria von der Heydt und Michael Ehmann in ihrer mit Briefquellen versehenen Schilderung des Schicksals der jüdischen Thorax-Patientin Ruth Veit Simon. Berührend ist der Bericht Eric Gabers, der im Oktober 1940 als achtjähriger Bub von Heidelberg nach Gurs deportiert wurde.

Reinhard Rieses Forschungen zur Wahlniederlage des Oberbürgermeisters Carl Neinhaus von 1958 schließen eine große Forschungslücke. Neinhaus – im Urteil von Karls Jaspers ein guter OB, aber ein unbedeutender Charakter – wurde 1928 als Parteiloser gewählt, blieb 1933 im Amt, indem er der NSDAP beitrug, wurde 1945 abgesetzt und inhaftiert, trat der CDU bei und wurde Landtagspräsident, amtierte ab 1952 erneut als OB in Heidelberg und zog seine alten Amtsleiter erneut in die Stadtverwaltung. 1958 jedoch verlor er seine Wiederwahl zugunsten des Sozialdemokraten Robert Weber. Dabei spielten nach Rieses Recherchen die NS-Verstrickungen allenfalls hintergründig eine Rolle, wahlsoziologisch waren die Stimmen der Neubürger ausschlaggebend.

Joachim Heimann hat die Geschichte der Stadtbücherei von 1945 bis in die 60er Jahre bearbeitet; neben der Institutionengeschichte spielt dabei der Neubau auf dem aufgelassenen Bahngelände eine wichtige Rolle. Der Rezensionsteil spiegelt das große Literaturaufkommen zur Heidelberger Geschichte wider. Reinhard Riese hat wieder mit großer Sorgfalt die Liste der Neuerscheinungen aus 2015 erfasst.

Unser Dank gilt wie in den Vorjahren den Autorinnen und Autoren, der Redaktion, Claudia Rink als neuer Herstellerin, den Anzeigenkunden, dem Verlag, der Druckerei, dem Vertrieb, dem Buchhandel, den Käuferinnen und Lesern sowie den Vereinsmitgliedern, deren Treue die Herausgabe dieses Jahrbuchs nun bereits im 21. Jahrgang stützt.

Zwanzig Jahre konnten wir den Ladenpreis des Jahrbuchs halten. 1996 waren es 35 DM, dann 18 Euro in leicht nach unten abgerundeter Umrechnung. Die Druck- und Portokosten sind seither kontinuierlich gestiegen, für drei Jahrgänge hatten wir die Unterstützung eines Sponsors. Jetzt ist ein Punkt erreicht, an dem der Verein seinen kompletten Jahresetat der Edition seines Jahrbuchs widmen muss. Für Ausstellungen und Veranstaltungen blieben immer weniger Mittel. Darum hat die Jahreshauptversammlung am 30. Juni 2016 eine Erhöhung des Mitgliedsbeitrags auf 35 Euro im Jahr beschlossen und den Vorstand ermächtigt, den Ladenpreis des Jahrbuchs auf 22 Euro zu erhöhen. Die bisherigen Ausgaben sind von dieser Preiserhöhung unberührt. Wir sind uns sicher, dass dieser neue Preis vom Markt angenommen wird, und hoffen, dass er für zwei weitere Jahrzehnte Bestand haben kann.

Heidelberg, im September 2016
Hans-Martin Mumm
Claudia Rink



Helfen ist einfach.



www.sparkasse-heidelberg.de

Wenn man mit Freude dabei ist.

Andere zu unterstützen, bei ihrer Lebensplanung, ihren Projekten oder im Alltag kann so einfach sein.

Auch Ihre Sparkasse ist für Sie da, wenn Sie finanziellen Rat brauchen.

Weil wir es gerne tun.

Wenn's um Geld geht

 **Sparkasse
Heidelberg**

Klaus Winkler

Der Obrist Meinhard von Schönberg

Militärtechniker, Diplomat und Koordinator des Haushalts von Elizabeth Stuart

(Hans) Meinhard von Schönberg kam am 28. August 1582 in Bacherach auf die Welt. In der lokalen Erinnerung Heidelbergs überlebte sein Name durch den „Schönberger Hof“, ein Stadtpalais, das er sich 1613 erbauen ließ. Dem Spross einer eng mit Kurpfalz verbundenen Familie war eine militärische Zukunft vorgezeichnet. Erst ca. 27 Jahre nach seiner Geburt wird „Meinhard von Schönberg am Rein, bestellter Hauptmann bei den Staat'schen in den Niederlanden“ am 6. Februar unter den „Fremde[n], die im Jahr 1609 nach Nürnberg kamen“, zum ersten Mal wieder dokumentarisch fassbar.¹ Noch im Februar schickte ihn der Heidelberger Kurfürst Friedrich IV. als Kurier auf eine Reise, die ihn nach Österreich und Ungarn führte.² Diese beiden Nachweise umreißen Schönbergs „Profession“: den militärischen und diplomatischen Dienst in fürstlichem Auftrag.

Schönberger Hof mit Treppenturm, Nebengebäuden und Lustgarten
(Quelle: Matthaeus Merian, Heidelberger Stadt-panorama von 1620, Ausschnitt)



Den Vornamen Hans, der ihn von seinem Vater unterschied, führte er selbst nicht und schrieb sich gewöhnlich „Meinhard von Schönburg“. Die in diesem Artikel verwendete Variante „Schönberg“ findet sich vor allem in deutschen (Heidelberger und Nürnberger) Dokumenten. Unbekannt ist, wann sein 1615 in Heidelberg geborener Sohn Friedrich den für englische und französische Zungen unbequemen Namen zugunsten „Schomberg“ aufgab. Vor allem in englischsprachiger Literatur wird Schomberg rückwirkend als genereller Familienname auch für die Vorfahren verwendet, was ebenso unzutreffend ist wie der immer wieder behauptete (Reichs-) Grafentitel.³ In zeitgenössischen Dokumenten erscheint Meinhard von Schönburg /Schönberg gewöhnlich mit dem militärischen Dienstgrad eines Obersten („Obristen“ oder „Colonel“).

Die Belagerung von Jülich

Über seine Jugend, Erziehung und seinen militärischen Werdegang ist nichts bekannt. Am 1. Nov. 1609 begegnet er uns wieder als Gouverneur von Düsseldorf⁴ und am 14. Februar 1610 auf einem Unionstag in Schwäbisch Hall.⁵ Die protestantische „Union“ (1608) und die katholische „Liga“ (1609) waren aus der sich verschärfenden konfessionellen und machtpolitischen Konstellation im Reich entstanden, und der Erbfolgestreit um die Herzogtümer Jülich und Cleve brachte die erste größere militärische Konfrontation zwischen den feindlichen Lagern im Vorfeld des Dreißigjährigen Kriegs. Kurfürst Friedrich IV. bestellte Schönberg zum Obersten eines Infanterieregiments, das er für die „an den Jülichen Landen interessirten Fürsten“ (Brandenburg und Pfalz-Neuburg) werben sollte.⁶ Die Union beschloss in Heidelberg die Finanzierung der Truppen,⁷ darunter das von Schönberg geführte Regiment aus 2180 Mann Fußvolk und 80 Dragonern.⁸



Gedenkmünze zur Belagerung der Festung Jülich (Quelle: Histoire Metallique des XVII provinces des Pays-Bas, Tome II, La Haye 1732, S. 72. Aufgelöster Text bei Kazner, wie Anm. 2, S. 20)

Hauptkriegsziel war die Einnahme der Stadt Jülich und ihrer Zitadelle.⁹ Sie wurde von einer Besatzung der Liga, Spaniens und Österreichs verteidigt. Das aus verschiedenen Kontingenten zusammengesetzte Angriffsheer leitete Prinz Moritz von Oranien. Obwohl Jülich als eine der modernsten Festungen der Zeit galt, kapitulierte ihr Kommandant nach nur wenigen Wochen. Schönberg zeichnete sich nicht nur beim Einsatz der Geschütze sondern auch bei den „Approches“ aus: den Arbeiten für gedecktes Heranführen von Kanonen und Mannschaften in ihre Stellungen, Errichtung von Erdschanzen, Laufgräben und Stollen zum Unterminieren der Festung.¹⁰ Als Erinnerung an den Waffengang ließ er Gedenkmünzen prägen und verteilte sie unter seinen Offizieren. Aus den „an den Jülichen Landen interessirten Fürsten“ waren die „Possidierenden“ (Besitzenden) geworden, und zur Sicherung der eroberten Gebiete ließ der Kurfürst von Brandenburg ein Artillerie-Korps unter Schönbergs Führung aufstellen. Durch die Verpflichtung eines erfahrenen Stellvertreters für die Brandenburgische Einheit hielt Schönberg sich den Rücken für andere Aufgaben frei.¹¹

Gesandtschaftsreisen

Schönberg war überzeugter Anhänger der Union, verfolgte aber keine erkennbar eigene Politik sondern handelte im Auftrag. Mit ähnlich lautenden Instruktionen des Brandenburgischen Kurfürsten und des Fürsten Christian zu Anhalt,¹² der die Richtlinien der kurpfälzischen Politik bestimmte, reiste er im März 1611 zu König Matthias (von Ungarn) nach Iglau und begleitete ihn nach Prag. Unausgesprochen galt es auszuloten, wie sich die Union den Konflikt zwischen Matthias und Kaiser Rudolf II.

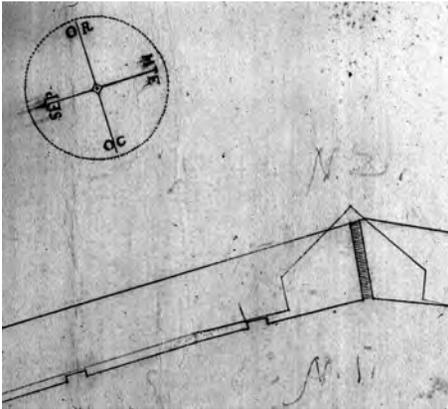
nutzbar machen konnte, der als „Bruderzwist im Hause Habsburg“ in die europäische Geschichte und die Weltliteratur einging. Matthias war an Schönbergs militärischen Kenntnissen interessiert. Bei verschiedenen Audienzen befragte er ihn über die Belagerung Jülichs und die dortigen Verhältnisse, ließ sich seine mitgeführten Unterlagen und Instrumente zum Artillerie- und Fortifikationswesen zeigen und bot ihm (erfolglos) an, in seine Dienste zu treten.¹³ Bald danach war Schönberg unterwegs in die Niederlande, um Prinz Moritz und den Generalstaaten die „wahren Artikel“ des Vertrags von Jüterbog[k] auseinanderzusetzen, einer allerdings nie in Kraft getretenen Vereinbarung zur Erbfolge von Jülich und Cleve, die auch die Ansprüche Sachsens berücksichtigen sollte.¹⁴

Nürnberger Festungsbau

Durch Schönbergs Erfolg vor Jülich verbreitete sich sein Ruf als Fortifikationsspezialist. Zu den jungen Leuten, die damals unter ihm dienten, gehörte Hans Carl, der Sohn des Nürnberger Zimmermeisters Peter Carl. Er bewarb sich später als Ingenieur für den Festungsbau der freien Reichsstadt und renommierte damit, „sich durch Befürderung des Obristen von Schönberg in solchen Sachen mit Vleis geubet“ zu haben.¹⁵ Ein weiterer Nürnberger war Fähnrich in Schönbergs Regiment: Hans Christoph Stromer,¹⁶ ein Sohn des Stadtbaumeisters Wolf Jakob Stromer. Angesichts der Bedrohungen durch einen vorhersehbaren Religionskrieg in Deutschland wollten die Stadtväter Nürnbergs ihre Befestigungsanlagen modernisieren und baten Schönberg entweder selbst zu kommen oder einen „Grund- und Bauverstendigen“ zu schicken.¹⁷

Unter enormem Zeitdruck angesichts eines bevorstehenden Unionstags in Rothenburg kam Schönberg selbst. Am 6. Juli 1611 wurde sein Gutachten den „Deputirten“ und den „Kriegsherren“ des Rats vorgelegt. Einen vollständigen Bericht samt Abriss wollte er nach der Maßaufnahme durch seinen „veldmeßer“ anfertigen. Zu den Arbeiten an der Stadtmauer schlug er abgestufte Varianten vor: 1. Drei Bastionen; am Laufer Tor, dem Wöhrder Türlein und beim Einfluss der Pegnitz in die Stadt, an allen Stellen mit erheblichen Tiefbauarbeiten am Stadtgraben verbunden. Falls das zu aufwendig oder zu teuer sei: 2. Nur eine Bastion am (besonders gefährdeten) Wöhrder Türlein und eine Sparversion: 3. bloßes Wiederaufrichten der beschädigten Mauern. Der Rat entschied sich für die 2. Variante und ordnete an, Schönbergs endgültiges Gutachten abzuwarten, in der Zwischenzeit die Baumaßnahmen zu planen und ein Holzmodell der Bastion anzufertigen. Aus dem Sitzungsprotokoll wird ersichtlich, dass Schönberg als „meiner Herren bestellten Obristen und Ingegniers“ per Beratervertrag entlohnt wurde, und er nur noch Anspruch auf freie Verpflegung hatte. Dankbar für viele gute Ratschläge beschloss der Rat auch noch die Kosten bei der An- und Rückreise zu übernehmen und ihm zusätzlich 100 bis 120 Goldgulden zu verehren.¹⁸ Zwei Tage später wurden am 8. Juli von einem anderen Gremium des Rats erheblich höhere Beträge mit Schönberg verhandelt: Geldtransaktionen im Zusammenhang mit dem kommenden Treffen der Union,¹⁹ bei der auch Nürnberg Mitglied war und eine Delegation nach Rothenburg abordnete.

Schönberg gehörte nominell zur Delegation von Anhalt, sprach dort aber gleichermaßen für Kurpfalz.²⁰



Nürnberger Stadtmauer mit Graben am Wöhrder Türlein und Bastion, Nr. 2, Ausschnitt (Quelle: Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nürnberg Karten und Pläne Nr. 142)

Während in Rothenburg Politik und Finanzen der Union auf dem Tagungsprogramm standen, hatte der Stadtbaumeister Wolf Jakob Stromer „Visirungen“ machen lassen und sie den „Herren Ältern“ am 2. August 1611 vorgelegt.²¹ Eine erhaltene Karte zeigt Grundrisse mit Schönbergs Vorschlägen. Das Blatt ist nicht signiert, die auffällige Wind- oder Kompassrose verweist aber auf den Nürnberger Kartographen Hans Bien.²² Der Rat favorisiert jetzt Schönbergs ersten Vorschlag, wobei von der Bastion am Pegnitz-Zufluss keine Rede mehr ist. Wegen des schlechten Zustands der Mauern am Wöhrder Türlein soll dort begonnen werden. Weil die Sache aber nicht so eilig sei, wurde am 5. August 1611 ein Antrag Stromers abgelehnt, zusammen mit dem Steinmetz Jacob Wolff nach Rothenburg zu reisen und das Holzmodell der Bastion Schönberg vorzulegen. Dieser hatte inzwischen seinen „Ingegnier Adam Stapf“ aus Heidelberg nach Rothenburg bestellt und mit genauen Instruktionen nach Nürnberg geschickt. Stapf sollte eine „Charten der Landschaft“ um Nürnberg zeichnen und den Baugrund für die Bastionen abstecken. Jacob Wolff und der Zeugmeister mussten ihm assistieren und die Kriegsverordneten bei Kontrollgängen darauf achten, dass Stapf – zwar auf Geheimniswahrung vereidigt – keinerlei Aufzeichnungen mitnahm.²³ Die Nürnberger waren mit Stapfs Arbeit zufrieden, die sie mit 60 Gulden Groschen und einem zusätzlichen Geldgeschenk in gleicher Höhe honorierten.²⁴ Wenn Schönberg sich bei einem so wichtigen Auftrag von Stapf vertreten ließ, deutet dies auf sein Vertrauen in dessen Fachkenntnisse und lässt auf eine schon länger bestehende Zusammenarbeit schließen.²⁵ Stapf stammt aus Neustadt und profilierte sich später als Festungsbauingenieur im rheinpfälzischen Raum.²⁶ Fraglich ist, ob er bereits 1611 „Fortifikationsbaumeister in Mannheim“ war.²⁷ Dass Schönberg, dem 1611 „die inspection über den Mannheimer Fortifications Bau“ aufgetragen wurde,²⁸ seinen Ingenieur Stapf auch dort einsetze, liegt auf der Hand, seine reguläre Bestallung wurde aber erst am 15. März 1615 in Heidelberg ausgestellt.²⁹ Mit Arbeiten in Mannheim ist Stapf noch 1618 nachgewiesen.³⁰ In Konkurrenz zu Hans Schoch (Baumeister am Friedrichsbau) reichte er 1619 Pläne für ein Heidelberger Universitätsgebäude ein.³¹

Der Hofmeister des Kurprinzen

Nachdem die Nürnberger den Baubeginn auf das Frühjahr 1612 verschoben hatten, bestand kein dringender Handlungsbedarf.³² Was jetzt noch zu entscheiden war,

konnte Schönberg mit Stapf und den lokalen Sachverständigen während eines in Nürnberg anberaumten Kurfürstentags absprechen, wo die pfälzische Delegation am 1. Oktober 1611 eintritt, angeführt von Pfalzgraf Johann von Zweibrücken. Ihn hatte der Kaiser als „besitzenden Administrator“ der Kurpfalz und Vormund des Kurprinzen Friedrich anerkannt.³³ Solchermaßen den Rücken gestärkt konnten die Heidelberger jetzt einen schon länger gehegten Plan weiterverfolgen: die Heirat Friedrichs mit der englischen Königstochter Elizabeth. Ab Jahresbeginn 1612 gewann die Angelegenheit hohe Priorität, und Schönberg, auf dem Kurfürstentag zum Hofmeister Friedrichs V. ernannt, war danach von den „sachen des englischen heurats“ zeit lebens betroffen. Pfalzgraf Johann hatte sein Mündel und dessen weitere Erziehung mit Schönberg einem erfahrenen Offizier und weltgewandten Diplomaten anvertraut. Schwerpunkte im Unterricht waren jetzt neben Fremdsprachen technische Fächer „so zum Kriegswesen gehörig“: „Ingegnerie“ (Fortifikationskunde) und Mathematik. Um auf dem internationalen Parkett bestehen zu können, sollte der Kurerbe zum angemessenen Umgang mit „frembden auslendischen Nationes“ und im Hinblick auf künftige Regierungsaufgaben zum regelmäßigen Besuch der Ratssitzungen angehalten werden.³⁴ Schönberg nahm die Aufgabe – die nicht seiner „Profession“ entsprach und für die er sich „nicht qualifiziert“ sah – aufgrund seiner Treueverpflichtung zu Kurpfalz mit der Einschränkung an, auch anderen „Occasionen“ frei nachkommen zu dürfen. Er versprach sein „äußerst Bestes“ zu tun, das Ansinnen, quasi als Leibwächter und Vorkoster des Kurprinzen überall und jederzeit „bei und umb ihre Liebden“ zu sein und ihn vor allem Unglück zu behüten, lehnt er als unerfüllbar ab: „Dieses alles ist Gottes Werk“. Bei einer Reise mit größerem Gefolge befürchtet er Autoritätskonflikte etwa mit Friedrichs Präzeptor oder Stallmeister und mahnt verbindliche Instruktionen an.³⁵ Die nächsten Gesandtschaftsreisen unternahm Schönberg allerdings ohne den Kurprinzen. Im Februar 1612 besprach er sich in Den Haag mit Prinz Moritz und dem englischen Gesandten Ralph Winwood über die aktuelle Lage im Streit um Jülich, das Vikariat für Kurpfalz nach dem Tod von Kaiser Rudolf, die bevorstehende Neuwahl in Frankfurt und „wegen der englischen Angelegenheit“.³⁶ Ende März wurde in Wesel ein militärischer Bündnisvertrag mit Winwood als Bevollmächtigten Englands abschließend verhandelt; Benjamin Buwinckhausen (Württemberg) und Schönberg (Kurpfalz) vertraten die Union.³⁷ Öffentlich versah Schönberg sein Amt als Hofmeister des jungen Pfalzgrafen auf dem Frankfurter Reichstag. Die Kurfürsten wählten dort am 13. Juni 1612 Matthias zum neuen Kaiser. Der Kurprinz durfte beim Wahlakt selbst nicht anwesend sein, doch war ihm der Aufenthalt innerhalb der Stadt erlaubt.³⁸

Schönberg erhielt auf dem Reichstag den Ritterschlag, und als des „Heiligen Römischen Reichs Ritter und der Kurfürstlichen Pfalz geheimer Staats- und Kriegs Rath“ reiste er im Juli nach England,³⁹ um dort den Heiratsvertrag zu ratifizieren.⁴⁰ Vom König freundlich empfangen verliefen die Verhandlungen gut, und während in der Pfalz die Brautfahrt vorbereitet wurde, eilte Schönberg nach Heidelberg zurück, wo ihm ein großer Empfang bereitet wurde.⁴¹ Dass er den Kurprinzen sofort wieder unter seine Fittiche nahm, zeigt ein Brief Friedrichs vom 10. September 1612 an den Rat der Stadt Nürnberg. Er bedankt sich, dass auf eine schriftliche Anfrage Schönbergs dem Steinmetz Jacob Wolff erlaubt wurde nach Heidelberg zu reisen, wo er

samt einem Glückwunschsreiben zur bevorstehenden Hochzeit bereits eingetroffen war. In einem eigenhändigen Postskriptum kündigt der Kurerbe noch ein Schreiben Schönbergs an, und beschwört den Rat, die Ausführungen „unsers Hoffmeisters [...] Obristen und Ritters [...] in Consideration“ zu ziehen. Schönbergs Brief enthält sein politisches Credo zur Union, von dem er auch die Nürnberger überzeugen wollte. Sie waren aber nicht bereit, seinen bündnispolitischen Planspielen in allen Punkten zu folgen, lehnten vor allem ab, dass man „frembdte Potentaten, sonderlich die Staden im Niderlandt [...] in die Union bringen möge“.⁴²

The image shows a handwritten postscript in German cursive script. The text is written on a piece of paper with some ink bleed-through from the reverse side. The handwriting is fluid and characteristic of the early 17th century. The text reads: "Das Obrist Schönberg schreibt an Herrn Einzhalters wandt vilts nötig ist of aller vnter so zuachyrer aller manutention dinstu ma zu vnderst d vollen d it hron es in Consideration Sihen an mein ewer vnterlich nichts zu sitzen lassen off mein er weiß alles gutt in acht zunemen." Below the main text is a large, stylized signature that reads "Friedrich Pfaltzgrau Egerfurst".

Postskriptum vom 10. Sept. 1612 (eigenhändig) des Kurprinzen Friedrich in einem Brief an den Rat der Stadt Nürnberg, der schon als „Kurfürst“ unterzeichnet (Quelle: Staatsarchiv Nürnberg, Unionsakten Bd. 46, fol. 136R, Ausschnitt transkribiert bei Chroust, wie Anm. 36, S. 649, Anm. 3.)

Die Hochzeit zwischen Rhein und Themse

Am 17. September brach Friedrich nach England auf. In der Gefolgeliste erscheint Schönberg nach dem Prinzen und dem Großhofmeister Graf Johann Albrecht zu Solms bereits an dritter Stelle mit dem Titel: „Ritter, Obrister, Rath und Obermarschalck“.⁴³ Sein ursprünglicher Auftrag, den Kurerben „zu gubernieren,“ wird nicht mehr erwähnt, doch war er auf dieser Reise tatsächlich fast ständig „bei und umb ihre Liebden“, und sei es auch nur indirekt: bei Fragen des Protokolls oder durch Ausräumen von Zweifeln am hohen Adelsrang eines Pfalzgrafen bei Rhein und Kurfürsten. Daneben waren noch andere Vereinbarungen zu beschließen, darunter der Vertrag über das Heiratsgut zwischen den Brautleuten, der auch Schönbergs Unterschrift trägt.⁴⁴ Ohne im Vordergrund zu stehen war er bei wichtigen Ereignissen zugegen und gehörte zu den wenigen Pfälzern, die bei der Trauung am 14. Februar 1613 in der Kapelle von Schloss Whitehall zugelassen waren.⁴⁵ Als eine der letzten Aufgaben in England organisierte er die Rückreise des pfälzischen Gefolges.⁴⁶ In der offiziellen Berichterstattung taucht er erst ganz zum Schluss wieder auf. Am Tag ihrer Ankunft in Heidelberg begrüßt der Rektor der Universität die Prinzessin mit einer lateinischen Rede. Schönberg steht jetzt an der Seite der neuen Kurfürstin und antwortet in ihrem Namen.⁴⁷

Probleme des Fürstlichen Alltags

Mit dem Einzug einer königlichen Prinzessin hatten sich am Heidelberger Hof Konfliktpotentiale aufgebaut. Zuerst stellte sich die Präzedenzfrage: Elizabeth gebührte nach deutschem Brauch nur der Titel „Pfalzgräfin und Kurfürstin“ und kam nach Friedrich, dem sie als Ehefrau Gehorsam schuldete. Sie reklamierte aber aus der königlichen Abstammung den Vorrang über den Ehemann und alle anderen deutschen Kurfürsten und Edlen einschließlich – ein delikater Streitpunkt – über ihre Schwiegermutter, die Kurfürstin-Witwe Louise Juliane. Welche Not Schönberg als Obermarschall hatte, klingt in einem Brief an den englischen König an: „Eure Majestät mögen bedenken, wen alles ich zufrieden stellen soll: einen Fürsten und eine Prinzessin, einen Administrator, eine Schwiegermutter, Schwestern, Tanten und ihren jeweiligen Anhang; alle wollen bestimmen, jeder glaubt, dass ich mich um irgend einen mehr kümmere als um den andern.“⁴⁸ Schönberg bestärkte Elizabeth entschieden in der Präzedenzangelegenheit, und sie gewöhnte sich daran, dass er auch andere Probleme löste: darunter die Organisation ihrer rund 200-köpfigen Hofhaltung. Unermüdlich kämpfte er mit Schwierigkeiten, die aus den verschiedenen Sitten und Gebräuchen von Deutschen und Briten und den gegenseitigen Empfindlichkeiten erwuchsen. Eine besondere Belastung stellten die Schotten dar, die sich mit den Engländern ständig in den Haaren lagen. Die Schotten vertrugen sich auch nicht mit den Deutschen und diese waren ihrerseits gegenüber Schönberg misstrauisch. Er stand mit 400 Pfund jährlich auf einer englischen Gehaltsliste und geriet in Verdacht, durch seine Dienste für die Kurfürstin gegen die Interessen des eigenen Herrn zu handeln. Umgekehrt beklagte sich z.B. Elizabeths Sekretär Elphinstone, dass er und seine Mitarbeiter nicht im Schloss wohnen durften und beschuldigte Schönberg auf ihre Kosten dem Kurfürsten Ausgaben ersparen zu wollen. Erntete er als Moderator bei den widerstreitenden Interessengruppen wenig Anerkennung, lobte Elizabeth seine Treue, Ergebenheit und Sorge um ihr Wohlergehen.

Ende November 1613 reiste Schönberg als Botschafter der Prinzessin zu König James nach London um über die Heidelberger Verhältnisse zu berichten.⁴⁹ Eine Angelegenheit, die persönliche Interessen berührte, betraf die Ehrendame der Prinzessin: Anne Dudley, eine Tochter von Edward Sutton, dem 5. Lord Dudley. Sie gehörte schon in London zu Elizabeths engsten Vertrauten und ging 1613 mit ihr in die Pfalz. Bald verbreiteten sich Gerüchte über Heiratspläne von Schönberg mit Dudley, die zunächst dementiert wurden. Ihre Verwandten wollten sie zurückrufen, doch Schönberg erreichte, dass sie in Heidelberg bleiben durfte.⁵⁰ Kaum zur Heimfahrt aufgebrochen erhielt er noch in England Briefe über die Geburt des ersten Sohns des Kurfürstenpaars. Sofort kehrte er an den englischen Hof zurück, um die gute Nachricht zu überbringen und dem König die Patenschaft anzutragen.⁵¹ James ernannte als Stellvertreter bei der Taufe Christian zu Anhalt. Für diese Entscheidung (gegen einen Landsmann von den britischen Inseln) pries Schönberg ihn als großen weisen König, der damit Eifersüchteleien zwischen Schotten und Engländern verhütete.⁵² Anfang Februar 1614 kam er wieder in Heidelberg an und konnte sich weiter um die häuslichen Probleme kümmern.

So wie Elizabeth den eigenen Hofstaat organisatorisch nicht im Griff hatte, fehlte ihr auch jede Kontrolle über ihre persönlichen Ausgaben. Bittstellern jeder Art

schenkte sie erhebliche Beträge und verschuldete sich selbst dabei. Um Ordnung zu schaffen, entwarf Schönberg einen Haushaltsplan. Doch kaum war er nicht anwesend, ließ die Prinzessin sich überreden, ihre Unterschrift auf dubiose Papiere zu setzen, die Schönberg wieder einziehen musste. Frustriert von ihrem leichtfertigen („facile“) Verhalten beschloss er den Dienst zu quittieren.⁵³ Als im Erbfolgestreit um Jülich wieder ein akutes Krisen-Stadium drohte, reiste Schönberg in militärischem Auftrag des Markgrafen von Brandenburg an den Niederrhein und nach Holland, und die Prinzessin war monatelang sich selbst überlassen. Das beste Mittel ihn wieder zu gewinnen sah sie darin, die Hindernisse auszuräumen, die einer Heirat mit ihrer Ehrendame im Weg standen. Sie lobte beide für ihre treuen Dienste, die sie gemeinsam doch weit besser als einzeln wahrnehmen könnten und schrieb an den König, bei Anne Dudleys Eltern in diesem Sinn zu insistieren.⁵⁴

Inzwischen hatte Friedrich seine Volljährigkeit erreicht und führte im August zum ersten Mal als Kurfürst einen Unionstag in Heilbronn an. Dort erlitt er einen ernsthaften physischen und psychischen Zusammenbruch, der Elizabeth zutiefst ängstigte. Den Grund für die andauernde Melancholie vermutete sie in den Einflüsterungen seiner Ratgeber. Diese würden von ihm verlangen, dass seine Gattin sich den deutschen Sitten und einem niedrigeren Rang fügen solle, für den sie nicht geboren sei.⁵⁵ Die Prinzessin geriet in Panik, denn: „er, der es am besten versteht, sein [Friedrichs] Gemüt zu besänftigen und alle Dinge wieder zu ordnen, ist nicht hier (der Oberst Schönberg)“.⁵⁶ Sie bat den unersetzbaren Ratgeber zurückzukommen; der lehnte jedoch ab und erklärte, die Prinzessin müsse lernen, sich selbst zu behaupten. Schließlich erreichten ihre Hilferufe den König. Jetzt drang James auf ein Treffen von Henry Wotton, dem englischen Botschafter in Den Haag, mit Schönberg. Es war ein freimütiges Gespräch über die Heidelberger Zustände, bei dem auch „Dinge [erörtert wurden], die nicht geeignet waren, um sie Briefen anzuvertrauen.“⁵⁷ Überredet an den Hof zurückzukehren setzte Schönberg im Jahr 1615 bei Elizabeth Reformen durch. Sie enthalten Ratschläge zum Umgang mit dem Personal und lesen sich teilweise wie ein Erziehungsprogramm in Haushaltsführung.⁵⁸ Schließlich unterschrieb Elizabeth eine Vollmacht für Schönberg zur umfassenden Kontrolle ihrer Finanzen: „Anordnung, unsere Wünsche betreffend über Einnahmen und Ausgaben unseres Geldes, über Einkauf, Bezahlung und Nutzung von Waren“.⁵⁹

Eine zweite „Hochzeit zwischen Rhein und Themse“ in Heidelberg

Wodurch auch immer die Widerstände gegen eine Heirat von Schönberg und Anne Dudley brachen: Im März 1615 wurde die Ehe in Heidelberg geschlossen. blieb am Hof die von Elizabeth begünstigte Romanze zwischen ihren engsten Vertrauten nicht unbemerkt, kannten nur wenige den genauen Hochzeitstermin. Am 24. März schrieb André Paul aus Heidelberg an William Trumbull, den englischen Agenten in Brüssel: „Wir feiern die Heirat von „Munition“ [Deckname für Schönberg] mit Madame de D[udley], die vergangenen Abend vollzogen wurde und bis zum Hochzeitstag ein gut gehütetes Geheimnis war“.⁶⁰ Am 30. März antwortete der kurpfälzische Rat von Plessen auf ein Schreiben des englischen Staatssekretärs Winwood: „Ihren Brief vom 2. dieses Monats erhielt ich am 24. desselben, dem Tag nach der Hochzeit des

Obersten von Schönbourg“. Demnach fand die Trauung am 23. März statt und die Feier am folgenden Tag. Plessen berichtet noch, dass die Prinzessin zu Ehren des Paares ein Ballet aufführen ließ, das den Beifall aller Zuschauer fand. Am Morgen des 30. März reisten die Neuvermählten nach Frankfurt zum Besuch der Messe.⁶¹

Nach den zurückliegenden Aufregungen war am Heidelberger Hof fast Langeweile eingekehrt. „Hier gibt es nichts Neues, außer dass ich Dudley mit Oberst Schönberg verheiratet habe“, schrieb die Prinzessin an die Herzogin de la Tremoille.⁶² Winwood teilte sie mit, der Kurfürst habe sich von seiner Melancholie gut erholt: „... und bei Oberst Schönberg [...] bin ich sicher, er achtet darauf, dass hier alles gut verläuft und in Ordnung geht“.⁶³ Ein Unbehagen bei König James über das grenzenlose Vertrauen, mit dem seine Tochter ihre Geschicke so völlig in die Hände von Schönberg und Dudley legte, offenbarte sich in kritischen Anfragen: Ob die beiden ihre dominierende Stellung nicht zum eigenen Vorteil ausnutzten, und ob in Heidelberg eine verheiratete Ehrendame üblich sei? Vielleicht steckte sogar eine Spur Eifersucht dahinter. Elizabeth bestritt vehement, dass Anne Dudley je Geschenk von ihr erhielt und stimmte ein Loblied an: „ Ich [...] bin sehr zufrieden, wie beide mir dienen, und muss bekennen, dass hier niemand achtungsvoller war und sich mehr für meinen Rang, mein Ansehen und Wohlergehen eingesetzt hat als Schönberg. Ich wäre deshalb traurig, wenn irgendwelche unwahren Berichte mehr Wirkung bei Eurer Majestät hätten als mein Wort“.⁶⁴

Vom Misstrauen in England verstimmt wollte Schönberg den Dienst bei Elizabeth aufgeben und sich wieder stärker öffentlichen Pflichten widmen. Dazu gehörte ein kurzer Einsatz vor Worms als Heerführer. Nach Übergriffen gegen die dort wohnenden Juden ließ Kurpfalz „die militärischen Muskeln spielen“.⁶⁵ Schönberg zog mit 14 Kompanien und 6 Kanonen vor die Stadt. Die Drohung genügte, und die Wormser ergaben sich kampfflos.⁶⁶ Im Sommer 1615 war Schönberg in den Streit zwischen Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig und Lüneburg und der Stadt Braunschweig verwickelt. Als Hansestadt zwar mit Privilegien der Unabhängigkeit und Selbstverwaltung ausgestattet, forderte der Herzog die „bedingungslose Unterwerfung seiner Erb- und Landstadt“ und belagerte sie.⁶⁷ Von Kurfürst Friedrich erwartete er Unterstützung bei einem militärischen Vorgehen, das in Heidelberg als übereilt und unangebracht beurteilt wurde. Schönberg sollte die Lage am Kriegsschauplatz als Mediator erkunden, doch als der Kommandant des Belagerungsheers fiel, erbat der dänische König und Onkel des Herzogs bei Friedrich V. Schönberg als Nachfolger. Der Kurfürst überließ seinem Obersten die Entscheidung, der den Ruf annahm. Kurpfalz drängte jedoch auf eine gütliche Lösung und entsandte im Oktober eine Delegation zu Friedensverhandlungen, der auch Schönberg angehörte.⁶⁸ Als Parteigänger des Herzogs diskreditiert nahm er an den abschließenden Gesprächen nicht mehr teil.⁶⁹ Er war bei seiner hochschwangeren Ehefrau in Heidelberg, die wenige Tage nach der Geburt eines Sohns am 8. Dezember 1615 am Kindbettfieber starb und am 12. Dezember beigesetzt wurde.⁷⁰

Die Präzedenzfrage verschärft sich

Über das Ausmaß der Trauer des Witwers ist nichts bekannt. Eine verzögerte Antwort auf ein Schreiben Winwoods begründet er mit dem Tod und der Beerdigung seiner Gattin.⁷¹ Die Prinzessin artikuliert ihr tiefes Bedauern über den Verlust der langjährigen Vertrauten in einem Brief an König James, in dem sie bereits die Frage der Nachfolge anschnidet. In etwa zwei Monaten will sie Schönberg nach London schicken, der sich mit ihrem Vater über alle sie betreffenden Angelegenheiten beraten soll,⁷² doch verzögerte sich die Reise bis Mai 1616. Zuvor hatte Herzog Johann Friedrich von Württemberg zur Taufe seines Sohns nach Stuttgart eingeladen. Dort brach der lange heruntergespielte Präzedenzstreit wieder aus, denn Elizabeth beanspruchte jetzt den Vorrang in der Öffentlichkeit. Fast vier Monate nach dem Tod ihrer Ehrendame schrieb sie zum ersten Mal wieder an den Vater. „... ich hatte einige Diskussionen mit seiner Hoheit dem Kurfürsten über meinen Rang. [...] Er [Schönberg] will sich vom Dienst bei seiner Hoheit zurückziehen, darüber bin ich außerordentlich besorgt und fürchte mich vor gefährlichen Änderungen, die den Kurfürsten selbst, seine Räte und auch meine Angelegenheiten betreffen“. Schönberg kündigt sie als vertrauenswürdigen Berichterstatter an.⁷³ Vor dessen Abreise hielt sich Henry Wotton auf dem Weg zu seinem neuen Posten als Botschafter in Venedig eine Woche am Heidelberg Hof auf. Er sprach mit den unmittelbar Beteiligten und bestätigte Schönberg als „den einzig aufrichtigen und entschlossenen Freund den sie [Elizabeth] gefunden hat“.⁷⁴ Fast niemand kannte den wahren Anlass der Englandfahrt, und man vermutete private Gründe.⁷⁵ Seiner Tochter schrieb James, er wolle sich ihr zuliebe vergewissern, dass Schönberg volle Genugtuung („ample satisfaction“) für seine Rolle in der Präzedenzsache erhalten hat.⁷⁶ Dieser äußerte nach der Rückkehr Anfang Juni nur, er sei „sehr zufrieden mit seiner Mission“.⁷⁷ Um den noch nicht endgültig beigelegten Streit brauchte er sich nicht mehr zu sorgen. Als Opfer einer in Heidelberg grassierenden Ruhr-Epidemie starb er am 3. August 1616 und fand nach einer Trauerfeier in der Heilig-Geist-Kirche am 8. August seine letzte Ruhe.⁷⁸

Epilog

Schönbergs Arbeiten zur Wehrarchitektur Nürnbergs belegen, dass die „inspection“ des Mannheimer Festungsbaus ihm wegen seiner fachlichen Kompetenz aufgetragen wurde. An zwei Heidelberger Bauprojekten war er richtungsweisend beteiligt. Zum Beginn der Arbeiten am „Englischen Bau“ hatte der Administrator in Nürnberg zuerst den Zimmermann Peter Carl angefordert: wenig sinnvoll bei einem gemauerten Gebäude.⁷⁹ Kaum Anfang September 1612 aus England zurückgekehrt, bat Schönberg um den Nürnberger Steinmetzmeister Jacob Wolff,⁸⁰ der für die Anfangsphase der Baumaßnahmen nach Heidelberg kam.⁸¹ Für den Umbau des Dachstuhls am Dicken Turm fragte Schönberg ausdrücklich nach Peter Carl und veranschlagte von vornherein sechs Monate, die der Zimmermeister in Heidelberg gebraucht würde. Nach einem offiziellen Schreiben des Kurfürsten gaben die Nürnberger die Erlaubnis.⁸²

Absolutes Renommierprojekt Heidelbergs war der „Hortus Palatinus“. Dass der Garten „full scale“ von Salomon de Caus entworfen, geplant und errichtet wurde hat sich fast zum sakrosankten Glaubenssatz verhärtet. De Caus war aber Spezialist für Grottegestaltung, hydraulische Systeme der Wasserversorgung und Automateninstallationen. Für die Tiefbauarbeiten zur Vorbereitung des Geländes fehlte ihm jede Erfahrung. Erdaushub, Einsatz von schwerem Gerät, Sprengungen und Koordination einer vielhundertköpfigen Mannschaft gehörten dagegen zum gewöhnlichen Geschäft der Kriegsbaumeister. De Caus und Schönberg arbeiteten am und für den selben Hof und kannten sich auch privat. Die Bühnentechnik des Balletts an Schönbergs Hochzeitsfeier stammte von de Caus,⁸³ und dessen bedeutendstes Werk, „Les Raisons des Forces mouvantes“,⁸⁴ stand in Schönbergs Bibliothek.⁸⁵ Die Frage, wer nach dem Tod von Prince Henry in London mit de Caus über dessen künftige Aufgaben verhandelte, kann nicht sicher beantwortet werden. In der pfälzischen Delegation gab es niemanden, der Schönberg an technischen Kenntnissen übertraf.

Anmerkungen

- 1 Franz Ludwig von Soden: Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg, I. Theil, Erlangen 1860, S. 68–69.
- 2 Johann Friedrich August Kazner: Leben Hans Meynhards von Schönburg, Ritters, Königlich Groß-Britannischen Raths, Churpälzischen [!] Geheimenraths, Obermarschalls und Oberstens, 1788, S. 11. [Anno 1610 den 30. July ist die Vestung Gulich belagert, und den 2. Septembris erobert worden. Zur Gedachtnus hab ich Meynhard von Schonburg, Obrister uber die Artellerie, Fortification, und ein Regiment Fusvolk, aus einer Verehrung, so die possidirende Fursten mir damals zur Recompens gethan, dieser Pfenningen etlichen machen lassen, und meinen underhabenden Officiren zur Zeugnus ihres ehrlichen Verhaltens aussgetheillet.]
- 3 Matthew Glozier: Marshall Schomberg, 1615–1690, The Ablest Soldier of His Age, Brighton 2005, S. 193–194.
- 4 Kazner (wie Anm. 2), S. 21.
- 5 Moriz Ritter: Briefe und Acten zur Geschichte des Dreissigjährigen Krieges, 3. Bd., München 1877, S. 111, Anm. 1.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd., Nr. 45, S. 139.
- 8 Ebd., Nr. 246, S. 426.
- 9 E. von Schaumburg: Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit und die Belagerung von Jülich, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 1. Bd., 1879, S. 286–370.
- 10 Christian zu Anhalt lobte Schönberg „non seulement pour l’altellerie, mais aussy pour les approches, lesquelles j’ay dressé toutes par son moyen.“ Vgl. Ritter (wie Anm. 5), Nr. 228, S. 399.
- 11 Kazner (wie Anm. 2), S. 26.
- 12 Anton Chroust: Briefe und Acten zur Geschichte des Dreissigjährigen Krieges, 9. Bd., München 1903, Nr. 78 und Nr. 79, S. 172–178.
- 13 Ebd., Nr. 105, Tagebuch seiner [Schönbergs] Schickung zu König Matthias, S. 248–256.
- 14 A. B. Hinds: [Trumbull III] Report on the manuscripts of the Marquess of Downshire, Volume three, Papers of William Trumbull the elder, London 1938, S. 66 (Dickenson to Trumbull).
- 15 Ernst Mummenhoff: Das Rathaus in Nürnberg, Nürnberg 1891, S. 343–344, Anm. 439.
- 16 Wolfgang von Stromer: Kreuzkirche, Augustusbrücke, Stadtschloß und Stallhof in Dresden in den Baumeisterbüchern des Wolf Jakob Stromer, in: Uwe John, Josef Matzerath: Landesgeschichte als Herausforderung und Programm, Leipzig 1977, S. 411, Anm. 13.
- 17 Staatsarchiv Nürnberg, Älternmanual Nr. 25, fol. 68^v–70^v.
- 18 Ebd., fol. 77^v–78^v.

- 19 Ebd., fol. 79^r.
- 20 Chroust (wie Anm. 12), Nr. 305, S. 698, S. 717, Anm. 1.
- 21 „Drey unnderschiedliche Viesirunngen zue dem Weerder Thürlein unnd Laufferthor“. Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nürnberg, Karten und Pläne Nr. 142.
- 22 Vgl. Peter Fleischmann: *Der Nürnberger Zeichner, Baumeister und Kartograph Hans Bien (1591–1632)*, München 1991, S. 139. Auch zeitlich und personell passt der junge Bien in das Umfeld: Die Karte Nr. 142 (sie wäre die früheste erhaltene Arbeit Biens) ist zwischen seiner „Entdeckung“ als hochbegabter Zeichner am 25.4.1611 und dem Beginn seiner Steinmetzlehre bei Jacob Wolff d. J. am 16.4.1612 entstanden: Fleischmann S. 11 ff.
- 23 Mummenhoff (wie Anm. 15), S. 342–343, Anm. 438 und Staatsarchiv Nürnberg, Ältermanual Nr. 25, fol. 106^v–107^r.
- 24 Staatsarchiv Nürnberg, Ältermanual Nr. 25, fol. 150^r, 6.11.1611.
- 25 In der Brandenburgischen Artillerie-Einheit führte Schönberg einen „Ingenieur“, dem vier „Werckmeister“ unterstanden, vgl. Kazner (wie Anm. 2), S. 25.
- 26 Zu Stapf Hans Steinebrei: Der kurpfälzische Festungsbaumeister Adam Stapf, in: *Pfälzer Heimat*, Jg. 37, 1986, S. 7–15; Peter Dreyer: Pläne für die Befestigungen der Pfalz ..., in: *Jahrbuch der Berliner Museen*, NF 39. Bd., Berlin 1997, S. 39–70.
- 27 Ohne Nachweis in: Hans Huth: *Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim*, Bd. 1, München 1982, S. 51.
- 28 Kazner (wie Anm. 2), S. 82.
- 29 Generallandesarchiv Karlsruhe 67/930, in: Steinebrei (wie Anm. 26), S. 8–9.
- 30 Universitätsbibliothek Heidelberg, Urk. Lehmann 591.
- 31 Maximilian Huffschmid: Johann Schoch als kurfürstlicher Baumeister in Heidelberg (1601–1619), in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, Neue Folge, Bd. XXXIV. Heidelberg 1919, S. 346–347.
- 32 Umgesetzt wurde Schönbergs „vorgeschlagener mittlerer Weg“ erst ab Februar 1613. Ratsverlässe vom 5.2.1613 und 14.11.1614, in: Mummenhoff (wie Anm. 15), S. 343.
- 33 Peter Bilhöfer: *Nicht gegen Ehre und Gewissen*, Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz – der Winterkönig von Böhmen. Heidelberg 2004, S. 37.
- 34 Kazner (wie Anm. 2), S. 82–85: „Instruction für Hans Meynhard von Schönburg als Hofmeister des Kurprinzen zu Pfalz“.
- 35 Ebd., S. 78–81: „Hans Meynhards von Schönburg Vorstellung, als er zum Hofmeister bey dem Kurprinzen zu Pfalz berufen wurde“.
- 36 Anton Chroust: *Briefe und Acten zur Geschichte des Dreissigjährigen Krieges*, 10. Bd., München 1906, Nr. 132, S. 360–362. „Der Oberst Schonburg schreibt an Hern Ernst Haller, und weilen es nötig ist uf alle wege, so zu unser aller manutation dinen mag, zu denken, so wolln die Hern es in ‚Consideration‘ zihen, an meim ordt will ich nichts ersitzen lassen, uff meiner reiß alles guts in acht zunemen. Friderich Pfaltzgrave Churfurst.“
- 37 Ebd., Nr. 167, S. 430–431.
- 38 Bilhöfer (wie Anm. 33), S. 38.
- 39 Kazner (wie Anm. 2), S. 48.
- 40 Trumbull III (wie Anm. 14), S. 343 (Winwood to Trumbull).
- 41 Ebd., S. 352 (Nieuland to Trumbull), S. 354, S. 355 (Bilderbeck to Trumbull).
- 42 Staatsarchiv Nürnberg, Unionsakten Bd. 46, fol. 136^r, 139^r, 141^r. Teilweise gedruckt in: Chroust (wie Anm. 36), Nr. 268, S. 647–649. Dort versehentlich unter „Unionsakten Bd. 57“!
- 43 Beschreibung Der Reiß: Empfahung deß Ritterlichen Ordens: Vollbringung des Heyraths [...] Des [...] Herrn Friederichen deß Fünften / Pfaltzgraven bey Rhein [...] Mit [...] Elisabethen Herrn Jacobi deß Ersten Königs in Groß Britannien einigen Tochter, [Heidelberg] 1613, S. 2 und Anhang S. 55.
- 44 Peter Wolf: *Katalog Nr. 2.13 Pacta dotalia*, CD-ROM zu: Peter Wolf et al.: *Der Winterkönig Friedrich V. Der letzte Kurfürst aus der Oberen Pfalz*, Augsburg 2003.
- 45 Beschreibung Der Reiß (wie Anm. 43), S. 45.
- 46 Ebd., S. 74.
- 47 Ebd., S. 145.
- 48 Mary Anne Everett Green: *Elizabeth, Electress Palatine and Queen of Bohemia*, London 1909, S. 90. Die Biographie enthält zahlreiche Informationen zu Schönberg nach Originalquellen, passim S. 34–111.

- 49 Nadine Akkerman: *The Correspondence of Elizabeth Stuart, Queen of Bohemia, Volume I*, Oxford, New York 2015, Nr. 84, S. 130–131.
- 50 Ebd., S. 130, Anm. 1 und Green (wie Anm. 48), S. 96 und Anm. 2 und 3.
- 51 A. B. Hinds: *Report on the manuscripts of the Marquess of Downshire, Volume Four, Papers of William Trumbull the elder*, London 1940, S. 287 (Dathenes to Trumbull).
- 52 Ebd., S. 304 (Hotman to Trumbull).
- 53 Green (wie Anm. 48), S. 95–96.
- 54 Akkermann (wie Anm. 49), Nr. 92 und Nr. 93, S. 138–140.
- 55 Ebd., Nr. 96, S. 144–146.
- 56 Ebd., S. 145, „he that hath the best hand to ease his mind of this [melancholie] and sett all things in a good way, is not heere (the Colonel Schonberg)“.
- 57 Green (wie Anm. 48), S. 98–99.
- 58 Ebd., S. 100–102.
- 59 The National Archives, Kew [TNA]: SP 81/14, fol. 223: *Ordre selon lequel Nous voulons que Nre & [Nostre] argent soit recue & desbourcé, les marchandises acheptées, payées & employées*; englische Übersetzung bei Green (wie Anm. 48), S. 102–103.
- 60 G. Dyfnallt Owen: [Trumbull V], *Report on the manuscripts of the most honourable the Marquess of Downshire, Volume V, Papers of William Trumbull the elder*, London 1988, Nr. 360, S. 172.
- 61 TNA (wie Anm. 59), SP 81/14, fol. 48.
- 62 Akkermann (wie Anm. 49), Nr. 102, S. 151–152.
- 63 Ebd., Nr. 104, S. 153–154.
- 64 Ebd., Nr. 106, S. 154–156.
- 65 Bilhöfer (wie Anm. 33), S. 51.
- 66 Trumbull V (wie Anm. 60), Nr. 428, S. 204.
- 67 Karl-Klaus Weber: *Die Generalstaaten und der Braunschweiger Konflikt zu Beginn des 17. Jahrhunderts*, in: *Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte*, Bd. 80, Braunschweig 1999, S. 88–99.
- 68 Trumbull V (wie Anm. 60), Nr. 646, S. 320; Nr. 681, S. 337; Nr. 683, S. 338; Nr. 693, S. 344; Nr. 725, S. 358; Nr. 737, S. 362.
- 69 Ernst Wiese: *Die Politik der Niederländer während des Kalmarkriegs (1611–1613) und ihr Bündnis mit Schweden (1614) und den Hansestädten (1616)*, Heidelberg 1903, S. 123.
- 70 Trumbull V (wie Anm. 60), Nr. 784, 786, 787, S. 379.
- 71 TNA (wie Anm. 59), SP 81/14, fol. 207.
- 72 Akkermann (wie Anm. 49), Nr. 119, S. 168–169.
- 73 Ebd., Nr. 125, S. 176–178.
- 74 Green (wie Anm. 48), S. 111.
- 75 Trumbull V (wie Anm. 60), Nr. 1006, S. 479 und Nr. 1038, S. 492.
- 76 Akkerman (wie Anm. 49), Nr. 126, S. 178–179.
- 77 Trumbull V (wie Anm. 60), Nr. 1110, S. 527.
- 78 Kazner (wie Anm. 2), S. 119–122.
- 79 Theodor Hampe: *Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler im Zeitalter der Spätgotik und Renaissance*, Bd. II, Wien, Leipzig 1904, Nr. 2501, S. 441–442. Carl war ohnehin wegen dringender Arbeiten in Nürnberg verhindert.
- 80 Staatsarchiv Nürnberg, Unionsakten Bd. 46, fol. 136^r.
- 81 Wolff ist Mitte November 1612 wieder in Nürnberg nachgewiesen, vgl. Hampe (wie Anm. 79), Nr. 2526, S. 446.
- 82 Ebd., Nr. 2779, S. 488; Nr. 2783 und 2784, S. 489.
- 83 Vgl. Klaus Winkler: „... der Princessin zu Heydelberg Dantzmeister hatts componirt“, *Heidelberg Court Music between Tradition and 'avant-garde'*, in: Sara Smart and Mara R. Wade: *The Palatine Wedding of 1613, Protestant Alliance and Court Festival*, Wiesbaden 2013, S. 524 und S. 528.
- 84 Vgl. Klaus Winkler: *Der Ingenieur Salomon de Caus. 400 Jahre „Les Raisons des Forces mouvantes“*, in: *HJG Jg. 20*, 2015, S. 175–192.
- 85 Kazner (wie Anm. 2), S. 135.

Das Jahrbuch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung der



Sean Ward

In aller Welt und doch vergessen

Die letzten Jahre von Philipp, Henriette und Moritz von der Pfalz

Einführung

Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth Stuart – verhängnisvollerweise auch vorübergehend König und Königin von Böhmen – erfreuten sich bekanntlich eines reichen Kindersegens: dreizehn an der Zahl, wovon neun das Erwachsenenalter erreichten. Hiervon nehmen fünf nicht unbedeutende Plätze in der europäischen Geschichte ein: Karl Ludwig als Reorganisator der Pfalz, Elisabeth als Briefpartnerin großer Philosophen, Ruprecht als Reitergeneral im englischen Bürgerkrieg, Luise Hollandine als Äbtissin und Sophie als Beinahe-Königin von Großbritannien. Und das sind nur die wichtigsten Stichworte, die sich jeweils mühelos erweitern ließen. Denn alle waren hochbegabt und geistreich, hatten zum Teil abenteuerliche Lebenswege und schauten zudem in jungen Jahren recht fesch aus. Eine schrecklich faszinierende Familie also.

Etwas weniger bekannt ist ein sechstes Kind, Moritz. Er spielte zwar als General und später Militärgouverneur eine maßgebliche Rolle im englischen Bürgerkrieg; damit vertraut sind heute jedoch nur noch Spezialisten. Die anderen drei Kinder – Eduard, Henriette und Philipp – wurden von den Zeitgenossen kaum wahrgenommen und sind inzwischen weitgehend vergessen.

Dieser Aufsatz befasst sich mit zwei Vergessenen und dem Halbvergessenen: Philipp, Henriette und Moritz. Dies nicht etwa, um ihnen zu einem ihrer wahren Bedeutung besser entsprechenden Platz in der Geschichte zu verhelfen – eine bekannte Geste der Geschichtsschreibung und ein häufiger Rechtfertigungstopos der Geschichtspublizistik. Das wäre hier fehl am Platz. Unter den drei war einzig Moritz für kurze Zeit ein halbwegs wichtiger Akteur auf der Weltbühne. Und keiner tat hinter der Kulisse etwas Bedeutsames, was wir hier erstmalig ins Rampenlicht ziehen könnten. Ohne Zweifel: Auch Philipp, Henriette und Moritz gerieten in Strömungen, die für ihre Zeit charakteristisch waren. Auch sie nahmen an großen Ereignissen teil, die ihre Zeit mitgestalteten. Diese Ereignisse führen uns übrigens bis nach Siebenbürgen und sogar bis in die Karibik. Schon das lässt ahnen, dass auch ihre Biographien an Abenteuern nicht arm waren.

Trotzdem haben wir es hier eher mit Kleindarstellern zu tun. Und wie es Kleindarstellern eigen ist, erfuhren Philipp, Henriette und Moritz ihre Geschichte – um mit Heinz Dieter Kittsteiner zu reden – zu großen Teilen als etwas, was ihnen geschah. Aber so lässt sich eben auf ganz andere Art zeigen, was Geschichte ist, was sie mit Menschen macht, wie Menschen durch sie werden. Oder in diesem Fall: wie die Geschichte dem Werden ein jähes Ende setzt.

Wir begleiten hier drei junge Menschen im jeweils letzten Jahr ihres kurzen Lebens. Dabei ist mit „begleiten“ zum Teil schon zuviel versprochen. In den zwei bekanntesten Korrespondenzsammlungen der Kinder des Winterkönigs sind von knapp 550 Briefen nur einige wenige von Philipp und Henriette und kein einziger von Mo-

ritz. Der Fundus an persönlichen Zeugnissen ist entsprechend klein. Nur im Fall von Henriette werden wir das, was ihr geschah, mit ihren Augen und in ihren Worten darstellen können. Philipp kommt dagegen nur vereinzelt, Moritz gar nicht zu Wort. Bei ihnen sind wir aus Quellenmangel gezwungen, die Vogelperspektive einzunehmen. Wir folgen dem, was ihnen geschah, aus einiger Distanz und müssen unsere Vorstellungskraft bemühen, um im großen Ereignisgemälde die Schicksale der Einzelfiguren Philipp und Moritz zu erkennen.

Unsere Geschichte setzt im Jahr 1650 ein. Der Dreißigjährige Krieg und das ebenso lange Exil der Pfalzgrafen, wie der Titel kurpfälzischer Prinzen lautet, sind vorüber. Der Westfälische Frieden spricht Karl Ludwig eine zwar territorial verkleinerte Pfalz und eine neugeschaffene und damit weniger angesehene Kurwürde zu. Aber damit kann er wesentliche Stammländer der pfälzischen Wittelsbacher wieder sein Eigen nennen. Er darf, nein, muss an Nachwuchs denken; und im kommenden Jahr wird ihm seine junge Gemahlin aus dem befreundeten Haus Hessen-Kassel in der Tat einen Kurprinzen schenken (dass dieser 1685 kinderlos sterben und die Linie Pfalz-Simmern somit erlöschen wird, ahnt niemand). Die Familie darf jetzt auch für die jüngsten Schwestern, Henriette und Sophie, jeweils einen geeigneten Bräutigam finden. Überhaupt bescheren das Ende des Kriegs und die Restitution der Pfalz den Pfalzgrafen einen Neuanfang. Man darf endlich hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. So scheint es jedenfalls.

1650: Philipp kämpft in Nordfrankreich

Der zukünftige Sonnenkönig Ludwig XIV. ist mit zwölf Jahren vorerst nur ein Sohn-König. Seine Mutter Anna von Österreich regiert an seiner Stelle durch ihren ersten Minister und – dem Gerücht nach – Liebhaber Kardinal Mazarin. Annas Regentschaft wird von mehreren Prinzen und Hochadeligen angefochten. Sie meinen, das Recht, Frankreich während der Minderjährigkeit des Königs zu regieren, stehe ihnen zu. Im Januar 1650 lässt Kardinal Mazarin die drei führenden Prinzen – Condé, dessen Bruder Conti und beider Schwager Longueville – verhaften und im Schloss Vincennes nordöstlich von Paris festsetzen. Darauf bricht ein Aufstand, die sogenannte Fronde der Prinzen, aus. Zahlreiche Regimenter des französischen Heeres gehen zu den Rebellen über. Im Frühjahr schließen die Frondeure mit Spanien, das den Erzfeind Frankreich destabilisieren will, ein Bündnis. Im Sommer fällt eine spanische Armee von den Spanischen Niederlanden aus in Nordfrankreich ein. Ihr angeschlossen ist ein lothringisches Reiterregiment unter dem Befehl eines zweiundzwanzigjährigen Obristen: Prinz Philipp von der Pfalz.

Philipp wird am 16. September 1627 als zehntes Kind Friedrichs und Elisabeths im Haag geboren. Wie seine Geschwister wird er in Leiden im eigens dafür eingerichteten Familieninternat erzogen. Anfang der 1640er Jahre geht Philipp mit seinem älteren Bruder Eduard nach Paris, um an einer dortigen Ritterakademie und am französischen Hof den letzten Feinschliff zu bekommen. Als Eduard 1645 zum katholischen Glauben konvertiert, zieht die Familie Philipp umgehend nach dem Haag zurück, um einem ähnlichen Fehltritt zuvorzukommen. Mitte 1646 ersticht Philipp aus nicht völlig geklärten Gründen einen französischen Edelmann und Offi-

zier namens l'Épigny in einem Kampf auf offener Straße. Die holländischen Behörden fahnden nach Philipp. Er muss fliehen. Nach einer kurzen Zeit als Oberst in venezianischen Diensten 1648 kommt Philipp als erstes der Kinder nach dem Westfälischen Frieden in der Pfalz an. Er bildet zusammen mit vier Räten das Regierungskollegium, das die Geschäfte bis zur Rückkehr Karl Ludwigs führt. Die zwei Brüder reiten Anfang Oktober 1649 feierlich in Heidelberg ein. Mit finanzieller Unterstützung Karl Ludwigs erhält Philipp im Sommer eben dieses lothringische Regiment, ein zeittypischer Vorgang zur Versorgung nachgeborener Fürstensöhne.

Prinz Philipp ist also im Sommer 1650 im Feld. Die Etappenziele sind klar gesteckt: die königstreuen französischen Verbände angreifen und besiegen, die drei Prinzen in Vincennes befreien, nach Paris marschieren, Mazarin absetzen und die Macht ergreifen. Das Kräfteverhältnis in Nordfrankreich ist für die Frondeure günstig. Mit knapp 40 000 Mann ist die spanisch-aufständische Armee fast zweimal größer als die royalistische. Sie verfügt zudem über 14 000 Reiter, die eine mobile, äußerst schlagkräftige Streitmacht bilden. Und die Heerführer der Spanier und der Frondeure – Erzherzog Leopold Wilhelm (der Bruder Kaiser Ferdinands III. und Generalgouverneur der spanischen Niederlande) und Henri de la Tour d'Auvergne, vicomte de Turenne (ein entfernter Verwandter des kurpfälzischen



Philipp von der Pfalz (1627–1650) (Quelle: Wikimedia Commons)

Hauses übrigens) – sind ebenso erfahren wie fähig. Aber trotz der klaren Überlegenheit an Truppenstärke und Beweglichkeit gehen der Erzherzog und Turenne eher zaghaft vor. Sie führen einen Belagerungskrieg: Eine befestigte royalistische Kleinstadt nach der anderen in den nordfranzösischen Provinzen Picardie und Champagne wird von ihnen mit Laufgräben umgeben, bombardiert und nach Möglichkeit zur Übergabe gezwungen. So wollen sie sich in kurzen Etappen langsam Vincennes und Paris nähern.

Philipp und sein Reiterregiment sind zur Deckung am Rande der Belagerungen im Einsatz. Die Quellen dazu sind, wie schon gesagt, spärlich. Sie bestehen aus einigen kurzen Feldpostbriefen an Karl Ludwig in Heidelberg. Am 18. Juli ist Philipp mit der spanischen Armee zwischen Guise und Landrecies, entlang der heutigen D 934, im Feldlager. Er bittet seinen Bruder um „etwas gelt“. Er erwähnt dabei nicht, dass es dem Erzherzog nicht gelingt, die kleine Festung von Guise einzunehmen, die vom erfahrenen royalistischen General César de Choiseul, Comte du Plessis-Praslin, verteidigt wird. Eine der kurzen Etappen nach Vincennes ist damit schon mal gescheitert. Am 25. Juli ist Philipp etwa 25 Kilometer nordöstlich von Guise,

„vohr la Capelle“. Obwohl man „schon fuhr 4 thag“ vor Ort ist und die Laufgräben noch nicht angelegt hat, werden die Spanier dieses Städtchen in der Picardie letztendlich doch einnehmen. Philipp bittet Karl Ludwig um Entschuldigung, dass er einen Edelmann aus dem verschwägerten Haus Hessen-Kassel nicht in sein Gefolge aufnehmen kann, da seine „haushaltung gahr zu klein ist, viel leut zu fressen zu geben“. Am 16. September feiert Philipp im Feld seinen 23. Geburtstag. Am 10. Oktober ist er in Mouzon. Die Rebellen belagern das Inselstädtchen in der Maas, das knapp 20 Kilometer südöstlich von Sedan liegt. Philipp schreibt an Karl Ludwig, dass tags zuvor die Royalisten mit 800 Mann die Maas zu überqueren und in die Stadt einzudringen versuchten, um die Garnison zu verstärken, aber mit leichtem Verlust zurückgeschlagen wurden. Er fügt hinzu, dass für seine Seite Verstärkung im Anmarsch sei: „man erwartet noch alle thag etlige teüche regementer.“ Es sind die letzten Worte, die von Philipp erhalten sind.

Mit fortschreitendem Herbst verschlechtert sich die strategische Lage der Rebellen. Mazarin, der an der Sicherheit von Schloss Vincennes zu zweifeln beginnt, verlegt die drei Prinzen, zunächst in ein Städtchen südwestlich von Paris und dann, im November, in die Zitadelle von Le Havre am Ärmelkanal. Dadurch ist eine Befreiung unmöglich geworden. Etwa gleichzeitig übergibt der Erzherzog einige Verbände, darunter das lothringische Regiment Philipps, an Turenne, zieht sich aber mit dem Großteil der spanischen Armee ins Winterquartier nach Flandern zurück. Das ist zum einen angesichts des herannahenden Winters militärischer Usus. Zum anderen haben die Spanier kein Interesse daran, dass es eine Entscheidungsschlacht und damit eine klare Siegerpartei in Frankreich gibt. Sie wollen nur den innerfranzösischen Krieg möglichst verlängern und Frankreich so lange schwächen.

Mazarin hat die Fronde in Südfrankreich inzwischen niedergeworfen und kann nun königstreue Truppen nach Norden verlegen. Bald ist das Kräfteverhältnis auf den Kopf gestellt: Jetzt sind die Royalisten doppelt so stark wie ihr Gegner. Sie gehen zur Offensive über. Nach einer kurzen Belagerung nehmen sie Anfang Dezember Rethel an der Aisne, rund 70 Kilometer nordöstlich von Reims, ein. Turenne, der aus südöstlicher Richtung herbeieilt, um die aufständische Garnison zu entsetzen, kann nur noch feststellen, dass er zu spät gekommen ist. Kurz vor Rethel befiehlt er seiner Armee kehrtzumachen. Die Royalisten unter Plessis-Praslin setzen ihm nach.

Das Vorwärtstreffen ist bei Schneeregen über eine Straße, die schon durch den Anmarsch Turennes am Tag zuvor zu Matsch geworden ist, mühsam. Nach kurzer Verschnaufpause am Abend setzt Turenne den Rückzug in der Nacht fort – und Plessis-Praslin dessen Verfolgung. Als am Vormittag des 15. Dezember der Nebel sich lichtet, sind die zwei Armeen in Sichtweite voneinander. Plessis-Praslin ist nun mit Turenne gleichauf. In der Nacht ist er an der Nachhut der Rebellen vorbeigeschlüpft; die zwei feindlichen Armeen marschieren neben einander her. Die Marschlinien ziehen sich entlang zweier niedriger, parallel laufender Bergrücken, dazwischen eine flache Talebene. An manchen Stellen trennen die Royalisten und Rebellen nur 200 Meter. Die Anhöhe, auf der die Rebellen marschieren, ist etwas höher und so lässt Turenne, diesen taktischen Vorteil nutzend, den Rückzug fortsetzen und seine Verfolger nur beobachten.

Doch diese sind schneller. Rund 25 Kilometer südöstlich von Rethel zieht die royalistische Vorhut an den Rebellen vorbei. Noch drei Stunden bis zur Abenddämmerung. Plessis-Praslin befiehlt seiner 14 000 Mann starken Armee gegen den Feind Front zu machen. Turenne erteilt seinen 8 000 Soldaten denselben Befehl. Beide Generäle justieren ihre jeweilige Schlachtordnung. Turenne verlängert seinen linken Flügel, indem er die dort gestaffelt postierten zwei Linien der Kavallerie zu einer zusammenführt, um die volle Länge der feindlichen Front abzudecken. Plessis-Praslin dagegen schiebt seine Musketiere näher an seine Kavallerie.

Turenne missdeutet diese Umgruppierung als Verwirrung, die er ausnützen will. Er lässt seine Reiter am linken Flügel – darunter auch Philipp mit seinem Regiment – die royalistische Kavallerie, die ihnen gegenüber steht, angreifen. Unmittelbar vor der Schlacht stecken die rebellischen Reiter, die alles andere als einheitlich uniformiert sind, einen Strohhalm an den Hut, um im kommenden Getümmel einander erkennen zu können. Der Angriffsbefehl wird erteilt, und mehr als 3 000 rebellische Kavalleristen reiten langsam den Hang hinab.

Zeitgenössischen Handbüchern nach sind die Regimenter in Kompanien von je rund 60 Reitern eingeteilt, die in fünf Reihen Steigbügel an Steigbügel reiten, „so eng zusammengeschlossen wie es nur geht“. Diese dichte Formation bündelt die Feuerkraft und vor allem die bloße kinetische Wucht der Attacke. In den fünf Reihen mit etwas Leerraum zwischen den einzelnen Kompanien bildet die rebellische Kavallerie eine lebendig-bewegliche Mauer aus Pferd und Mann mit einer Frontlänge von knapp einem Kilometer und einer Tiefe von rund 50 Metern. Hollywood würde den Angriff als donnernden Galopp tausender Reiter inszenieren. Aber in Wirklichkeit ist der Vormarsch wohl eher gemächlich. Um die Geschlossenheit zu wahren, darf man lediglich „im lockeren Trott“ reiten. Nichtsdestotrotz: Von der royalistischen Linie aus ist der Anmarsch – mit Trompetenfanfaren, farbenfrohen Standarten in der Mitte jeder Kompanie und dem rhythmischen Aufschlag von 12 000 Hufen – zweifellos ein furchteinflößender Anblick.

Turennes genaue Anweisungen sind nicht überliefert. Die zeitgenössische Best Practice schreibt jedenfalls vor, dass die vorderste Reihe der Angreifer – darunter Philipp an der Spitze seines Regiments – etwa zehn Meter vor der feindlichen Linie kurz innehalten soll, um einen Pistolenschuss abzugeben. Danach spornt man das Pferd an, um sich mit gestrecktem Degen durch die Schwarzpulverwolken auf den Feind zu stürzen. Was dann folgt, ist in keine Vorschrift zu fassen: ein Getümmel aus Stößen und Hieben, aus Parieren, Bluten, Stöhnen und Sterben. Der Vorteil ist zunächst bei den Rebellen. Wiederholt müssen die royalistischen Reiter das Feld räumen und sich hinter die eigene Infanterie zurückziehen, um sich neu zu ordnen. Immer wieder kommen sie hervor und werden von den Rebellen erneut angegriffen.

Indem Turenne die ganze Reiterei des linken Flügels sofort in die Schlacht wirft, ohne eine Reserve zu halten, geht er ein hohes Risiko ein. „In einer Schlacht gibt es nichts Gefährlicheres, als die ganze Truppe auf einmal einzusetzen“, warnt ein zeitgenössisches Kavallerie-Handbuch. „Gerät sie in Unordnung, kann sie sich nicht wieder zusammenscharen, weil es keine frischen Reiter gibt, die währenddessen den Feind beschäftigen.“ Plessis-Praslin kann feststellen, dass genau das mit der

Rebellenreiterei passiert und dass sie folglich unfähig ist, weiter in die Schlacht einzugreifen. Er erteilt seiner Infanterie, die bisher den Kavalleriegefechten tatenlos zugeschaut hat, den Befehl, in das Tal hinab und den gegenüberstehenden Hang hinauf zu marschieren und anzugreifen. Die zahlenmäßig deutlich unterlegene Rebelleninfanterie hält auf ihrer kleinen Anhöhe eine Weile lang dem Angriff stand. Mit der Zeit gibt aber der rechte Flügel der Rebellen nach. Als die Royalisten vom eroberten rechten Flügel aus ihr Feuer seitlich gegen die ganze Linie der Rebellen richten können, löst sich diese auf. Die Rebellen ergreifen die Flucht, werden aber überrannt. Drei Fünftel von Turennes Infanterie – insgesamt um die 3 000 Mann – fallen oder werden gefangen genommen; Artillerie und Tross werden von den Royalisten erobert.

Trotz der spanischen Verzögerungsstrategie ist es also doch zur Entscheidungsschlacht gekommen. Und die Entscheidung lautet: Turennes Armee wird vernichtend geschlagen und zersprengt; Turenne selbst ergreift die Flucht. Dem Tod und der Gefangenschaft entkommen überhaupt nur diejenigen unter den Aufständischen, die zu Pferd sind. Zu den Berittenen zählt zwar Philipp, aber die zweistündige Schlacht hat er trotzdem nicht überlebt. Ob erstochen, erschossen oder von Pferdeshufen zertreten, ist nicht überliefert. Fest steht nur, dass an einem nasskalten Nachmittag im Dezember 1650 Prinz Philipp von der Pfalz mit 23 Jahren in einem Tal südöstlich von Rethel gefallen ist.

Anderthalb Jahrhunderte später wird Napoleon Bonaparte auf die Schlacht rückblickend an dem sonst verehrten Turenne kein gutes Haar lassen. Er wirft ihm zahlreiche Fehler vor: von einem zu behäbigen Rückzug (wie habe er seinen Vorsprung vor Plessis-Praslin nur verlieren können?) und der Entscheidung, den Kampf zu suchen (warum sei er auf seiner Anhöhe nicht einfach weitermarschiert – den taktischen Vorteil hatte er ja?) bis zum Vabanquespiel mit der Kavallerie am linken Flügel (wer greife ohne Reserve an?).

Trotz dieser Fehler und trotz dieser verheerenden Niederlage können die Frondeure überraschenderweise bald zwei ihrer strategischen Ziele erreichen. Im Frühjahr 1651 machen zwei bisher rivalisierende Fraktionen der Fronde – die der Prinzen und die der Pariser Bevölkerung – gemeinsame Sache. Am 6. Februar gibt Mazarin dem nunmehr geballten Druck nach und lässt Condé, Conti und Longueville frei. Drei Tage später verfügt ein hohes Gericht in Paris, dass Mazarin und seine Anhänger binnen zweier Wochen Frankreich zu verlassen haben. Seine Eminenz zieht sich nach Brühl bei Köln zurück. Diese Phase der Fronde ist somit vorüber. In der nächsten wird – nebenbei bemerkt – der zum royalistischen Lager gewechselte Turenne 1652 in einer Schlacht vor Paris den wieder aufständischen Condé besiegen, den er 1650 aus der Gefangenschaft zu befreien versuchte. Für seinen Teil wird Mazarin bis Februar 1653 warten müssen, bis eine günstigere politische Konstellation es Ludwig XIV. erlauben wird, ihn auf seinen alten Posten zu berufen.

Von den Geschwistern, die das Erwachsenenalter erreicht haben, stirbt Philipp als erster. Philipp war laut einem Historiker Karl Ludwigs Lieblingsbruder. Auch Elisabeth scheint ihm nahe gewesen zu sein. Auf jeden Fall schreibt sie Ende Januar 1651, dass sie schlaflose Nächte verbringe, weil sie das Bild „du cher frer philip“ ständig vor Augen habe. Sein kurzes Leben wird aber noch Nachwirkungen haben,

und zwar in Italien. Im Jahr 1664 hält sich seine Schwester Sophie in Venedig auf. Dort erhält sie eine merkwürdige, ja geheimnisvolle Einladung. Sie solle ihre Gondel vor ein bestimmtes Kloster rudern lassen und dort warten. Von einem Fenster aus, hoch über dem Kanal, werde eine Nonne ein Gesangskonzert für sie geben. Sophie begibt sich dorthin und hört den Gesang. Sie findet ihn sehr schön, kann aber den Gestank des Kanals kaum ertragen und möchte eigentlich „basta, basta“ — so schreibt sie — hinaufrufen. Trotzdem hört sie weiter geduldig zu, weil die Nonne, wie man ihr sagt, eine uneheliche Tochter Philipps ist. Sie entstammt vermutlich einer Liaison, die Philipp während seines Dienstes in der venezianischen Armee 1648/49 hatte. Das Mädchen, das somit etwa 16 Jahre alt sein dürfte, hat einen Bruder, auch ein Kind Philipps. Ihn, einen italienischen Edelmann namens Gallosi, lernt Sophie 1666 in Osnabrück kennen. Philipp ist bedauernswert früh gestorben. Aber die Familie gewinnt unverhofft eine Nichte und einen Neffen.

1651: Henriette an der Grenze des damaligen Europas

Für Friedrich Schiller ist die Innen- und Außenpolitik Europas in den hundert Jahren vor dem Westfälischen Frieden maßgeblich durch die Reformation geprägt. Die „Trennung der Kirche“ habe eine „fortdauernde politische Trennung“ ausgelöst. Aber gerade diese Trennung habe auch neue Verbindungen geschaffen. „Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen waren, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen.“ Auf dynastischer Ebene führt dies zu Eheschließungen zwischen den regierenden Häusern dieser Staaten. Die Pfalzgräfinnen und -grafen entstammen einer solchen, nämlich der zwischen den vorher kaum für einander vorhandenen Häusern Stuart und Kurpfalz. Reformierte Ehebindnisse gibt es unter anderem auch zwischen den Häusern Stuart und Oranien, Bouillon und Oranien, Oranien und Kurpfalz, Kurpfalz und Kurbrandenburg sowie Kurbrandenburg und dem ungarischen Magnaten Gabriel Bethlen. Dadurch entsteht bis Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein reformiertes Staaten- und Dynastienarchipel, das sich – sehr punktuell, versteht sich – von Schottland über die Niederlande und die Rheinpfalz bis nach Siebenbürgen, also bis zu den Grenzen des Osmanischen Reichs erstreckt. Und nach Siebenbürgen blickt 1651 die Familie. Man plant nämlich eine neue Ehebrücke zwischen zwei Inseln des reformierten Archipels, und zwar zwischen der Kurpfalz und dem siebenbürgischen Fürstenhaus Rákóczi. Über die Klugheit dieser Verbindung sind die Geschwister uneinig, vor allem darüber, ob es für ihre Schwester Henriette Marie zumutbar ist, in ein Entwicklungsland verheiratet zu werden.

Henriette, am 17. Juni 1626 im Haag geboren, ist 1651 Mitte zwanzig und so noch in heiratsfähigem Alter. Von ihr ist leider fast ebenso wenig überliefert wie von Philipp; allein durch ihre Verehelichung ist sie quellenkundig. Ihr Wesen ist nur in einigen wenigen Briefen und in einer Charakterisierung in Sophies Memoiren festgehalten: „Meine dritte Schwester, Prinzessin Henriette, war ganz anders. Sie hatte aschblonde Haare und einen Teint, der ohne Übertreibung Lilien und Rosen glich. [Sie hatte eine] wohlgeformte weiße Nase [... und] sanfte Augen, schwarze, sehr

schön gezeichnete Augenbrauen, eine wunderschöne Stirn und Gesichtsform und einen hübschen Mund. Ihre Hände und Arme waren wie gedrechselt. Zum Lob ihrer Beine und Füße brauche ich nur zu sagen, dass sie typische Exemplare des kurpfälzischen Hauses waren. Ihrem Temperament nach mochte sie eigentlich nur zwei Beschäftigungen: Sticken und Einmachen. Vom Letzteren profitierte ich am meisten.“ Mit „ganz anders“ meint Sophie: weder hochgeistig wie Elisabeth noch künstlerisch hochbegabt wie Luise. Henriettes demütige, holprige Briefe stehen zu denen ihrer scharfzüngigen Geschwister in scharfem Kontrast. Henriette hat zwar das einnehmende Äußere ihrer Familie, aber nicht das geistige Format.



Henriette von der Pfalz (1626–1651) (Quelle: Sammlung Ward)

Einen Beleg für Henriettes Schönheit, nämlich ihr Porträt, gibt Karl Ludwig bereits 1649 einem siebenbürgischen Gesandten mit. Dieser bringt es nach Sárospatak im Nordosten des heutigen Ungarns zu seinem Herrn Sigmund Rákóczi, dem jüngeren Bruder des regierenden Fürsten von Siebenbürgen Georg II. Auf den zukünftigen Bräutigam hat das Porträt die gewünschte Wirkung. Er sendet eine Delegation nach Krossen, heute Krosno Odrzańskie im Westen Polens, wo Henriette und Elisabeth sich aufhalten. Krossen ist der Witwensitz ihrer Tante väterlicherseits Elisabeth Charlotte, der Mutter von Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten. Elisabeth Charlotte ist mit den einzelnen vertraglichen

„Heurathspunkten“ – darunter: Henriette dürfe zwölf deutsche Diener mitbringen und erhalte ein jährliches Taschengeld von fünftausend Talern – zufrieden und schreibt im August 1650 an Karl Ludwig, dass sie ihm „diss sache bester massen recommendiren“ könne. Auf die zukünftige Braut hat die „alliance undt schwegerschaft“ zwischen Kurpfalz und Rákóczi allerdings eine ganz andere Wirkung. Sie wird blass vor Schrecken und weint unaufhörlich. Bereits Ende August geht Elisabeth Charlotte aber weit über diese Empfehlung hinaus. Ohne auf eine Stellungnahme Karl Ludwigs zu warten, bietet sie Henriette Prinz Sigmund zur Ehe an.

Karl Ludwig ist über diese Eigenmächtigkeit wütend. Er geizt zwar mit Geld für Henriettes Aussteuer, aber weder mit Vorwürfen (Elisabeth Charlotte habe ihre Vollmacht überschritten, Elisabeth habe sie nicht zurückgehalten) noch mit Beleidigungen (mit der Latinität seiner humanistisch gebildeten Schwester könne es nicht weit her sein, wenn sie nicht mal die lateinisch verfasste Vollmacht richtig verstehe).

Schwester und Tante versuchen, ihn zu beschwichtigen, drücken aber auch ihre Überraschung über seinen offenkundigen Sinneswandel aus. Habe er nicht Henriettes Porträt nach Siebenbürgen geschickt? Habe er nicht Elisabeth Charlotte für die Verhandlungen eine Vollmacht erteilt? Habe er ihr nicht sogar geraten, nicht zu viel zu fordern, um die Rákóczis nicht abzuschrecken? Sie seien durch diese und andere Hinweise überzeugt gewesen, Karl Ludwig wolle diese Ehe. Wiederholt bitten sie ihn, sie seinen „gnädigen Willen“ in aller Klarheit wissen zu lassen. Das tut er aber nicht. Stattdessen beißt er sich in grundsätzlichen Fragen fest. Sei dieser Sigmund Rákóczi erstens tatsächlich ein Fürst und somit für eine Pfalzgräfin standesgemäß? Und könne man zweitens den Siebenbürgern bei der Ausführung des Ehevertrags über den Weg trauen? Karl Ludwig schlägt sogar die unerhörte Bedingung vor, dass die Rákóczis das Witwengeld in Höhe von 150.000 Reichstalern bereits vor der Hochzeit in Deutschland treuhänderisch hinterlegen sollen.

Elisabeth versucht in mehreren Briefen, Karl Ludwigs Einwände zu entkräften und die Vorzüge des exotischen Bewerbers ins rechte Licht zu rücken: Prinz Sigmund sei zwar nach Herkunft kein Fürst, habe aber das Ansehen und den Rang eines solchen; er sei als General in der schwedischen Armee immer von allen so behandelt worden; sein Gefolge bestehe aus fünfzig Edelmännern; er habe zweihundert Leibgardisten; sein ganzer Hof esse immer auf Silbergeschirr; er besitze große einträgliche Landgüter; er verfüge über mehrere Festungen; er sei auf dem Heiratsmarkt die reichste und bedeutendste reformierte Partie; der Ehevertrag werde von Sigmund, seiner Mutter und seinem Bruder – die sich somit ebenfalls verpflichten, die Vertragsbedingungen einzuhalten – unterschrieben. Mehr könne man nicht verlangen. Und zu guter Letzt: Warum schenke man eine geschätzte Schwester einer Familie, der man misstraut?

Henriette ergibt sich ihrem Schicksal. Alles, was für ihr „particularier contenaement davon [also: von der Heirat] abschrecke“, werde sie, „auff ein seit“ tun, um durch die Ehe Karl Ludwig „zuvorders undt dan auch meine andere brüder und schwestern nützlich zu sein“. Am Ende kommt es zu einem *Fait accompli*: Ohne dass Karl Ludwig sich je klar äußert, unterschreiben die Rákóczis am 16. Februar 1651 den Ehevertrag. Die Zeremonien sind für den 14. Mai 1651 geplant.

Prinz Sigmund verfolgt parallel zum Heirats- ein Schulreformprojekt. Braut wie Bildungsdirektor lässt er importieren. Im Jahr 1650 schreibt er an den böhmischen Bischof und Avantgarde-Pädagogen Johann Amos Comenius, der sich zu dieser Zeit im polnischen Leszno, einem wichtigen Zufluchtsort für böhmische Protestanten, aufhält. Sigmund beruft den europaweit bekannten Erziehungswissenschaftler, der 1613/14 in Heidelberg Theologie studierte, nach Sárospatak, um dort eine Musterschule zu gründen und das siebenbürgische Schulwesen zu reformieren. Die Konditionen sind verlockend. Neben einem großzügigen Gehalt darf Comenius zwölf böhmische Jugendliche mitnehmen, die auf Kosten der Rákóczis eine Schulbildung genießen sollen. Comenius nimmt die Berufung an. Seine Antrittsrede, „*De cultura ingeniorum*“ („Von der Pflege der Geister“), hält er am 24. November 1650 in Sárospatak. Bis Mitte März 1651, also kurz nachdem die Rákóczis den Ehevertrag unterzeichnen, sind die ersten zwei der insgesamt sieben Klassen eröffnet. Gespräche in der ummauerten Internatschule sollen ausschließlich in lateinischer Sprache erfol-

gen. Das Ziel ist somit nicht nur die Förderung einer christlich-humanistischen Allgemeinbildung – die im Übrigen allen Ständen offensteht –, sondern auch die Gründung eines lateinischen Miniaturstaats (*latina civitatula*).

Für die Hochzeit zeigt sich Henriettes Gastgeber, der Große Kurfürst, großzügig. Er steuert die sechs Pferde für ihre Brautkutsche bei; er ordnet an, für die Feier nötigenfalls „*virtualien*“ aus seinen Schlössern in Kölln und Küstrin herbeizuschaffen; er gibt Hauptmann Georg Abraham von Grünberg den Befehl, sich nach Krossen zu begeben und „*unsere freundliche, liebe Muhme, die printzessin Henriette*“ nach Siebenbürgen zu begleiten. Die Mutter des Kurfürsten, Elisabeth Charlotte, trägt die Kosten nicht nur der Hochzeit – deren diverse Events fünf Tage in Anspruch nehmen – sondern auch von Henriettes Reise bis an die siebenbürgische Grenze.

Die Einzelheiten der Hochzeit sind in einer „*relation vom siebenbürgischen Beylager zu Crossen*“ enthalten, welche die Gesandten des brandenburgischen Kurfürsten zur Information ihres Herrn verfassen. Bei der kirchlichen Trauung vertritt der ungarische Edelmann Franz Rhédey die Stelle des Bräutigams. Nach der „*Predigt vnd andern kirchen ceremonien*“ hält der kurpfälzische Gesandte eine lange lateinische Rede über die Genealogie der Braut väterlicher- und mütterlicherseits sowie über die ruhmreichen Taten der Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein. Die Antwort des siebenbürgischen Emissärs, berichten die kurbrandenburgischen Gesandten mit Erleichterung, fällt dagegen kurz („*brevibus*“) aus. Tags drauf wird der Braut die Morgengabe – „*köstliche Kleinodien, Perlen, Ketten vndt fürstliche Kleider*“ – überreicht. Am übernächsten Tag ist es endlich Zeit für die Festlichkeiten: deutsche und ungarische Lieder, zahlreiche Tischreden „*vndt dergleichen vanitatibus*.“ Die Gesandten schließen ihren Bericht mit den Worten: „*Gott gebe, dass alles glücklich vndt zu einem gewünschten Ende hinausstrichle.*“

Doch Henriette, schreibt ihre Tante, „*thut nichts als weinen, wenn sie an das Fortgehen gedenket.*“ Dafür ist es jetzt Zeit. Sie verlässt zwar für immer ihre Verwandten, aber nicht alleine. Ihr persönlicher Hofstaat besteht aus mehr als 40 Personen, ihre Kavalkade bei der Reise laut dem „*Theatrum Europaeum*“ aus „*300 Pferden, 8 Gutschen und etlichen Rüstwägen*“. Unterwegs schreibt Henriette an Karl Ludwig, seinem Wunsch entsprechend werde sie ihm „*alles berichten wie es in Ungern steht (wo ich nicht sterb, ehe ich hin komm)*“. Am 12. Juni 1651 erreicht man Breslau, wo die Braut einem siebenbürgischen Geleit von zweihundert Reitern übergeben wird. Da man ihr Siebenbürgen immer als eine „*barbarische nation*“ beschrieben hatte, ist sie über die Zuvorkommenheit und Höflichkeit der siebenbürgischen Edelleute in ihrer Begleitung angenehm überrascht. Auf der letzten Etappe ereignet sich ein kleiner Unfall: Die Kutsche der Braut wird umgeworfen, und Henriette kommt mit blauen Flecken im Gesicht in *Sárospatak* an.

Am 26. Juni wiederholt man den *Rákóczi* zuliebe mit dem eigentlichen Bräutigam die Hochzeit. Hier dauern die Festivitäten drei Tage. In einem Brief an Karl Ludwig vom 12. Juli 1651 betont Henriette einerseits die gute Aufnahme in der neuen Heimat aber andererseits ihr Heimweh: „*so kan ich E.G. [Karl Ludwig] nicht anders sagen, als das mich die frauw muter wie auch die regierende fürstin [die Gemahlin Georgs II.] s e h r c a r r e s i r t haben undt die erste selbiges noch tuht, mein herr ist gewiss auch recht gutt gegen mich undt sehe nicht, das ich mich*

von etwas zu beklagen hab als das ich so w e i t t von alle meine verwanten sein muss.“ Am 30. Juli berichtet sie, dass sie an ihrem Gemahl „keine andere [menschliche Schwäche] wüst zu sagen, als das [er] mich zu sehr lieb[t]“. Ob sie damit übertriebenes Turteln, eine zu verliebt-devote Haltung oder eine für ihren Geschmack zu häufige oder heftige Einforderung der ehelichen Pflicht meint, ist unklar. Klar geht aus ihren wenigen Briefen aus Sárospatok nur hervor, dass sie ihre Verwandten und vielleicht auch sich selbst beruhigen möchte: So schlimm sei es in Siebenbürgen nun auch wieder nicht.

Das junge Glück – beziehungsweise das junge Nichtsoszlimmsein – währt nicht lange. Ein „Fieber“, das Sammelmalum der vorwissenschaftlichen Medizin, wirft Henriette nieder. Sie leidet unter starken Körperschmerzen („trefflich harte achen“), Übelkeit und Erschöpfung. Am 28. September, nur drei Monate nach ihrer Ankunft in Sárospatok, stirbt sie. Sie wird dort am 10. Dezember 1651 begraben. Ihre deutschen Hofleute und Diener, ausbezahlt und mit Proviant versorgt, treten die Heimreise an. In Sárospatok muss man die Trauerkleidung gar nicht ablegen. Denn am 4. Februar 1652, knapp zwei Monate nach Henriettes Bestattung, stirbt Sigmund. Nur sechzehn Monate nach dem Beginn der Eheverhandlungen sind Braut und Bräutigam tot. Ein „glückliches vndt gewünschtes Ende“ sieht anders aus.

Das Ende der Bildungsreform ist nicht viel glücklicher. In der Musterschule werden nur die ersten drei der insgesamt sieben von Comenius konzipierten Klassen realisiert. Comenius selbst gibt seine Tätigkeit in Sárospatok nach vier Jahren auf. Seine Abschiedsrede hält er am 2. Juni 1654. Die Schule überlebt zwar den Weggang ihres Gründers, aber der Lehrbetrieb muss wegen der Pest zwischenzeitlich eingestellt werden. 1657 greift Sigmunds älterer Bruder Georg II. im Bündnis mit Schweden und den Kosaken – aber ohne die Erlaubnis seines Lehnsherrn, des Sultans – Polen an. Dafür setzt ihn der siebenbürgische Landtag unter osmanischem Druck im November 1657 ab. Georg erkämpft sich den Fürstenthron zurück, aber das hat nur eine Vergeltungsinvasion der Janitscharen zur Folge, bei der er tödlich verwundet wird. Er stirbt am 4. Juni 1660. Siebenbürgen ist wieder unter der Herrschaft des Sultans; das Entwicklungsexperiment der Rákóczi ist gescheitert und das calvinistische Ehebündnis zwischen Kurpfalz und den Rákóczi war umsonst.

1652: Moritz in der Karibik

Kriegszüge, Entdeckungsreisen, Überseehandel, Missionsreisen, Kavaliertouren, Pilgerfahrten, Vertreibungen und Auswanderungen: Einen nicht unerheblichen Grad an Mobilität – und in Ansätzen Globalität – hat die frühmoderne europäische Gesellschaft schon erreicht. Die geografischen Fußstapfen der Kinder Friedrichs V. sind trotzdem bemerkenswert breit gestreut. Neben der pfälzischen Heimat und dem niederländischen Exil erstrecken sie sich auf Böhmen, England, Frankreich, Österreich, Irland, Italien, Portugal und zuletzt Siebenbürgen. Zwischen den europäischen Außenposten der Familie – Lissabon (die Bleibe von Ruprecht und Moritz von November 1649 bis Oktober 1650) und Sárospatok (Henriettes letzte Ruhestätte) – liegen immerhin knapp 2 800 Kilometer. Für Ruprecht und Moritz werden 1652 die

Distanzen aber noch größer und die Aufenthaltsorte – die Azoren und die Kanarischen Inseln, Westafrika und Westindien – noch exotischer.



Moritz von der Pfalz (1621–1652) (Quelle: Sammlung Ward)

Elisabeth von Böhmen ist im November 1620 auf der Flucht aus Prag nach der Niederlage am Weißen Berg mit Moritz hochschwanger. Sie kommt mit ihm am 16. Januar 1621 in Küstrin nieder, wo sie bei dem Gemahl ihrer Schwägerin, dem brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm, vorübergehend Obhut gefunden hat. Den Säugling in der Pflege ihrer Schwägerin zurücklassend, zieht sie in die Niederlande weiter. Moritz folgt erst 1628 nach. Im Mai 1637 vermittelt seine Mutter ihm eine Stelle in der Armee des Prinzen von Oranien,

„to learne that profession which I beleeeue he must liue by.“ Er nimmt an einer Belagerung von Breda teil und wird für seine Tapferkeit ausgezeichnet. Danach ist er für anderthalb Jahre in Paris, vermutlich an der Ritterakademie oder Universität. Er kehrt Ende 1639 nach dem Haag zurück und schließt sich 1640 der Armee des schwedischen Generals Banier an. Im August 1642 geht er zusammen mit Ruprecht nach England, um für ihren Onkel König Karl I. aktiv Partei zu ergreifen: Ruprecht wird Oberbefehlshaber der royalistischen Reiterei, Moritz Oberst eines Reiterregiments. Sie nehmen bereits nach wenigen Wochen am ersten Scharmützel (Powick Bridge) und an der ersten Schlacht (Edgehill) des englischen Bürgerkriegs teil. Moritz beeindruckt zwar im Kampf, weniger aber im royalistischen Kriegsrat. Sir Edward Hyde, der Finanzminister Karls I., spricht ihm jedwedes strategische Vorstellungsvermögen ab: „He understood very little more of war than to fight very stoutly when there was occasion.“ Aber dass Moritz „very stoutly“ zu kämpfen weiß, beweist er immer wieder bei den weiteren Belagerungen und Schlachten des Bürgerkriegs. Nach dem Zusammenbruch der royalistischen Armee kehrt er im Juni 1646 nach dem Haag zurück und dient ab 1648 für kurze Zeit wieder in der Armee des Prinzen von Oranien.

Am 30. Januar 1649 wird Karl I. von den Parlamentariern in London hingerichtet. Mit einem Hieb des Richterschwerts wird England von einer Monarchie zur Republik. Schon zuvor sind Mitte 1648 einige wenige Kriegsschiffe der parlamentari-

schen Marine zum König übergelaufen. Von dessen Hinrichtung erfahren die Offiziere und Mannschaften dieser kleinen royalistischen Flotte an ihrer Basis in Kinsale, an der Südküste Irlands. Ihr Oberbefehlshaber ist nunmehr der älteste Sohn des ermordeten Königs, Karl II. Für diesen kämpfen sie gegen die Parlamentarier unter der Führung zweier Vettern des neuen Königs: Ruprecht und Moritz von der Pfalz. Die ehemaligen Reitergeneräle des englischen Bürgerkriegs, beide Anfang dreißig, sind jetzt Admiräle. Denn der Bürgerkrieg, der auf dem Land nach einem kurzen Aufflackern im Jahr 1648 wieder so gut wie erloschen ist, ist in eine Art maritime Nachspielzeit gegangen.

Die Pfalzgrafen führen den royalistischen Seekrieg fast ausschließlich als Handelskrieg: Sie kapern parlamentarische Handelsschiffe (und Schiffe von Staaten, die die englische Republik anerkannt haben), verkaufen sie und deren Ladung in befreundeten Häfen und leiten das Geld an ihren König weiter, der sich in Holland aufhält. Er braucht es dringend: „Being totally destitute of means,“ schreibt 1650 Karl II. an Ruprecht, „we intend to provide for the satisfaction of our debts out of the proceeds of the goods in the ships lately taken.“ Von 1648 bis 1652 ist der pfälzisch geführte Handelskrieg für den König und seinen Hof die Haupteinkommensquelle. Er ist auch die einzige Einkommensquelle für die Besoldung der Seeleute und die Instandhaltung der Flotte. Der royalistische Seekrieg muss sich selbst finanzieren.

Kapern zu Kriegszeiten ist rechtens. Die Parlamentarier betrachten ihre eigene Marine jedoch als die einzige legitime englische Marine und Karl II. als Usurpator. So erklärt der englische Staatsrat Ruprecht, Moritz und ihre Crews zu „Dieben und Piraten“. Nach acht Monaten muss die royalistische Flotte ihre Basis in Irland verlassen, weil das Land von Cromwell erobert wird und die parlamentarische Armee naht.

Ende November 1649 läuft sie mit fünf gekaperten Schiffen in die Mündung des Tejo südwestlich von Lissabon ein. König Johann IV. von Portugal empfängt Ruprecht und Moritz zuvorkommend. Schließlich werden die Royalisten durch Frankreich – also den Erzfeind Spaniens, von dem sich Portugal 1640 unabhängig erklärt hatte – unterstützt. Die Flotte darf in der Bucht von Oeiras ankern und die Prisen in Lissabon zu Geld machen. Ruprecht und Moritz warten dem König derweil oft auf und gehen mit dem portugiesischen Adel auf Jagd. Vom Seekrieg also eine schöne Auszeit.

Bis am 1. März 1650 eine feindliche Flotte unter dem Kommando von Admiral Robert Blake in die Mündung des Tejo segelt und einen Ankerplatz in der Bucht von Cascais, nur zwölf Kilometer flussab von den „Piraten“, findet. Blake handelt mit dem König die Erlaubnis aus, dass seine Flotte bei Sturm weiter flussaufwärts ebenso in der Bucht von Oeiras einen geschützten Ankerplatz finden dürfe. Dies tut er beim erstbesten Windhauch. Und so liegen die gegnerischen Flotten in derselben Bucht – in Sichtweite, nur drei Kilometer voneinander entfernt – vor Anker. Mit der Anweisung vom König, sich ruhig zu verhalten und vor seiner Hauptstadt keine Breitseiten abzugeben. Royalisten wie Parlamentarier bleiben für mehrere Monate – bis auf gegenseitige Attentatsversuche (Blake auf Ruprecht und Moritz per Hinterhalt bei einem Jagdflug, Ruprecht und Moritz auf Blake per verstecktem

Sprengsatz) – in der Tat brav beim vereinbarten Waffenstillstand. Der Seekrieg gerät zum Sitzkrieg.

Blake zu entwischen und das offene Meer zu erreichen, gelingt den Pfalzgrafen erst Mitte Oktober 1650. Sie bleiben aber nicht lange im Atlantik und sind bereits Anfang November im Mittelmeer. In Seekämpfen verlieren sie zwar mehrere Schiffe, kapern aber auch feindliche. Sie laufen in den französischen Hafen Toulon ein und bleiben dort für Instandsetzungsarbeiten bis Sommer 1651.

Das nächste Operationsgebiet ist Westafrika mit einem Zwischenstopp auf den Azoren. Doch hier versenkt ein schwerer Sturm zwei der Schiffe mit mehr als 330 Mann. Nach einem längeren Reparaturaufenthalt laufen die drei verbleibenden Schiffe mit Kurs nach Süden aus und ankern am 1. Februar 1652 im Hafen von Santiago, einer der kapverdischen Inseln. Hier erfahren Ruprecht und Moritz, dass sie weiter südlich, in der Mündung des Flusses Gambia, eine reiche Beute an parlamentarischen Handelsschiffen finden würden. Am 21. Februar segelt die royalistische Miniflotte – die *Swallow* (das Flaggschiff, kommandiert von Ruprecht), die *Revenge of Whitehall* (Moritz` Schiff) und die *Honest Seaman* – dorthin. Bald trifft man auf Freunde und – für uns – auf eine Kuriosität der zweiten Phase der Kolonialzeit. Am Nordufer des Gambia steht nämlich ein Fort und im Fluss davor schwimmt ein kleines Kriegsschiff des Herzogtums Kurland, also der Region Kurzeme im heutigen Lettland. Die Kurländer, die diesen Handelsposten und zwei weitere flußaufwärts vor einem Jahr errichtet haben, kooperieren gern mit den Pfalzgrafen, um die konkurrierenden Mächte im Überseehandel – hauptsächlich England und Spanien – zu behindern. Mit der nachrichtendienstlichen und gewässerkundigen Unterstützung der Kurländer erbeuten Ruprecht und Moritz zahlreiche spanische und parlamentarische Handelsschiffe. Die so verstärkte Flotte kehrt Ende März nach Santiago zurück, wo man weitere Schiffe kapert. Nach dem Verkauf des Prisenguts und einiger Schiffe ist es endlich so weit: Die Kaperkampagne soll noch globaler werden. Am 9. Mai 1652 laufen Ruprecht und Moritz mit sechs Schiffen – *Swallow*, *Defiance*, *Honest Seaman*, *John*, *Sarah* und einem weiteren Beuteschiff – mit Kurs auf Westindien aus.

Die Überfahrt verläuft gut. Bereits Anfang Juni liegt die kleine Flotte in einer Bucht der französischen Insel Martinique vor Anker. Wieder beginnt die Prisenjagd und wieder ist sie erfolgreich. Man kapert Schiffe vor den Inseln Montserrat und Nevis und verkauft sie nebst Ladung auf St. Kitts. In der heutigen „Prince Rupert’s Cove“ auf St. Thomas auf den Jungferninseln konsolidieren nun Ruprecht und Moritz ihre Flotte. Sie schlachten drei der Schiffe aus, um die anderen drei gründlich zu überholen. Die Reste werden am Strand verbrannt. Am 29. August gehen sie wieder, wohl mit Kurs nach Norden, aufs offene Meer. Am 13. September, rund 80 Kilometer westlich der Insel Anguilla, geraten sie in einen Hurrikan. Er dauert vier Tage. Die *Honest Seaman* zerschellt an den Felsen von Puerto Rico und die *Swallow*, auf der Ruprecht sich befindet, wird unablässig in südliche Richtung gepeitscht. Am 17. September ist die Sicht wieder klar genug, um eine der Jungferninseln zu sehen. Aber der Sturm tobt noch. Deshalb muss Ruprecht einen wegen eines Sexualdelikts in Fesseln gehaltenen Matrosen, der die Gewässer gut kennt, begnadigen. Er lotst die *Swallow* an einen sicheren Ankerplatz.

Ohne Nachricht von Moritz und den anderen Schiffen bleibt Ruprecht nach dem Sturm nichts anderes übrig, als mit der Swallow allein auf Prisenfahrt zu gehen. Im Oktober kapert er vor Antigua vier parlamentarische Schiffe und bringt sie nach Guadeloupe. Dort hört man Mitte November gerüchweise, dass Moritz lebt und auf Tortuga, einer kleinen Insel nördlich des heutigen Haiti, sei. Doch so weit darf sich Ruprecht nicht in feindliche Gewässer wagen. Er unternimmt trotzdem eine Suchaktion, aber nur von Guadeloupe in nordwestlicher Richtung entlang des Archipels segelnd, und läuft am 5. Dezember an seinen alten Ankerplatz vor St. Thomas ein. Von Moritz hört man weiterhin nichts Belastbares. Ruprecht, an einem Tropenfieber leidend, entscheidet sich schweren Herzens, mit seiner Beute nach Europa zurückzukehren und auf das Wunder zu hoffen, dass Moritz, wenn er noch am Leben sei, selbst zurückfinden werde. Am 12. Dezember 1652 holt man den Anker ein, nimmt Kurs auf die Azoren und von dort nach Frankreich. Am 4. März 1653 laufen die Swallow und vier Beuteschiffe ins französische Saint-Nazaire ein. Aber die Swallow ist undicht, läuft voll Wasser und sinkt am Quai auf Grund. Ein Chronist an Bord, dem wir die meisten Details der Seereise verdanken, deutet dies als angemessene Selbsterstörung: „Wie eine dankbare Dienerin, die ihren fürstlichen Herrn durch zahlreiche Gefahren sicher hindurchgebracht hat, ging sie selbst unter, unwillig, dass eine geringere Person ihr Kommandant sein soll.“

Über den vierjährigen pfalzgräflichen Kaperkrieg Buch zu führen ist schwer. Ruprecht und Moritz haben von mehreren Stützpunkten aus – Holland, Irland, Portugal und Südfrankreich – wiederholt zahlenmäßig überlegene feindliche Verbände für jeweils rund ein halbes Jahr gebunden. Indem sie mehr als dreißig feindliche Schiffe gekapert oder versenkt haben, haben sie den Überseehandel der Parlamentarier spürbar geschwächt und durch den Verkauf des Prisenguts den in ihren Augen rechtmäßigen König Karl II. finanziell unterstützt. Ihr Erfolg führte zudem zu Fehlwahrnehmungen und -einschätzungen seitens der Parlamentarier. Die gefürchteten Pfalzgrafen sah man überall. Während sie Mitte 1652 eigentlich im Mittelmeer waren, warnte der parlamentarische Staatsrat fälschlich, dass sie „nach Neufundland zu segeln trachten, um dort den Handel zu stören“. Drei Wochen später gab der Staatsrat erneut eine irrtümliche Meldung an die parlamentarischen Streitkräfte heraus, dass Ruprecht und Moritz „Kurs auf Brest“ an der Atlantikküste Frankreichs hielten. Diese Falschmeldungen führten zu unnötigem Aufwand der Parlamentsmarine. Sie sind durchaus als kleine Siege der Pfalzgrafen zu verbuchen.

Doch dem Gewinn – Schwächung des Handels, Bindung der Streitkräfte und Verwirrung der feindlichen Führung – stehen große materielle und menschliche Verluste gegenüber. Bei Seegefechten und Stürmen hat Ruprecht gut zehn Schiffe und wohl mehr als tausend Mann – darunter den treuen Gefährten und Bruder, das einzige unter seinen Geschwistern, mit dem er sich gut verstand – verloren. Obwohl er die zerstörerische Kraft des Hurrikans selber erlebt hat, bleibt Ruprecht verhalten optimistisch. Ja, er und die anderen Geschwister geben die Hoffnung lange nicht auf und laufen mitunter Chimären nach: Moritz habe doch zurückgefunden, sei aber von Berberpiraten gefangen genommen worden und lebe in Nordafrika als Sklave. Über Gerüchte, dass Moritz noch lebe, äußert seine Schwester Elisabeth ihre Skepsis – beziehungsweise ihre Angst, sich in falschen Hoffnungen zu wiegen – mit den

Worten des zweifelnden Apostels Thomas: „[Ich] kann es aber nicht glauben, biss ich seine handt sehe.“ Die Hände des Bruders wird sie aber nie sehen. Denn die Defiance versank im Hurrikan mit Moritz und der ganzen Besatzung in der Karibischen See.

Epilog

Die Pfalzgräfinnen und -grafen, die zwischen 1617 und 1630 fast im Jahrestakt auf die Welt kamen, haben diese nun im selben verlassen: Philipp 1650, Henriette 1651, Moritz 1652. Sechs Geschwister sind noch am Leben: Karl Ludwig, Elisabeth und Sophie in Heidelberg, Ruprecht und Eduard in Paris sowie Luise Hollandine im Haag. Von diesen wird nur Eduard 1663 mit 37 Jahren auch verhältnismäßig jung sterben. Allen anderen sind mindestens 60 Lebensjahre vergönnt.

Am 8. Juni 1714 stirbt Sophie mit 83 Jahren im Garten von Schloss Herrenhausen bei Hannover. Nur sieben Wochen später folgt ihr Königin Anne von England, eine Kusine zweiten Grades, in den Tod. Sophies ältester Sohn Georg Ludwig wird König Georg I. von Großbritannien. Nach dem Holländer Wilhelm III. (dem Enkel eben jenes Prinzen von Oranien, in dessen Armee Moritz 1637 eingetreten war), der von 1689 bis 1702 regiert hat, haben die Briten nunmehr einen deutschen König. Es hätte aber noch exotischer kommen können. Wenn beispielsweise Henriette etwas länger gelebt und ein Kind gehabt hätte, dann hätte es keine hannoversche sondern eine siebenbürgische Nachfolge gegeben. Denn in Henriettes schriftlichem Verzicht auf pfälzische Lande, der Teil der Eheverträge war, hat sie etwaige Rechte „an dem Königreich Gross-Britannien“ gewahrt. Verantwortlich für diese Klausel war die Königin von Böhmen. Sie habe nämlich „ausdrücklich verboten“, dass Henriette darauf verzichtet, „weil man auf engelandt eine pretension hatt als kinder der cro-ne“.

Das Königshaus von Großbritannien wird jedoch nicht von den Rákóczi gestellt. Und Henriette und ihre zwei jung verstorbenen Brüder – die ja auch Kinder hätten haben können, die vor Georg Ludwig von Hannover in der Thronfolge gestanden hätten – geraten schnell in Vergessenheit. Nicht nur in der Geschichtsschreibung, sondern auch in der eigenen Familie. Bis auf die Begegnung Sophies mit den Kindern Philipps und bis auf die falschen Gerüchte, dass Moritz noch lebe, werden sie in den erhaltenen Briefen der Geschwister nie wieder und in denen der Mutter nur einmal erwähnt (das Aussehen und Wesen der jungen Tochter Karl Ludwigs, Liselotte, erinnert die Königin von Böhmen an ihre „arme Henriette“). Das Leben geht weiter, man hat andere Sorgen.

Quellen

Einführung

Die zwei Briefbände sind George Bromley (Hg.): A collection of original royal letters, London 1787 und Karl Hauck (Hg.): Die Briefe der Kinder des Winterkönigs, Heidelberg 1908. Das Kittsteiner-Zitat ist aus Heinz Dieter Kittsteiner: Die Stabilisierungsmoderne: Deutschland und Europa 1618–1715, München 2011, S. 25.

1650

Als Primärliteratur über die Fronde im Jahr 1650 wäre zu nennen Françoise de Motteville: *Memoirs of Madame de Motteville on Anne of Austria and her court*, übers. von Katherine Prescott Wormeley. Bd. 2, Boston 1902, S. 214–253; als Sekundärliteratur Emmanuel Le Roy Ladurie: *L'ancien régime: de Louis XIII à Louis XV 1610–1715*, Paris 1991, S. 189–191. Über die Rolle Philipps im Regierungskollegium und Karl Ludwigs Verhältnis zu ihm schreibt Karl Hauck: *Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617–1680)*, Leipzig 1903, S. 89–92. Die Feldpostbriefe Philipps sind abgedruckt in Hauck: Briefe, S. 42f. Die Beschreibung der Kriegshandlungen in Nordfrankreich, insbesondere der Schlacht bei Rethel basiert auf drei Augenzeugenberichten: Claude-Bernard Petitot (Hg.): *Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis l'avènement de Henri IV jusqu'à la paix de Paris conclue en 1763*. Bd. 57, Paris 1827, S. 312–358 und S. 449–464; Henri de La Tour d'Auvergne, vicomte de Turenne: *Mémoires de Turenne suivis du précis des campagnes du Maréchal de Turenne par Napoléon*, Paris 1872, S. 105–125. In letzteren findet sich auch die Kritik Napoléons an der Kriegsführung Turennes (S. 374). Die Ausführungen zur zeitgenössischen Kavallerietaktik sind zwei Quellen entnommen: John Cruso: *Militarie instructions for the cavallrie*, Cambridge 1632, S. 73 (enge Formationen), S. 88f. (die Gefahr, ohne Reserve anzugreifen); John Barratt: *Cavaliers. The royalist army at war*, Stroud 2000, S. 24 (Anmarsch im Trott, Abgabe eines Schusses kurz vor der feindlichen Linie). Elisabeth trauert um Philipp in Hauck: Briefe, S. 59. Sophie beschreibt ihr Treffen mit den Kindern Philipps in Eduard Bodemann (Hg.): *Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna*, Leipzig 1885, S. 75 und S. 105.

1651

Das Zitat zur Reformation findet sich in Friedrich Schiller: *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs*. Bd. 1, Leipzig 1802, S. 3–5. Einen Überblick über reformierte Staaten und ihre Beziehungen im 17. Jahrhundert bietet Graeme Murdock: *Calvinism on the frontier 1600–1660: international Calvinism and the Reformed Church in Hungary and Transylvania*, Oxford 2000, S. 1–9. Sophie beschreibt ihre Schwester Henriette in Sophie, Kurfürstin von Hannover: *Memoiren 1630–1680*. Neu übersetzt, kommentiert und für die Gegenwart erschlossen von Sean Ward, Amazon Kindle 2014. Der Briefwechsel zwischen Elisabeth, Henriette und Karl Ludwig ist abgedr. in Hauck: Briefe, S. 43–64. Die Quelle für die Briefe der Tante Elisabeth Charlotte, sowie für die restlichen Informationen zu Henriettes Hochzeit, Reise nach Siebenbürgen und kurzem Leben dort ist Anna Wendland: *Die Heirat der Prinzessin Henriette Marie von der Pfalz mit dem Fürsten Sigmund Rákóczy von Siebenbürgen: Ein Beitrag zur Geschichte des Kurhauses Pfalz-Simmern*, in: *Neue Heidelberger Jahrbücher*, Bd. 14, S. 241–78. Die Ausführungen zu Comenius basieren auf Will Monroe: *Comenius and the Beginnings of Educational Reform*, New York 1900, S. 62–70 und S. S. Laurie: *John Amos Comenius, Bishop of the Moravians: His Life and Educational Works*, Cambridge 1900, S. 80–86. Das Ende der Rákóczis beschreibt Murdock: *Calvinism*, S. 45.

1652

Die Königin von Böhmen äußert sich zu Moritz' Soldatenberuf in Nadine Akkerman (Hg.): *The correspondence of Elizabeth Stuart, Queen of Bohemia*. Bd. 2, Oxford 2011, S. 601. Das Urteil Hydes über Moritz' mangelndes strategisches Denkvermögen stammt aus Edward Earl von Clarendon: *The history of the rebellion and civil wars in England begun in the year 1641*. Bd. 3, Oxford 1888, S. 67. Der Brief Karls II. über seine miserable Finanzlage ist abgedruckt in Eva Scott: *Rupert, prince Palatine*, Westminster 1900, S. 229. Ruprecht und Moritz sind amtlich zu „Dieben und Piraten“ deklariert in John Thurloe: *A collection of the state papers of John Thurloe, Esq: secretary, first, to the Council of State, and afterwards to the two Protectors, Oliver and Richard Cromwell*. Bd. 1, London 1742, S. 143. Die zwei Quellen für den pfalzgräflichen Kaperkrieg sind Frank Kitson: *Prince Rupert: Admiral and General-at-Sea*, London 1999, S. 94–108 und insbes. Eliot Warburton: *Memoirs of Prince Rupert and the cavaliers, including their private correspondence*. Bd. 3, London 1849, S. 342–390 (Das Treffen mit den

Kurländern auf S. 357, der Hurrikan auf S. 380 und die „Selbsterstörung“ der Swallow im Hafen von Saint-Nazaire auf S. 388). Die falschen Meldungen des englischen Staatsrats sind abgedruckt in Mary Ann Everett Green (Hg.): *Calendar of state papers, domestic series, 1649–1660*. Bd. 4, London 1875, S. 294 und S. 317.

Epilog

Über Henriettes Wahrung ihrer Rechte an der englischen Nachfolge berichtet Wendland: Heirat, S. 242; dort findet sich auch das Zitat der Königin von Böhmen zu der Ähnlichkeit zwischen Henriette und Liselotte, S. 271.

Joachim Heimann

Die Stadtbücherei Heidelberg von der NS-Zeit bis zum Heidelberger „Library Spirit“ der 1960er Jahre

Am 6. Mai 2016 hat sich zum fünfzigsten Mal die Eröffnung des Gebäudes der Stadtbücherei Heidelberg in der Poststraße gejhrt. Erst dieser Neubau hat die weitere, über viele Jahre so positive Entwicklung bis hin zu einer der besten deutschen Stadtbibliotheken möglich gemacht. Bis zur Bestimmungsübergabe des Hauses war es ein langer, oft schwieriger Weg. Dieser führte von der bibliothekarischen „Stunde Null“ im Jahr 1945 über eine solide Entwicklung Ende der 1940er und anfangs der 1950er Jahre sowie nach jahrelangen Bemühungen und Kämpfen zu dem neuen Büchereigebäude. Nach skandinavischen und anglo-amerikanischen Vorbildern konzipiert, wurde es zu der räumlichen Voraussetzung für die weitere Arbeit der Stadtbücherei; Mitte der 1960er Jahre galt es als eines der beispielhaften Büchereigebäude Deutschlands. Den Weg dorthin schildert der folgende Aufsatz. Er setzt die Ausführungen im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins Jg. 11, 2006/07 über „Georg Zink und die Heidelberger Volksbibliothek und Volkslesehalle“ fort.

Der Niedergang der Stadtbücherei im Dritten Reich und im Zweiten Weltkrieg

Die Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges führte zu einem Niedergang der Büchereiarbeit. Dafür verantwortlich waren die straffe Steuerung in Bestandsaussonderung und -aufbau durch die Reichsstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Berlin und die Staatliche Büchereistelle in Freiburg, der Zusammenbruch der Buchproduktion sowie stramme Nationalsozialisten an der Büchereispitze. Mit dem Einmarsch der Amerikaner wurde die Büchereiarbeit zunächst völlig eingestellt.

Nach der andauernden Abwesenheit und der darauf folgenden Pensionierung des langjährigen Büchereileiters und aktiven Nationalsozialisten Georg Zink wurde die Leitung der Volksbücherei im Herbst 1939 kommissarisch in andere Hände gelegt. Ab dem 11. September 1939 führte Anna Volk, die langjährige Bibliotheksassistentin und Stellvertreterin von Georg Zink, die Amtsgeschäfte in der Bücherei. Gleichzeitig waren Bemühungen im Gange, einen ausgebildeten Volksbibliothekar als neuen Büchereileiter zu finden. Nach Kontakten mit Dr. Heinz Dähnhardt von der Reichsstelle für volkstümliches Büchereiwesen und mit Philipp Harden-Rauch, Leiter der Staatlichen Büchereistelle in Freiburg, bewarb sich der aus Mannheim stammende Germanist Dr. Hermann Eckert um die Stelle, der als Assistent am Deutschen Seminar der Universität Heidelberg tätig war. Im August 1939 waren sich die Stadt Heidelberg und Harden-Rauch einig, dass Eckert, Mitglied der NSDAP und SS, aber

ohne bibliothekarische Fachausbildung, die richtige Wahl sei. Allerdings bestand die Stadt Heidelberg vehement auf einer zumindest verkürzten bibliothekarischen Ausbildung, die Eckert in Freiburg bei Harden-Rauch absolvieren sollte. Der Beginn des Weltkriegs und der Einsatz von Eckert als Offiziersanwärter am Westwall verhinderten einen baldigen Dienstbeginn. Er konnte seine Kurzausbildung erst im Dezember 1940 beginnen und bis April 1941 fortsetzen, ohne sie mit einer Abschlussprüfung zu beenden. Seinen Dienst als Leiter der Heidelberger Volksbücherei trat er dennoch am 2. Mai 1941 an.¹

Bis zu diesem Zeitpunkt leitete Anna Volk die Geschicke der Volksbücherei. Sie war mit einer wöchentlichen Berichtspflicht eng an den Leiter des Kultur- und Nachrichtenamtes Kurt Maßmann angebunden und voll beschäftigt, den Kern des Bibliotheksbetriebes einigermaßen aufrecht zu erhalten. Die literarischen Abendveranstaltungen ruhten und es gab keine Ausstellungen mehr. Im Geschäftsjahr vom 1. April 1940 bis zum 31. März 1941 sank die Zahl der aktiven Leser auf 1428 und die Zahl der Ausleihen auf 23 888 Bände. Dazu kam der weitere Bestandsaufbau ins Stocken, da Harden-Rauch in Freiburg kein bibliothekarisches Personal mehr zur Verfügung stand, das hier unterstützend helfen konnte. Die „neue Bücherei“ mit den nach 1933 gekauften Büchern zählte etwa 4500 Bände. Harden-Rauch hatte sich die „Reservebibliothek“ vorgenommen und den größten Teil der älteren Bestände ausgeschieden oder zurückgestellt, nicht nur aus Gründen der Überalterung, sondern sehr oft mit ideologisch-politischem Hintergrund. Er reduzierte den Lesesaalbestand von 3845 Bänden auf 446 Bände und die „Reservebibliothek“ von 22 318 Bänden auf 5053 Bände. Als Eckert seine Arbeit begann, waren somit nur 9500 Bände aktiver Altbestand sowie neue Bücher und Zeitschriften vorhanden. Zum 1. April 1940 trat eine neue Benutzungsordnung in Kraft, die reduzierte Ausleihgebühren von 2 Pfennig pro Buch bei 14-tägiger Leihfrist vorsah. Endlich wurde im Mai 1940 das Mindestalter für die Benutzung der Volksbücherei von 14 Jahren auf 10 Jahre herabgesetzt.²

Ein wesentliches Bemühen in den Jahren 1940 und 1941 lag darin, eine nach dem Standard der Zeit voll ausgebildete Fachkraft für die Volksbücherei zu verpflichten. Die Wahl fiel auf eine junge, engagierte Persönlichkeit, der man zutraute, dass sie durch gute praktische Arbeit die Entwicklung der Bücherei vorantreiben könne. Maria Gress trat am 12. August 1941 ihren Dienst in Heidelberg an. Sie stammte aus Freiburg, hatte dort zunächst eine Ausbildung als Buchhändlerin absolviert und bis 1934 im Buchhandel gearbeitet. Von 1934 bis 1936 schloss sie eine Ausbildung an der Büchereischule in Köln mit praktischem Ausbildungsteil in der Volksbücherei und Lesehalle der Stadt Köln und in der dortigen Staatlichen Büchereiberatungsstelle an. Danach war sie als Bibliothekarin in der Volksbücherei in Freiburg tätig. Maria Gress war die erste regulär ausgebildete Bibliothekarin in der Geschichte der Stadtbücherei Heidelberg. Sie blieb bis zu ihrer Pensionierung 1972 in Heidelberg, davon viele Jahre lang als Leiterin und Direktorin, und hat sich um den schwierigen, aber erfolgreichen 25-jährigen Wiederaufbau der Stadtbücherei nach dem Zusammenbruch von 1945 verdient gemacht.³

Sehr bald nach ihrem Dienstantritt war Maria Gress schon die bestimmende, Verantwortung tragende Kraft in der Volksbücherei. Hermann Eckert wurde zwar am 16. Oktober 1941 noch mit seiner Ernennung zum Stadtbibliothekar offiziell zum Büchereileiter ernannt, vier Tage später erhielt er jedoch seinen Gestellungsbefehl. Bis Sommer 1943 folgten Phasen von Wehrdienst und Beurlaubung sowie Bemühungen um eine UK-Stellung. Wenn er einmal im Büchereidienst war, hatte er noch eine zeitaufwendige Verpflichtung als Deutschlehrer bei den Kriegsteilnehmer-Lehrgängen des Langemarck-Studiums. Am 5. Oktober 1943 wurde Eckert wieder



als Sanitätssoldat einberufen und kehrte bis Kriegsende nicht mehr an seinen Arbeitsplatz zurück.⁴ Daher konnte er selbst

Maria Gress (1907–1983) (Foto: Stadtarchiv Heidelberg Bildsammlung)

keinerlei Akzente in der Büchereiarbeit setzen, obwohl er durchaus klare Vorstellungen von der weiteren Entwicklung der Volksbücherei hatte. Maria Gress ging mit viel Engagement und Ideen ans Werk. Sie bemühte sich um eine Erhöhung der finanziellen Mittel, um Zuschüsse aus der Grenzbüchereihilfe und vom badischen Kultus- und Unterrichtsministerium; sie verfolgte den Zweigstellengedanken weiter und sorgte für bessere Ausleihergebnisse. Jetzt waren auch die Kontrolle, die Kritik und der Druck von Harden-Rauch nicht mehr ganz so intensiv, da er nach der Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen den Auftrag erhielt, im Elsass „in bewährter Form“ das Büchereiwesen aufzubauen. Damit hatte er eine „dankbare“ Aufgabe, die etwas vom badischen Büchereiwesen ablenkte und mit der er sich das Kriegsverdienstkreuz erwerben konnte für die „zweifellos zahlenmäßig größte geschlossene Aufbauaktion [...] in der bisherigen Geschichte des deutschen Büchereiwesens“. Aber erst am 27. November 1944 endete das Tun von Harden-Rauch gänzlich, nachdem die Staatliche Büchereistelle in Freiburg bei einem Bombenangriff zerstört wurde. Dabei überlebte er nur knapp; seine Frau und eine seiner beiden Töchter kamen ums Leben. Im April 1945 setzte sich Philipp Harden-Rauch aus Freiburg ab, da er fürchten musste von der französischen Besatzungsmacht zur Reichenschaft gezogen zu werden.⁵

Erschwerend kam für Maria Gress die zunehmend schwierigere Situation im Buchhandel hinzu. Schon 1941 konnte der örtliche Heidelberger Buchhandel nur ein Drittel der Bestellungen aus überplanmäßigen Mitteln liefern, so dass die Restmittel an die Staatliche Büchereistelle in Freiburg überwiesen werden mussten. Die Lage in Handel und Produktion verschärfte sich so, dass 1943 die inzwischen drei Bibliothekarinnen die Bücher zum Teil persönlich bei den Verlagen einkauften und dafür nach Stuttgart, München, Leipzig, Berlin und Hamburg reisten. Die Heidelberger Buchhändler beklagten dies, waren aber offensichtlich nicht in der Lage zuverlässig

zu liefern und hatten Probleme mit den verlangten Rabatten. Im Zeichen des totalen Krieges wurde 1944 der Reise-, Versand- und Großbuchhandel ganz stillgelegt, der Sortimentsbuchhandel um 50 % gedrosselt. Am 31. August 1944 verfügte die Reichsschrifttumskammer dann, dass alle Buchhandlungen ihre Bestände an verlagsneuem schöngeistigem, politischem und populärwissenschaftlichem Schrifttum, die in Ganzleinen oder Halbleinen gebunden waren, binnen vier Wochen an ortsansässige Verleihbetriebe – in erster Linie Volksbüchereien – zu veräußern hatten. Zu dieser Zeit litt auch die Buchqualität sehr. Neu angeschaffte Bücher waren schon nach drei bis vier Ausleihen wegen ihrer schlechten Papier- und Bindequalität reparaturbedürftig.⁶

Trotz der Schwierigkeiten bei der Buchbeschaffung gelang es, den Bestand zu mehren. Im Dezember 1941 betrug der Aktivbestand etwa 9000 Bände; wenige Monate später im März 1942 war der Bestand auf 11 000 Bände angewachsen. Die Frequentierung der Volksbücherei nahm kontinuierlich zu und 1941/42 wurden wieder circa 43 000 Entleihungen erzielt. Bereits seit Ende 1940 waren Bemühungen von Kurt Maßmann im Gange, für die Volksbücherei einen neuen Namen einzuführen. „Die Bücherei sei keine Einrichtung für das niedere, der Wohltaten bedürftige Volk, sondern eine nationalsozialistische Erbauungsbibliothek für Alle“⁷, dachte man damals. Nachdem schon Umbenennungen in anderen Städten erfolgt waren, verfügte Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus am 5. März 1942 die neue offizielle Bezeichnung Stadtbücherei.⁸ Maria Gress griff zu diesem günstigen Zeitpunkt eine Idee aus dem Vorjahr auf und schlug die Einrichtung einer Zweigstelle in Rohrbach vor. Dort stand in der Heinrich-Fuchs-Straße 10 der Ladenraum des Radio- und Elektrogeschäftes Emil Redlich zur Verfügung. Tatsächlich gelang es, am 1. Oktober 1942 die erste Zweigstelle der Stadtbücherei in Betrieb zu nehmen. Die Öffnungszeiten waren gering, nur einmal in der Woche war nachmittags geöffnet. In der Planungsphase war ein Bestand von 5000 Büchern vorgesehen.⁹ Gleichzeitig kam ab 1942 neue Arbeit auf das Büchereipersonal mit der Verwundetenbetreuung zu. Drei Lazarettbüchereien wurden in der Ludolf-Krehl-Klinik, in der Nachrichten-Kaserne und im Wielandheim der Orthopädischen Klinik in Schlierbach eingerichtet, eine vierte Lazarettbücherei sollte noch folgen. Die Lazarettbüchereien bestanden aus 200 bis 500 Büchern und waren einmal pro Woche geöffnet. Eine Bibliothekarin und eine Praktikantin versahen den Ausleihdienst; pro Ausleihtag wurden etwa 100 Entleihungen erreicht.¹⁰ Auch 1943 und 1944 waren noch Initiativen und Neuerungen in der Büchereiarbeit möglich; aber es wurden auch Lederriemen für Stahlhelme in der Stadtbücherei gefertigt, um Kollegen vom Rüstungszwangsdienst zu befreien. Anscheinend stieg die Nutzung der Stadtbücherei weiter an, zum Teil bedingt durch den Zuzug von etwa 7 000 Ausgebombten in den Jahren 1943 bis 1945.

Seit etwa 1937 wurde in der bibliothekarischen Fachpresse die Freihandaufstellung diskutiert und weitgehend befürwortet, die den Benutzern und Benutzerinnen den persönlichen freien Zugang zum Ausleihbestand und damit auch eine selbständigere Auswahl von Lesestoff ermöglichte. Maria Gress griff diese Idee auf: Am 15. März 1943 wurde eine Freihandbücherei für Kinder und Jugendliche ab 10 Jahren eröffnet. Allerdings war eine solche mit viel Arbeit, zusätzlichem Platzbedarf und Kosten verbundene Umorientierung bei den Büchern für Erwachsene noch nicht

möglich. Der Medienetat wurde für 1943 mit 10.000 RM und 1944 sogar mit 20.000 RM bewilligt; die Zahl der Entleihungen nahm 1942/43 mit 59 102 Bänden und 1943/44 mit 77 748 Bänden erfreulich zu. Da sich die Stadtbücherei eines starken Andranges erfreute, plante Maria Gress seit Anfang 1944 eine weitere Zweigstelle. Dies tat sie, obwohl der Lesesaal im März 1944 wegen Kohlemangels geschlossen und die Ausleihzeiten verkürzt werden mussten. In der Hauptstraße 111 / Ecke Schiffgasse wurde mit dem Laden des Elektromeisters Rau eine geeignete Räumlichkeit gefunden. Am 24. Juli 1944 öffnete dort die neue Zweigstelle Altstadt. Sie umfasste einen Bestand von etwa 1000 Büchern und hatte täglich von 10 bis 13 Uhr und von 16 bis 20 Uhr außer mittwochs geöffnet. Die Eröffnung dieser Zweigstelle war die letzte Erfolgsmeldung vor dem Zusammenbruch.¹¹

Entnazifizierung und schwierige Neukonzeption 1945/46

Nach dem Einmarsch der Amerikaner in Heidelberg blieb die Stadtbücherei seit dem 3. April 1945 einige Tage geschlossen und war anschließend zumindest teilweise wieder geöffnet. Da Eckert als Sanitätsfeldwebel in der Chirurgischen Klinik Dienst tat und man sich bei der amerikanischen Militärregierung vergeblich bemühte ihn für den Büchereidienst anzufordern, war Maria Gress zunächst weiter verantwortlich für die Stadtbücherei. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate reifte die Entscheidung, Eckert nicht weiter als Leiter der Stadtbücherei zu behalten und für den Neubeginn eine völlig unbelastete Persönlichkeit zu finden. Schließlich wurde Otto Geibel vom kommissarischen Oberbürgermeister Josef Amberger zum neuen Büchereileiter bestellt. Er trat seinen Dienst am 25. Juni 1945 an. Otto Geibel stammte aus Mannheim, wohnte in Ziegelhausen und war in der Zeit der Weimarer Republik Chefredakteur der Heidelberger Volkszeitung. Als SPD-Kommunalpolitiker hatte er sehr unter den Nationalsozialisten gelitten. Im Frühjahr 1933 befand er sich wegen Hochverratsverdacht sechs Wochen lang in Untersuchungshaft. Wegen Pressevergehens wurden ihm mehrmals Geldstrafen auferlegt; schließlich durfte er seinen Beruf nicht mehr ausüben. Bis zum Ende der Naziherrschaft stand er unter Polizeiaufsicht und musste für den Lebensunterhalt sein ganzes Vermögen opfern. Mehrfach wurden Anschläge auf sein Haus in der Heidelberger Landstraße 31 verübt.¹² Mittellos und ohne Versorgungsansprüche stand der 64-jährige Otto Geibel Mitte 1945 da. Zweifellos standen bei seiner Berufung neben der persönlichen Integrität auch Wiedergutmachungsaspekte und soziale Gesichtspunkte im Vordergrund, zumal er über keine bibliothekarische Ausbildung und keine Erfahrung in der Büchereiarbeit verfügte. Erst am 1. August 1945, nachdem schon Bücher zum Anfeuern und zu anderen Zwecken abhanden gekommen waren, wurde die Stadtbücherei auf Anordnung der Militärregierung wieder offiziell geschlossen, um eine Entnazifizierung der Bestände durchzuführen.¹³ Inwieweit es zwischen April und Juli 1945 einen geregelten Büchereibetrieb gab, ist fraglich. Jedenfalls fand am 3. Juli 1945 mit dem Lichtbildvortrag „Von der Wandlung unserer Städte“ die erste Nachkriegsveranstaltung in der Stadtbücherei statt.¹⁴

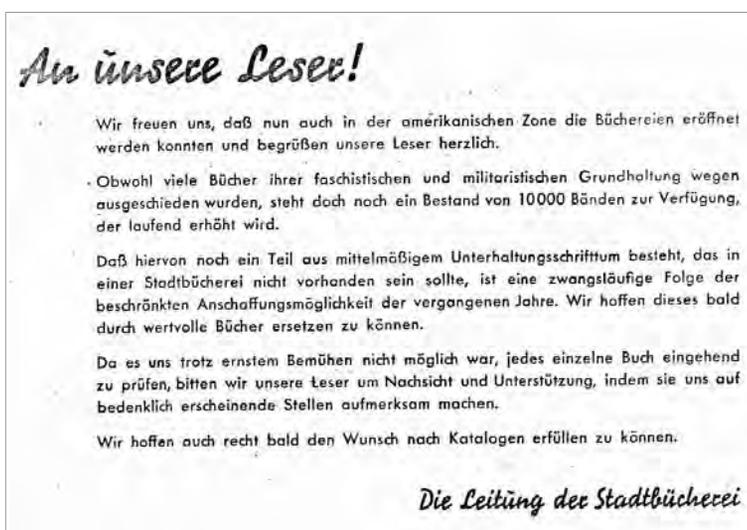
Mit dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft stellte sich in Heidelberg die Frage, wie die städtische Büchereiarbeit neu begonnen werden sollte. Es gab keine

Ansatzpunkte aus vergangenen Zeiten, die weitergeführt werden konnten. An die Arbeit des langjährigen Büchereileiters Georg Zink, die auf zweifelhaften volksbildnerischen Vorstellungen der Wende zum 20. Jahrhundert fußten und zuletzt vielen Ansprüchen nicht genügten, konnte man nicht anknüpfen. Stadtrat Prof. Dr. Martin Dibelius, der zu den kulturpolitisch engagierten Persönlichkeiten der frühen Nachkriegsjahre in Heidelberg gehörte, machte dies in einem Schreiben an den Oberbürgermeister vom 8. Dezember 1945 deutlich: „Die Arbeit der Volksbibliothek unter Herrn Zink galt wegen einer gewissen Einseitigkeit des Leiters, die auch mit allerlei Wunderlichkeiten verbunden war, als eine Sache untergeordneten Ranges.“ Kreise um Dibelius, Dr. Gustav Friedrich Hartlaub, Marianne Weber, Prof. Dr. Gustav Radbruch unterstützt von Fachleuten, wie Dr. Erwin Ackerknecht oder Prof. Dr. Reinhard Buchwald sprachen sich für eine neue Volksbildungseinrichtung aus mit einem erfahrenen, organisatorisch begabten „Volksbildungsleiter“, einer geistigen Persönlichkeit an der Spitze. Das Vortragswesen sollte einen hohen Stellenwert einnehmen, vielleicht sogar eine Volkshochschule mit der Stadtbücherei vereinigt werden, so dass das „Volk“ zu seiner Bibliothek und die „Gebildeten“ zwar nicht zum Leihverkehr, aber doch zur „adult education“ fänden und damit ein Brückenschlag über den Graben zwischen „Gebildeten“ und „Volk“ gelingen würde.¹⁵

Diesen Vorstellungen aus den Jahren 1945 und 1946 standen die Entscheidungsträger der Stadt Heidelberg sehr reserviert gegenüber. Letztendlich ging die weitere Büchereientwicklung in eine andere Richtung. Natürlich konnte man nichts von der Büchereiarbeit im Nationalsozialismus übernehmen, bis auf zwei organisatorische Teilbereiche: Einen interessanten Anknüpfungspunkt bildete die Freihandbücherei; eine Hilfe für die Büchereien konnten die Staatlichen Volksbüchereistellen sein, zwar nicht als Aufsichts- und Kontrollorgane, sondern als unterstützende, fördernde und beratende Institutionen. Zunächst herrschten katastrophale Bedingungen: Publikations-, Reise- und Kommunikationsmöglichkeiten waren eingeschränkt; es gab kaum finanzielle Mittel, um neue Literatur kaufen zu können, wenn es überhaupt welche zu kaufen gab. Dabei war es so wichtig, schnell Anschluss zu gewinnen an die westliche Kultur und moderne internationale Literatur anbieten zu können. Denn viele Autoren wie Henry James, James Joyce, Marcel Proust, Paul Valéry, Federico Garcia Lorca, Ernest Hemingway, Gertrude Stein, Albert Camus, Henry Miller oder André Gide waren dem deutschen Büchereipublikum nicht geläufig. Eine vorausschauende Planung war nur sehr schwer möglich. Zunächst galt es, sich auf das Allernötigste zu konzentrieren und das elementare Überleben der Institution zu sichern.¹⁶ In den Schaufenstern der Buchhandlungen waren kaum Neuerscheinungen zu entdecken. Es fehlte an guten Manuskripten und es herrschte Papiermangel. Ohne Genehmigung der Amerikaner durfte nichts gedruckt und vertrieben werden. Obwohl die erste Drucklizenz in der amerikanischen Besatzungszone schon am 13. Juli 1945 erteilt wurde, gab es bis zum Jahresende 1946 erst 286 Lizenzen für die Publikation von Büchern und Zeitschriften und nur sehr wenige Produktionsgenehmigungen für Verlage. Keine Druckauflage durfte mehr als 5000 Stück betragen.¹⁷

Drei Monate lang wurde die militaristische und nationalsozialistisch gefärbte Literatur ausgesondert; dann genehmigte die US-Militärregierung am 26. Oktober

1945 als erster Stadtbücherei in der amerikanischen Zone die Wiedereröffnung zum 1. November 1945. Die Zweigstelle in Rohrbach wurde am 1. April 1946 in der Rathausstraße 11 neu eröffnet, während die Zweigstelle Altstadt in der Hauptstraße nicht wieder in Betrieb genommen wurde. Ein großer Helfer und Fürsprecher der Stadtbücherei in der Zeit des ersten Neubeginns und Mittler zu den amerikanischen Behörden war Prof. Dr. Hermann Schück von der SPD. Der Not gehorchend fungierte die beheizte Stadtbücherei im Winter von 1945 auf 1946 als eine der offiziellen Wärmestuben der Stadt Heidelberg. Obwohl etwa 8000 Bücher ausgeschieden wurden und für den Neubeginn nur circa 10 000 Bücher verblieben, war es in der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen, jedes Buch in die Hand zu nehmen und auf bedenklich erscheinende Passagen zu prüfen. Deshalb wurden alle Benutzerinnen und Benutzer zur Mithilfe aufgerufen und gebeten, entsprechende Textstellen zu melden, die dann überklebt und geschwärzt wurden.



Hinweise an die Leser 1945/46 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg 177/2f.)

In ihrem Roman „Angst vorm Fliegen“ erzählt Erica Jong, die von 1966 bis 1969 in Heidelberg lebte, von ihren Erlebnissen:

„Ich ging in die Heidelberger Stadtbibliothek und blätterte in den verschiedenen Handbüchern. Die meisten waren Schablone: leuchtendbunte Aufnahmen des Schlosses und alte Stiche mit den teigigen Gesichtern der pfälzischen Kurfürsten. Schließlich stieß ich auf ein Handbuch in Bibliothekseinband – englisch-deutsch, billiges vergilbtes Papier, Schwarz-Weiß-Fotos, Frakturschrift – erschienen 1937. Etwa alle zehn Seiten waren ein ganzer Absatz oder auch nur wenige Zeilen oder ein Foto mit braunem Klebestreifen überklebt. Diese braunen Rechtecke saßen so fest, daß man nicht einmal eine Ecke davon hätte zurückbiegen können. Doch ich wußte sofort, daß ich nicht ruhen würde, bis ich sie alle abgelöst und festgestellt hatte, was sich darunter verbarg. Ich lieh mir das Buch aus (und dazu noch vier andere, damit der Bibliothekar nicht mißtrauisch wurde) und stürmte nach Hause wo ich die inkriminierten Buchseiten über die Tülle eines dampfenden Wasserkessels hielt. Es war höchst interessant, was der Zensor zu zensieren für nötig gehalten hatte: Eine Fotografie des Amphitheaters (damals Thingstätte genannt) in seiner ganzen Herrlichkeit: im Winde flatternde Fahnen, ein Meer von im Nazi-Gruß erhobenen Händen, Hunderte von kleinen Lichtflecken: arische Köpfe – oder vielleicht arische Hirne? Einen Ab-

satz, der das Amphitheater folgendermaßen beschrieb: Einer der Monumentalbauten des Dritten Reiches, ein gigantisches Freilichttheater, um Tausende von Volksgenossen in festlichen Feierstunden im Gemeinschaftserlebnis der Treuebekundung zum Vaterland inmitten einer erhabenen Natur zu vereinen. Einen Absatz über die Autobahn Heidelberg–Frankfurt (heute ausgefahren und holprig): , ... eine gigantische und monumentale Schöpfung des verheißungsvollen Neuen Zeitalters.' Einen Absatz, in dem Deutschland wie folgt beschrieben wurde: ‚Die Nation, der die Vorsehung gewogen ist, führend in der Reihe der großen mächtigen Nationen ...‘ Ein Foto der alten Aula der Universität mit Hakenkreuzen in jedem gotischen Bogenzwickel ... Ein Foto der Mensa mit Hakenkreuzen in jedem romanischen Bogenzwickel ... Und so weiter und so weiter.

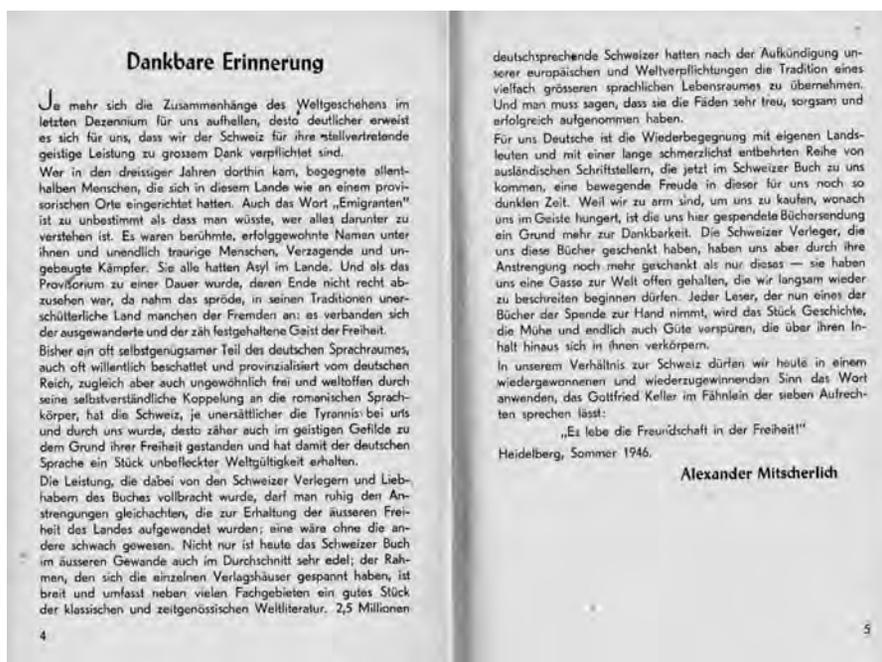
Ich war außer mir vor Zorn und moralischer Entrüstung. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und schrieb in wilder Hast einen wütenden Artikel über Aufrichtigkeit, Unaufrichtigkeit und die Allmacht der geschichtlichen Wahrheit. Ich forderte kategorisch Wahrheit, historische Wahrheit statt Schönfärberei, vor allem aber Aufrichtigkeit. Ich kochte vor Zorn und feuerte aus allen Rohren. Ich wies auf die anstößigen Überkleber hin, als Beispiel für all das, was im Leben und in der Kunst hassenswert ist – wie viktorianische Feigenblätter auf griechischen Skulpturen oder mit Kleidern aus dem 19. Jahrhundert übermalte erotische Fresken des Quattrocento. Ich wies auf Ruskin hin, der Turners Bilder von venezianischen Bordellen verbrannt hatte, und darauf, wie Boswells Urenkel die anstößigen Stellen seiner Tagebücher zu unterdrücken suchten, und stellte das dem Versuch der Deutschen an die Seite, ihre eigene Geschichte zu leugnen. Welche Unterlassungssünde! Und wie sinnlos! Nichts Menschliches sollte geleugnet werden. Selbst wenn es unaussprechlich häßlich ist, können wir daraus lernen, nicht wahr? Oder? Doch das hätte ich zu der Zeit nie in Frage gestellt. Die Wahrheit – ich war da ganz sicher – würde uns frei machen“.¹⁸

Offensichtlich verblieben also über zwanzig Jahre lang noch Bücher mit unkenntlich gemachten Textstellen aus der Nazizeit im Bestand. Der Lesehunger in den Nachkriegsjahren war sehr groß und die Buchproduktion brauchte ihre Zeit, um wieder der Nachfrage und den neuen Ansprüchen gerecht zu werden. Die zwölfjährige Nazizeit hatte eine geistige Verflachung bewirkt, der Kontakt mit der Weltliteratur war verloren gegangen. Vieles fehlte im Büchereibestand und konnte auch wegen fehlender Geldmittel nicht kurzfristig nachbeschafft werden.

In dieser Situation kam für Heidelberg Hilfe aus dem Ausland. Am 27. Juni 1946 wurde auf halbprivate Initiative und auf Veranlassung der Information Control Division in dem beschlagnahmten Ladengeschäft von Edmund von König in der Hauptstraße 124 / Ecke Universitätsplatz eine amerikanische Öffentliche Bibliothek für Deutsche, ein „U.S. Information Center“ eröffnet, das spätere Deutsch-Amerikanische Institut. In der ersten Ausbaustufe wurden etwa 1500 überwiegend englischsprachige Bücher und laufend aus den USA bezogene Zeitschriften und Zeitungen angeboten. Dazu kam eine kleine Bücherspende aus der Schweiz. Es gab wenig später eine Musik- und Kinderbücherei und sogar eine Schallplattenausleihe. Der Andrang in der neuen Bibliothek war so groß, dass zunächst nur Wissenschaftler, Journalisten und Personen, die ein dringendes Interesse geltend machen konnten, zur kostenlosen Benutzung zugelassen wurden. In der amerikanischen Bücherei fand im November 1946 auch der erste Vortrag mit anschließender Diskussion in der US-Besatzungszone statt, ein „lecture-discussion-meeting“. In den Zeiten der Nazi-Diktatur waren Diskussionsveranstaltungen in der Erwachsenenbildung nicht üblich gewesen und für das deutsche Publikum völlig ungewohnt.¹⁹

Der kulturpolitisch aktive Dr. Alexander Mitscherlich verfügte über gute Kontakte in die Schweiz, wo er ab 1935 als Emigrant eine Zeit lang verbrachte. Er konnte

1946 eine beachtenswerte Bücherspende von 35 Schweizer Verlagshäusern nach Heidelberg vermitteln. Am 13. Oktober 1946 wurden in den Räumen der Stadtbücherei mehr als 600 Bücher der insgesamt über 740 Titel umfassenden Spende im Rahmen der Ausstellung „Das Schweizer Buch“ präsentiert. Darunter befanden sich Werke von Honoré de Balzac, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Voltaire, Johann Pestalozzi, Friedrich Nietzsche, Georg Büchner, Leo Tolstoi, Nicolaj Gogol, Fedor Dostojewski, Niccolò Machiavelli, George Bernard Shaw, Jean-Jacques Rousseau, Anton Cechov, Miguel de Cervantes und von Schriftstellern, die im Dritten Reich verboten oder bisher nicht bekannt waren, sowie aktuelle Sachbücher aus allen Wissensbereichen und eine Anzahl guter Jugendbücher. Diese hochwertige Gabe stellte einen ersten Lichtblick, eine Horizonterweiterung und auch ein Stück Völkerverständnis dar.²⁰



Alexander Mitscherlich in: Das Schweizer Buch (wie Anm. 20)

Insgesamt breitete sich in der Büchereiarbeit ein freierer Geist aus. Neue, modernere Arbeitsmethoden hielten Einzug; regionale und überregionale Zusammenarbeit und Erfahrungsaustausch, Mitarbeit in bibliothekarischen Gremien und Fachverbänden wurden groß geschrieben. Otto Geibel arbeitete nach besten Kräften in der Stadtbücherei mit. Er führte den stadinternen Briefverkehr, setzte sich für Personalangelegenheiten ein, wurde in den Personalrat des Kulturamtes gewählt, schrieb Buchbesprechungen und war insgesamt eine beliebte und akzeptierte Persönlichkeit. Fachlich unverzichtbar war Maria Gress, die entscheidende bibliothekarische Ideen lieferte, überörtlich Initiative zeigte und sich bald auch über Heidelberg hinaus einen guten Ruf erwarb. Schon 1946 kamen wieder Praktikantinnen der süddeutschen Büchereischule in Stuttgart nach Heidelberg; im Oktober 1946 wurde

Maria Gress Mitglied der Prüfungs-Kommission für die Abschlussprüfung der Studierenden der Büchereischule. Als am 26. Februar 1947 in Reutlingen von fünf Bundesländern, zwölf Städten und einem kommunalen Verband die Einkaufszentrale für Öffentliche Büchereien GmbH (EKZ) gegründet wurde, hatte Maria Gress längst den hohen Nutzen eines zentralen Einkaufshauses für den günstigen Bucheinkauf und Bestandsaufbau erkannt. Mit Erfolg setzte sie sich in Heidelberg für eine Beteiligung an dem Reutlinger Unternehmen ein. Am 8. Juli 1947 überwies die Stadt Heidelberg 10.000 RM als Firmenanteil bei einem Gesamtstammkapital von damals etwa 340.000 RM. Später erhielt die Stadt Heidelberg die Hälfte ihres Anteils wieder zurück, da der Buchhandel mit 50 % am Stammkapital beteiligt wurde. Bis heute ist die Einkaufszentrale – EKZ – wichtigster Medienlieferant der Stadtbücherei.²¹ Sorge bereite, dass Nordbaden nach der Errichtung der Besatzungszonen von den südlichen Landesteilen abgeschnitten war und es trotz großer Bemühungen nicht möglich war, in der Freiburger Volksbüchereistelle verbliebene, aber nicht durch den Bombenkrieg vernichtete Unterlagen und für die Stadtbücherei vorgesehene Bücher in die amerikanische Zone zu schaffen. Es fehlte jede zentrale Hilfe und Betreuung für die nordbadischen Büchereien. Maria Gress nahm Kontakt auf zu den Volksbüchereistellen für Württemberg in Reutlingen sowie Südbaden in Freiburg und am 9. September 1947 kam man überein, bei der Landesdirektion Karlsruhe, Abteilung Kultus und Unterricht, die Gründung einer Volksbüchereistelle für Nordbaden mit Sitz in Heidelberg zu gründen – unter Leitung von Otto Geibel und mit bibliothekarischem Fachwissen von Maria Gress. Die neue Staatliche Volksbüchereistelle für Nordbaden begann ihre Arbeit am 15. Februar 1948 im Hause der Stadtbücherei, Plöck 2a.²²

Früh und gewinnbringend war Maria Gress auch im Berufsverband, dem Verein der Volksbibliothekare VDV, engagiert, der im Juni 1949 in Fulda gegründet wurde. Als Vorstands- und Beiratsmitglied der Landesgruppe Nordwürttemberg und Nordbaden konnte sie so eine fruchtbare regionale Zusammenarbeit mit in die Wege leiten und war in allen wichtigen bibliothekarischen Diskussionsthemen bestens im Bilde. Die erörterten Fachfragen betrafen den Bestandsaufbau mit dem Problem der „unteren Grenze“, die Durchsetzung der Freihandausleihe, den Wandel von der Bildungsbücherei zur Einheitsbücherei sowie die Bibliotheksgesetzgebung. Diese Themen standen auch auf der Tagesordnung für den ersten Volksbüchereitag des VDV, der vom 2. bis 4. Juni 1950 in Heidelberg in der Aula der Alten Universität stattfand. Rund 400 Teilnehmer kamen nach Heidelberg, darunter Vertreter der amerikanischen Militärregierung, der UNESCO, des British Book Centre und der Library Association London. Der Schriftsteller und Chef-Lektor des Suhrkamp-Verlages Hermann Kasack referierte provozierend und später heftig diskutiert über „Die moderne Literatur und die Volksbücherei“. Wichtig waren die ausführliche Fachdiskussion über „Thekenbücherei und Freihandbücherei“, die Beratungen mehrerer Arbeitsgruppen und eine Mitgliederversammlung. Den Abschluss des Volksbüchereitages bildete die Kundgebung für eine Büchereigesetzgebung in Deutschland. Nach einer ermutigenden Ansprache des UNESCO-Vertreters, einem Sachstandsbericht über den sehr schlechten Zustand des deutschen Büchereiwesens und über Bibliotheksgesetze in Skandinavien, den USA, Großbritannien und der Tschechoslowakei nahm die Ver-

sammlung einstimmig eine EntschlieÙung an, die den Länderregierungen und dem Bundestag zugeleitet werden sollte. Es handelte sich um die erste öffentliche Forderung nach einem Bibliotheksgesetz in Deutschland.²³ Parallel erschien in der Fachpresse der Entwurf eines Buchereigesetzes für Württemberg-Baden, das den Charakter eines weit reichenden Pflichtgesetzes trug.²⁴ Freilich blieb dem Streben nach einer Buchereigesetzgebung kein Erfolg beschert.

Ähnlich erfolgreich wie das sehr nützliche überörtliche Engagement von Maria Gress entwickelte sich auch die Stadtbücherei selbst. 1947 meldet Otto Geibel schon über 8 000 aktive Leser. Bereits 1948 wurden 110 278 Entleihungen verzeichnet, so viele wie nie zuvor. Es gelang kaum, einen Bestand aufzubauen, welcher der Nachfrage gerecht wurde. Zeitweise musste wegen Buchermangels die Anmeldung neuer Leser gestoppt werden. Auf jegliche Werbemaßnahmen für die Stadtbücherei konnte verzichtet werden. 1948 standen für den Kauf von neuen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen 11.000 RM zur Verfügung. Die Neubeschaffung von Büchern war nicht einfach. Oft musste auswärts persönlich bei Verlagshäusern bestellt werden, da schriftliche Bestellungen nicht berücksichtigt wurden. Die EKZ verschickte zwar seit Mai 1947 Angebotslisten, aus denen die Bibliotheken der Gesellschafterstadte auswählen konnten. Allerdings durften zunächst nur 35 % der Beschaffungsmittel mit 12,5 % Umsatzrabatt bei der EKZ verausgabt werden.²⁵ Auch in den nächsten Jahren setzte sich der Aufwärtstrend fort. Es wurde sehr eng in der Plöck 2a; das Gebäude war in einem schlechten Zustand, manchmal gab es monatelange SchlieÙungen wegen Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten. 1950 wurde das Dachgeschoss ausgebaut, wo dann die Staatliche Volksbüchereistelle für Nordbaden untergebracht war. Dadurch wurden Räume in den unteren Etagen für Bücher, Zeitungen und Zeitschriften frei. Der Leiter der Stadtbücherei Otto Geibel war inzwischen 68 Jahre alt und nicht bei bester Gesundheit. Angesichts der so positiven Entwicklung war es dringend notwendig, dass eine ausgebildete Fachkraft die Leitung der Stadtbücherei übernahm. So beschloss der Personalausschuss der Stadt Heidelberg, Maria Gress ab dem 1. April 1950 zur Leiterin der Stadtbücherei zu berufen. Otto Geibel sollte nach Ablauf seines Arbeitsvertrages zum 30. Juni 1950 in den Ruhestand versetzt werden. Da er als Verfolgter des Naziregimes aber auf ein zusätzliches Einkommen angewiesen war, setzte sich Maria Gress dafür ein, dass er bis Ende 1951 weiter in der Stadtbücherei als „Buchbesprecher“ (Rezensent) arbeiten konnte. Otto Geibel verstarb am 26. Februar 1953.²⁶

Solide Büchereiarbeit in den 1950er Jahren

Ein wesentlicher Arbeitsschwerpunkt von Maria Gress war die Auseinandersetzung mit der Raumnot in der Plöck 2a. Um das Haus von dem starken Publikumsandrang zu entlasten, entschied sie sich für den Aufbau eines Zweigstellensystems. Gleich ihre erste Maßnahme fand hohe Aufmerksamkeit in der bibliothekarischen Fachwelt. 1950 gelang es, einen Bücherbus in Betrieb zu nehmen. Am 9. März 1950 nahm der ausgediente Linienbus die Literaturversorgung in den Stadtteilen Wieblingen und Pfaffengrund auf. Allerdings gab es schon ein Jahr später erhebliche technische Probleme, so dass die mobile Bibliotheksarbeit wieder eingestellt werden musste, weil

an einen Kauf eines neuen Busses damals nicht zu denken war. Dafür wurde am 14. November 1951 eine zweite Zweigstelle in Handschuhsheim eröffnet. 1953 folgte eine weitere Zweigstelle in der Volksschule im Pfaffengrund. Am 6. Oktober 1960 kam als vierte Zweigstelle eine zunächst als Kinderbücherei eingerichtete Stadtteilbücherei im alten Rathaus in Wieblingen hinzu. Meist bestanden diese kleinen Zweigstellen aus einem Ausleihraum von 60 bis 90 qm, einem kleinen Arbeits- und Lagerraum und einer Toilette mit Waschgelegenheit.

Anfang der 1950er Jahre begann die Wandlung der Stadtbücherei von einer Bildungsbibliothek, die einen Schwerpunkt in der Vermittlung belletristischen Wissens setzte, hin zu einer Informationsbibliothek neuen Stils, die helfen sollte alle Anforderungen zu bewältigen, die das moderne Dasein in Alltag und Beruf an die Menschen stellte. Kennzeichnend dafür war der Ausbau des Sachbuchbestandes, verbunden mit einer starken Zunahme des Ausleihumsatzes von Sachbüchern. 1951 betrug das Sach- und Fachschrifttum 40 % vom Gesamtbestand, bis 1961 stieg der Anteil auf 47 %. Maria Gress war nun seit 10 Jahren in Heidelberg. In dieser Zeit hatte sich die Stadtbücherei schon um das Fünffache ausgeweitet und hatte die in der Vorkriegszeit erreichte Dimension weit überschritten. Der Bestand war bis März 1952 auf 31 519 Bände angewachsen, die Entleihungen waren auf 149 069 angestiegen und mittlerweile nutzten pro Jahr über 8300 Heidelberger ihre Stadtbücherei. Jährlich kamen etwa 4400 neue Bücher zum Bestand hinzu; da nur wenige verbrauchte Bücher aus dem Bestand gelöscht wurden, wurde es kontinuierlich enger in der Plöck 2a. Jetzt gelang auch – was vorher nicht möglich gewesen war – die angemessene Aufstockung der Personalstellen, die der positiven Entwicklung der Stadtbücherei entsprach. Anfang 1952 waren in der Stadtbücherei schon acht Bibliothekare, ein Buchbinder, drei technische Arbeitskräfte und ein Verwaltungslehrling beschäftigt. Dazu kamen vier Praktikantinnen von der Süddeutschen Büchereischule, die ein Jahr lang zur praktischen Ausbildung blieben.²⁷

Zwei Jahre nach dem Volksbüchereitag von 1950 fand die nächste größere überregionale Tagung von Volksbibliothekaren in Heidelberg statt. Vom 17. bis 21. September 1952 trafen sich die Jungbibliothekare aus dem Bundesgebiet und West-Berlin unter dem Motto „Werbung für den Büchereigedanken“ im Lesesaal der Stadtbücherei zu einer Arbeitstagung. Es wurden Fragen der Jugendarbeit erörtert und Zusammenhänge kommunaler, staatsbürgerlicher und politischer Themen beleuchtet. Teilnehmer, Referenten oder Gäste der Tagung waren neben Führungsköpfen des Bibliothekswesens wie Werner Mevissen aus Bremen auch Heidelberger Persönlichkeiten wie Reinhard Buchwald, der zum Thema „Warum heute Volksbildungsarbeit“ referierte, Dr. Marie Baum und Dr. Richard Benz. Für viele Tagungsteilnehmer hinterließ Marie Baum mit ihrem hervorragenden Vortrag über ihre Freundin Ricarda Huch den stärksten und bleibenden Eindruck ihres Heidelberger Aufenthaltes.²⁸

Ein zentrales Tagungsthema, die Jugendarbeit, war auch ein Arbeitsschwerpunkt in der Stadtbücherei. „Im Bewusstsein, daß gute Lektüre ein wirksames Mittel gegen Schmutz und Schund bildet...“ wurde viel Engagement in die bibliothekarische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen investiert. Die ausgeprägte Dreiteilung der hiesigen Stadtbücherei in Kinderbücherei, Jugendbücherei und Erwachsenenbücherei

war damals längst nicht überall verwirklicht. Eine Besonderheit war die „Bücherei für junge Menschen“, die 14–18-jährige Jugendliche ansprechen sollte und sowohl von der Kinderbücherei als auch von der Erwachsenenbücherei getrennt war. Maria Gress hatte diese Idee von einem Studienaufenthalt in den USA im Jahre 1953 mitgebracht. In den Bereichen für Kinder und Jugendliche wurde der Freihandgedanke zuerst umgesetzt. Etwa 43 % der Entleihungen fielen Mitte der 1950er Jahre auf Kinder und Jugendliche. Für die junge Leserschaft gab es ein eigenes Veranstaltungsprogramm: Angefangen mit Vorlesestunden und Kasperletheater, über Jugendnachmittage mit Bücherquiz, Erzähl- und Zeichenwettbewerbe bis zur Heidelberger Jugendbuchwoche in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt und seit 1959 dem Vorlesewettbewerb des Börsenvereins des deutschen Buchhandels wurde in der Plöck 2a für die Jugend eine bunte Palette geboten. Ein politisches Jugendforum wurde mit dem Ziel gegründet, die Jugend zu einer kritischen Meinungsbildung hinzuführen.

Für Erwachsene arrangerierte die Stadtbücherei Ausstellungen, Dichterlesungen und Vorträge. Sie war Podium für literarische Arbeitskreise und Diskussionsrunden. Ziel dieser Angebote war es, mit dem Schaffen zeitgenössischer und älterer Autoren bekannt zu machen, Probleme der Zeit zu diskutieren und die Besucherinnen und Besucher zum Nachdenken und zu eigener Urteilskraft anzuregen. Heidelberger



Lesesaal in der Plöck 2a in den 1950er Jahren (Foto: Stadtarchiv Heidelberg Bildsammlung)

Autoren wurden eingeladen und gefördert. Richard Benz, Hans Bender, Geno Hartlaub, Gert Kalow, Heinrich Ringleb oder Erwin Wickert stellten ihre Werke vor. Bekannte Schriftsteller wie Werner Bergengruen, Josef Guggenmos, Marie Luise Kaschnitz oder Ursula Wölfel waren zu Gast. Neben Einzelveranstaltungen gab es längerfristig angelegte Arbeitskreise und Veranstaltungsreihen. In der Reihe „Gespräche über neue Werke der Literatur“ wurden Werke der Weltliteratur vorgestellt und besprochen. Der Arbeitskreis „Zwischen Hochästhetik und Askese“ untersuchte Gehalt und Form der neuen deutschen Lyrik. Zu einer ständigen Einrichtung wurde der Arbeitskreis „Das wesentliche Buch“. Viele Jahre lang diskutierten Schriftsteller, Verleger und Dozenten der Universität Heidelberg mit den Besucherinnen und Besuchern über wichtige Literatur verschiedener Epochen. Hervorzuheben sind der Heidelberger Verleger Dr. Lambert Schneider und der Journalist Edwin Kuntz, die viele literarische Abende gestalteten. Bis weit in die 1960er Jahre war die Diskussionsreihe „Das politische Gespräch“ Garant für ein volles Haus. Aktuelle politische Probleme wurden manchmal heftig diskutiert. Als Referenten und Diskussionspartner wur-

den unter anderem die Politiker Dr. Alex Möller, Dr. Frolinde Balser oder Dr. Bernhard Vogel gewonnen. Auch war es üblich, über allgemeine Zeitprobleme zu informieren und zu diskutieren. „Fernsehen – Geschenk und Gefahr“ lautete zum Beispiel das Motto einer Diskussionsveranstaltung im Jahre 1953. Allgemein war ein tiefes Bedürfnis zu spüren, Probleme und Themen zu erörtern und zu vertiefen, was bis 1945 nicht möglich oder nicht üblich gewesen war. Maria Gress sah die Stadtbücherei nicht als eine isoliert auftretende Kultureinrichtung, sondern suchte besonders im Veranstaltungsbereich erfolgreich nach einer kooperativen Einbindung. Wichtige Partner der 1950er und 1960er Jahre waren neben zahlreichen kulturschaffenden Einzelpersonlichkeiten etwa die Volkshochschule Heidelberg, der Frauening Heidelberg, die Arbeitsgemeinschaft „Bürger im Staat“, das Institut für politische Wissenschaft an der Universität Heidelberg oder das städtische Sozial- und Jugendamt. Nur durch Zusammenarbeit ließen sich mit den vorhandenen Kapazitäten pro Jahr bis zu 30 oder 40 Veranstaltungen planen, vorbereiten und durchführen. In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre besuchten zwischen 5000 und 8000 Personen jährlich die Veranstaltungen in der Plöck 2a.²⁹



Einladungskarte zum politischen Gespräch (Quelle: Veranstaltungsakten der Stadtbücherei)

Die Raumverhältnisse verhindern eine Weiterentwicklung der Bücherei

Jeder noch so hervorragenden Büchereiarbeit von Maria Gress und ihrem Team war eine klare Grenze gesetzt – die untragbaren, einer Kultur- und Universitätsstadt wie Heidelberg unwürdigen Raumverhältnisse in der Plöck 2a. Viele Ideen moderner Büchereigestaltung ließen sich nicht umsetzen, da das Haus viel zu wenig Platz bot und überwiegend in kleinere Zimmer unterteilt war. An eine völlige Umorientierung zur Freihandbücherei in allen Bereichen war nicht zu denken, weil dafür viel mehr Platz nötig gewesen wäre. Maria Gress dachte aber vorausschauend und beteiligte sich an den Überlegungen und Arbeiten, in Deutschland eine möglichst einheitliche Systematik für die Bestandsaufstellung in Freihandbüchereien zu schaffen. Im April

1951 nahm sie aktiv an der wegweisenden Arbeitstagung in der Heimvolkshochschule Hustedt bei Celle teil. Das Ergebnis dieses Arbeitstreffens von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren aus etwa 21 Büchereien war der Hustedter Systematik-Entwurf, der aus der Bremer Systematik und der Hamburger Systematik heraus entwickelt wurde. Als eine Art Vorform der Allgemeinen Systematik für Büchereien (ASB) setzte sich der Hustedter Systematik-Entwurf in einer ganzen Reihe von Freihandbüchereien durch und fand auch in Heidelberg bis in die 1970er Jahre hinein Verwendung.³⁰ Maria Gress hatte die Überzeugung gewonnen, dass den Leserinnen und Lesern oft die Anregung fehlte, wenn sie nicht selbst die Bücher sähen oder am Regal eigenständig und nach freier Entscheidung ihre Buchwahl treffen könnten. In anderen Städten hatte sie attraktive Freihandbereiche und schöne, ansprechende Büchereiräume kennen gelernt. Freilich waren ihre Gedanken in Heidelberg kurzfristig nicht zu verwirklichen. Mittlerweile reichte die Buchaufstellung bis zur Decke, erste Fenster wurden mit Regalen zugestellt, Kataloge konnten in den kleinen Räumen nur von ganz wenigen Benutzerinnen und Benutzern gleichzeitig benutzt werden. Bei der Ausleihe gab es lange Schlangen bis ins Treppenhaus, weil Einzelabfertigung angesagt war, lange Wartezeiten waren die Regel und die Veranstaltungen hätten noch besser besucht werden können, wenn es einen größeren Raum gegeben hätte. Schon seit mehreren Jahren existierten Überlegungen und erste Forderungen nach neuen Räumen, möglichst nach einem eigenen, modernen, zukunftsweisenden Büchereineubau – aber ohne Ergebnis. 1954 gab es lediglich einen wenig konkreten Grundkonsens auf kommunalpolitischer Ebene und in der Stadtverwaltung, einen Neubau ins Auge zu fassen.

In dieser Situation stellte ein Bildbericht von Edwin Kuntz, dem Redakteur der Rhein-Neckar-Zeitung, vom 10./11. September 1955 eine wichtige Initialzündung dar. Diese setzte sofort einen langen Entscheidungsprozess in Gang, welcher letztendlich in einem Gemeinderatsbeschluss für einen Büchereineubau endete. Edwin Kuntz war in den Besitz eines Bildbandes gelangt, der moderne Stadt- und Kreisbüchereien vorstellte und war als Kenner der Plöck 2a beeindruckt, welche Raumstandards es in anderen Städten und Gemeinden gab.

„Und wie anders ist das alles in Heidelberg! Wer unsere Stadtbücherei in der Plöck 2a besucht, der kann eigentlich kaum den Eindruck gewinnen, daß das Buch in unserem modernen Leben noch seinen Platz hat. Da ist vielmehr alles dazu angetan, einem fühlen zu lassen, daß das Bücherlesen eine Überbleibsel-Eigenschaft aus vergangener Zeit wäre. Wer einigermaßen darüber Bescheid weiß, wie heute Büchereien aussehen (und auch aussehen müssen), langt sich an den Kopf, daß diese beengten und in keiner Weise mehr den Bedürfnissen entsprechenden Räumlichkeiten für ausreichend gehalten werden. Und das in Heidelberg. Man muß sich nur einmal ansehen, wie die Besucher schon im Treppenhaus anstehen müssen. Das kommt nicht nur gelegentlich vor, sondern das kommt verhältnismäßig häufig vor. Schön ist das nicht. Anders wird es erst sein, wenn man auch in Heidelberg das tut, was anderswo längst getan worden ist: wenn man eine neue, moderne Bücherei baut ... Und ein solches Haus gehört in das Herz einer Stadt. Und es muß so gebaut sein, daß es als Bekenntnis zum Geist und zum Volk wirkt. Und Vertrauen muß daraus sprechen. Vertrauen zur Zukunft!“

So postulierte Edwin Kuntz.³¹ Sein Artikel fand in den folgenden Wochen Widerhall in zahlreichen zustimmenden Leserbriefen in der Rhein-Neckar-Zeitung. Die vielen Zuschriften, die nicht alle veröffentlicht werden konnten, machten deutlich, wie sehr

die Öffentlichkeit an einem Neubau der Stadtbücherei interessiert war. Gleich in den ersten Leserbriefen wurden schon Standortvorschläge für den gewünschten Neubau gemacht. Fast alle Briefschreiber meinten, dass am Platz des alten Bahnhofes oder an anderer Stelle des stillgelegten Gleisbereiches zwischen neuem und altem Bahnhof die neue Bücherei erwachsen müsse, damit Heidelberg nicht nur den modernsten Bahnhof, sondern auch den modernsten Volksbildungsbau vorweisen könne. Aber es gab auch Stimmen, die einen Neubau in der Plöck 2a forderten oder das Gebäude des Deutsch-Amerikanischen Instituts in der Sofienstraße 12 zur Stadtbücherei umfunktionieren wollten.³² Um der Forderung nach dem Neubau Nachdruck zu verleihen, befragte die Rhein-Neckar-Zeitung wenig später mehrere Vertreter des Stadtrates und des Einzelhandels zu diesem Thema. Dr. Richard Hofert, Hermann Buhmann, Alfons Schlereth von der CDU, Prof. Dr. Hermann Schück von der SPD und Karl Dietrich von der FDP befürworteten alle einhellig und nachdrücklich einen Büchereineubau.³³ Mitten in die Veröffentlichung der Leserbriefe und Befragungen in der Rhein-Neckar-Zeitung kam nun auch eine Stellungnahme des Oberbürgermeisters Dr. Carl Neinhaus. Er stellte fest, dass die „Kampagne“ jeder Berechtigung entbehre, da doch nur offene Türen eingerannt würden; gegenüber den Journalisten legte er sogar Wert darauf, dass die Formulierung „offene Türen eingerannt“ wörtlich gebraucht würde.³⁴ Mit den Äußerungen in der Presse war die Diskussion in eine neue Phase getreten. Dennoch war es noch ein sehr weiter Weg bis zu einem konkreten Baubeschluss. Aber ab jetzt wurde geplant, gestritten, gerungen und es wurden regelmäßig finanzielle Baurücklagen gebildet.

Neben der viel Kraft und Zeit fordernden Planungsarbeit für den Büchereineubau musste auch die Büchereiarbeit in der Plöck 2a unter immer schwieriger und unzumutbarer werdenden Bedingungen fortgeführt werden. Immer mehr Menschen nutzten die Stadtbücherei; dementsprechend wurde der Bestand ausgebaut und vielseitiger. Am 27. Juli 1956 übergab die FDP-Stadträtin Rosel Gönnerwein, Vorsitzende des Landesverbandes Baden im Deutschen Hausfrauenbund, eine als Wander-Jugendbücherei gedachte und vom Hausfrauenbund gestiftete Modell-Jugendbücherei an Maria Gress. Damit kamen 1 500 Jugendbücher zum Bestand der Stadtbücherei hinzu, einschließlich der nötigen Regale und einer ansprechenden, jugendgerechten Büchereinrichtung. Die Zusammenstellung war als erste Modell-Jugendbücherei in Nordbaden beispielhaft und sollte auf möglichst viele andere Büchereien übertragen werden. In seiner Rede zur Übergabe der Modell-Jugendbücherei gab Bürgermeister Dr. Dr. Hermann Hagen erstmals bekannt, dass im Bebauungsplan für das alte Bahnhofs- und Gleisgelände auch ein besonderer Platz für eine neue städtische Bücherei fest eingeplant sei.³⁵ Andere Bücherspenden, wie zum Beispiel 1000 Bücher von der Deutsch-Französischen-Gesellschaft, konnten aus Mangel an Platz gar nicht mehr vollständig aufgestellt werden. Eine angebotene Spende der französischen Botschaft musste sogar abgelehnt werden. Etwa 50.000 Mark standen im städtischen Haushalt für den Kauf neuer Bücher zur Verfügung. Davon konnten 1956 etwa 5500 Titel eingekauft werden. Etwa 1600 nicht mehr aktuelle, überholte oder verschmutzte Bücher wurden 1956 ausgeschieden. Jährlich musste Platz für 4000 bis 7000 neue Bücher in der Plöck 2a gefunden werden.

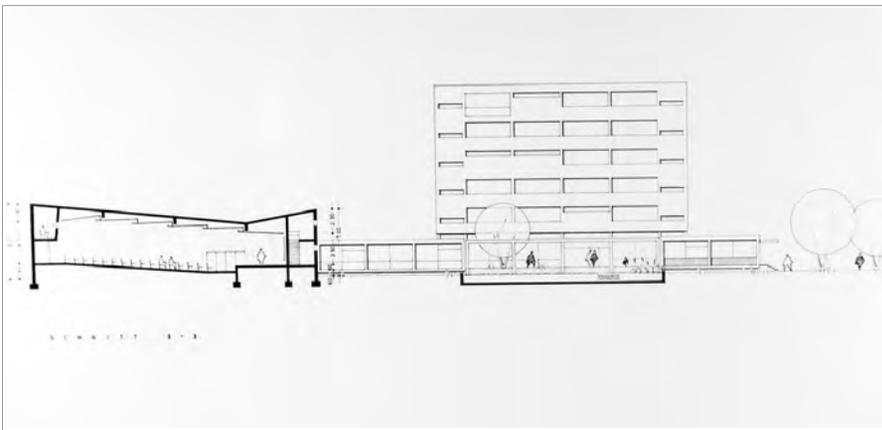
Damals war es üblich, dass die Direktorin und ihre Stellvertreterin beim Bücherkauf eine Vorauswahl trafen und endgültige Kaufentscheidungen in sogenannten „Kaufsitzen“ aller Bibliothekarinnen und Bibliothekare getroffen wurden. Eine qualvolle Enge herrschte. Die Bibliothekarinnen und Bibliothekare saßen eingeklemt zwischen übermannshohen Regalen. Sogar in Abstellräumen wurden Bücher aufgestellt, an den Katalogen gab es Gedränge und bei der Ausleihverbuchung waren Wartezeiten von 20 Minuten die Regel. Maria Gress kämpfte mit aller Kraft für die Freihandaufstellung, eine Musikbücherei, eine Heimatbücherei, eine großzügige Kinderbücherei und eine davon abgetrennte eigene Jugendbücherei in einem neuen Haus.³⁶ Die Not gebot auch, dass in der Stadtbücherei mit modernen, rationellen Methoden gearbeitet wurde. Maria Gress informierte sich im Kollegenkreis und bis ins Ausland über zeitgemäße Büchereiarbeit. Im September 1958 führte sie ein neues Verbuchungssystem ein, das in England gebräuchliche Ticketsystem. Bisher hatte jede Benutzerin und jeder Benutzer ein Heftchen, in das die Entleihungen eingetragen wurden. Für jedes zu entleihende Buch mussten drei Eintragungen von Hand und sechs Datumsstempel gemacht werden. All dies entfiel mit dem Ticketsystem. Alle Benutzerinnen und Benutzer erhielten ein blaues Papiertäschchen mit ihren Namen versehen und alle Bücher eine gelbe Karte mit den wesentlichen Buchdaten. Bei der Ausleihe wurden die Buchkarten in die blauen Karten der Benutzerinnen und Benutzer gesteckt und alphabetisch innerhalb des Rückgabetales geordnet. Prompt wurde die Wartezeit viel kürzer; jetzt konnte eine Angestellte für andere Aufgaben eingesetzt werden. Das Ticketsystem wurde als Ausleihsystem bis 1966 verwendet.³⁷

Neubauplanung: Ideenwettbewerb, Streit, Prozesse und Verzögerungen

Nachdem ein grundsätzlicher Konsens über den Standort eines Büchereineubaus an der westlichen Poststraße gefunden war, rangen sich die Stadtväter Ende 1957 dazu durch, im kommenden Frühjahr einen Ideenwettbewerb für den Neubau auszuschreiben. Ein Gremium aus Laienpreisrichtern und ein weiteres aus Fachpreisrichtern sollten die eingehenden Arbeiten beurteilen. Als beratende Jurymitglieder wurden die Büchereifachleute Dr. Wolfgang Thauer, Direktor der Stadtbücherei Stuttgart, Dr. Willi Wendling, Direktor der Volks- und Musikbücherei Mannheim, und Prof. Dr. Carl Wehmer, Direktor der Heidelberger Universitätsbibliothek, gewonnen. Den teilnehmenden Architekten wurde die Aufgabe gestellt, einen Büchereibau mit einer Nutzfläche von 3 000 qm auf einem Grundstück von 2 200 qm bis maximal 3 000 qm zu entwerfen. Dabei war ein von nicht am Wettbewerb teilnehmenden Architekten und Bibliothekaren entworfenes Raumprogramm zu beachten:

1. Die Erwachsenenbücherei sollte für eine vollständige Freihandaufstellung konzipiert, 450 qm groß sein und zusätzlich ein Ergänzungsmagazin von 100 qm umfassen.
2. Die Kinderbücherei sollte mit einem Leseraum eine Größe von 170 qm haben.
3. Auf jeden Fall musste eine eigenständige Jugendbücherei eingeplant sein.

4. Ein Arbeitsleseraum mit 150 qm und ein Zeitungsleseraum als Klubraum und Raucherzone mit 50 qm waren vorgegeben.
5. Ein repräsentativer Veranstaltungsraum mit 300 Sitzplätzen und 500 qm Fläche musste geplant werden.
6. Die Musikbücherei mit Abhörkabinen wurde mit 130 qm taxiert.
7. Größe und Gestaltung eines weiteren Vortragsraumes, zweier Diskussionsräume und eines Konferenzzimmers blieben den Architekten überlassen.
8. Die Garderobe im Eingangsbereich wurde mit 80 qm veranschlagt.
9. Für Arbeitsräume und Büros sollten 365 qm genügen.
10. Außerdem sollte die Staatliche Büchereistelle für Nordbaden untergebracht werden, die 5–6 Räume mit etwa 200 qm benötigte.
11. Die Baukosten sollten bei einem Mittelwert von 100 DM je Kubikmeter umbauter Fläche liegen.



Bibliotheksentwurf nach den Vorstellungen der Bibliothekare in der Jury (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg Bildsammlung)

Insgesamt sollten Gestaltung und Inneneinrichtung der Bücherei würdig und gediegen, aber ohne jeden übertriebenen Luxus sein. Die Jury hatte 25 Entwürfe zu beurteilen, darunter diejenigen der besonders aufgeforderten Architekten Werner Düttmann aus Berlin, Prof. Dr. Rudolf Steinbach aus Aachen und Prof. Dr. Wilhelm Tiedje aus Stuttgart. Die Meinungen der Jurymitglieder gingen weit auseinander. Während die im Preisgericht vertretenen Fachpreisrichter nach Meinung der vertretenen Bibliothekare zu stark die städtebauliche Situation und die Bedeutung der Grünflächen in der Umgebung berücksichtigten und eine niedrige Bauweise bevorzugten, konzentrierten sich die Bibliothekare auf die Bewertung der inneren, räumlichen Ordnung und der betrieblichen Funktionen. Die Bibliothekare favorisierten den Entwurf einer sechsstöckigen Bücherei des Berliner Architekten Werner Düttmann.

Sieger des Wettbewerbes wurde jedoch der Heidelberger Architekt Karl-Heinz Simm. Er hatte den architektonisch gelungenen Entwurf einer eingeschossigen Anlage in Form eines großen Rechtecks vorgelegt, das sich gut in die vorhandene Bau-substanz in der Umgebung und in den Grünbereich einzufügen schien, aber in funktioneller Hinsicht noch einige Verbesserungen erforderte. Der Entwurf von Werner

Düttmann erhielt zusammen mit dem Wettbewerbsbeitrag des Heidelberger Architekten Lothar Götz den 2. Platz. Wilhelm Tiedje aus Stuttgart wurde der 3. Preis zuerkannt. Offen blieb allerdings, wie nun endgültig geplant und gebaut werden sollte. Fest stand nur, dass ein einzelner Architekt oder eine Architekten-Arbeitsgemeinschaft aus dem Kreis der Wettbewerbsteilnehmer den Auftrag erhalten sollte. Möglichst viele Anregungen, Ideen und Impulse aus dem Wettbewerb sollten aufgegriffen und eine gute Synthese gefunden werden.³⁸ Bis die vielen offenen Einzelfragen geklärt waren, – angefangen von der exakten Standortwahl, über die endgültige Beauftragung eines Architekten, bis hin zu Details über Form und Größe der neuen Stadtbücherei – gab es noch jahrelang viel Streit, Einsprüche und Gerichtsverfahren.

Obwohl die Benutzerinnen und Benutzer der Stadtbücherei merklich ungeduldiger wegen der katastrophalen Büchereiverhältnisse im alten Gebäude wurden, stieg Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre die Frequentierung zunächst noch weiter an. Im Haushalts-

jahr 1959/60, vom April 1959 bis zum März 1960, wurde mit 10 033 aktiven Lesern ein Rekord erzielt. Die regelmäßige Nutzerzahl betrug nun knapp 8 % der Heidelberger Bevölkerung.

Mittlerweile mussten 67 107 Bücher im Büchereigebäude untergebracht werden. Jeder kleine Winkel und sogar die Garage des Dienstwagens der Staatlichen Bücherei- stelle für Nordbaden wurde genutzt. Inzwischen



Warteschlange in der Plöck 2a im Januar 1959 (Foto: Stadtarchiv Heidelberg Bildsammlung)

war neben der Kinder- und Jugendliteratur auch ein Teil der Sach- und Fachliteratur frei zugänglich präsentiert worden. Allerdings waren die Räume zwischen den Bücherregalen so eng, dass das Herumstehen zwischen den Regalen offiziell verboten war. Um Romane zu entleihen, mussten Benutzerinnen und Benutzer oft in einer Schlange von 20 bis 40 Personen anstehen und warten.

1958 waren 54,5 % der Leserschaft Kinder und Jugendliche. Der Anteil der Kinder- und Jugendliteratur betrug aber nur 16 %. Im Gegensatz zu heute waren Jungen in der Überzahl. 52,2 % der Kinder und Jugendlichen besuchten weiterführende Schulen. Von den Erwachsenen waren 9,9 % Arbeiter, Hausangestellte oder Handwerker. 22,7 % der erwachsenen Leserinnen und Leser waren Angestellte, Kaufleute oder Beamte, 21,1 % wiesen eine akademische Ausbildung vor. Den größten Anteil machten die Hausfrauen mit 46,4 % aus. Inzwischen war der Anteil der belletristischen Literatur auf 37 % des Gesamtbestandes gesunken, während die Sach- und Fachliteratur mit Schwerpunkt auf berufsfördernder Literatur schon

47 % betrug.³⁹ Der großen Bedeutung der bibliothekarischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und deren hohem Anteil an der Gesamtleserschaft entsprechend, wurde ab 1961 eine noch engere Zusammenarbeit mit den Heidelberger Schulen vereinbart. Gemeinsam wurde im „Arbeitskreis für literarischen Jugendschutz“, der vom städtischen Jugendwohlfahrtsausschuss gebildet worden war, gegen Schmutz, Schund und Kitsch gekämpft. In einer vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen Schulen und Stadtbücherei wurde auf gute Jugendliteratur hingewiesen; in den Schulen sollte gute Jugendliteratur aufgestellt werden, eigene Schul- und Klassenbüchereien sollten eingerichtet werden und in der Stadtbücherei von nun an Klassenführungen stattfinden.⁴⁰ Hier wurde eine Arbeit forciert, die über die spätere Einrichtung einer Schulbücherei in der Internationalen Gesamtschule Heidelberg bis zur heutigen schulbibliothekarischen Arbeit der Stadtbücherei im Bereich „Schule und Bücherei“ weitergeführt wurde.

Nun wurde in Heidelberg lange und heftig gestritten, ob sowohl ein Hallenbad für 12 Millionen DM als auch eine neue Stadtbücherei für 5 Millionen DM gleichzeitig gebaut werden sollten oder welches Bauvorhaben Priorität haben sollte. Im Grunde genommen stellte kaum jemand die Notwendigkeit eines Büchereineubaus in Frage; aber sobald die Dringlichkeit des Hallenbades kritisch hinterfragt wurde, sanken sofort die Sympathiewerte für einen zügigen Neubau der Bücherei. Die Frage der Vorrangigkeit, der allgemeinen Finanzierbarkeit und des exakten Standortes der neuen Stadtbücherei verzögerten den Baubeginn um Jahre. Maria Gress formulierte später: „Die Bücherei hatte zwar 10 000 Leser, der Sport aber hatte organisierte Massen hinter sich.“⁴¹ Aber die Geduld der Benutzerinnen und Benutzer angesichts der unzumutbaren Raumverhältnisse in der Plöck 2a war allmählich erschöpft. Seit 1960 ging die Zahl der aktiven Leser zurück und es gab viele Beschwerden in Form von Leserbriefen in den Heidelberger Tageszeitungen. Wieder einmal wurde ein langjähriger Verfechter eines Büchereineubaus aktiv. Prof. Dr. Hermann Hoepke war als CDU-Gemeinderat seit 1956 ein unermüdlicher Rufer und Kämpfer für die Stadtbücherei. Nicht nur im Gemeinderat, sondern auch im Kulturausschuss und in seiner Partei setzte er sich energisch und entscheidend für den so nötigen Büchereineubau ein. Am 26. Juli 1960 berief Hoepke im Namen der CDU eine Pressekonferenz ein und schilderte eindrücklich die Zustände in der Plöck 2a. Mittlerweile betrug die Wartezeiten bis zu 45 Minuten, die Kataloge konnten nur von zwei Lesern gleichzeitig benutzt werden und die jungen Leser würden „anderswo Hefte kaufen, die man nicht gern in ihrer Hand sieht.“ „Die Stadtbücherei muß so schnell wie möglich neu gebaut werden“, lautete die zentrale Forderung von Hoepke. Weiterhin machte er sich für die Integration der Volkshochschule in den Büchereineubau stark und schlug vor, dass zunächst wenigstens die Kinder- und Jugendbücherei gebaut werden sollte.⁴²

Bis wirklich ein konkreter Baubeschluss zustande kam, vergingen weitere 19 Monate. Immer wieder wurden neue Vorschläge zum genauen Standort des Büchereineubaues vorgebracht und heftig diskutiert, Sonderwünsche geäußert und umdisponiert, was natürlich zu erheblichen Zeitverschiebungen führte. Ein allseits akzeptierter Kompromiss war schwer zu finden. Anfang 1962 kündeten Schlagzeilen über Leserbriefen in der Heidelberger Tagespresse von den letzten Auseinandersetzungen

gen in der Standortfrage: „Keine Verstümmelung unserer Grünanlagen“, „Kein Platz für Kultur“ oder „Dem lebendigen Geist“ war zu lesen. Gegner des Büchereineubaus riefen die Bevölkerung und die Heimatvereine zu Protesten auf und schlugen als alternativen Standort das Gelände der Nordbadischen Transportgesellschaft in der Alten Bergheimer Straße 1 vor, um jeden Meter der Grünanlage westlich des Schwanenteiches zu erhalten, die man inzwischen angelegt hatte. Demgegenüber fragte sich die große Fraktion der Befürworter des Büchereineubaus, „ob es einem Kulturausschuss mehr um einige Meter lebendiges Grün geht als um einen lebendigen Bildungsorganismus in einem werdenden Stadtteil“.⁴³ Gegenüber den Vorgaben für den Architekturwettbewerb von 1958 war die neue Standortplanung schon etwa 200 m nach Westen gerückt worden, um die Grünanlagen zu schonen. Noch einmal brachte sich Edwin Kuntz von der Rhein-Neckar-Zeitung leidenschaftlich in die Diskussion ein:

„Man hält es nicht für möglich, man kann es nicht für möglich halten, daß inzwischen in Heidelberg nicht längst schon eine auch nur einigermaßen den Bedürfnissen entsprechende Bücherei besteht. Und noch weniger hält man es für möglich, daß das inzwischen geplante und selbstverständlich schon wieder weitgehend reduzierte Objekt nun neuerlich wieder zerredet werden soll [...]. Völlig richtig wurde in den Leserbriefen, die in den letzten Tagen von der Heidelberger Stadtreaktion der ‚Rhein-Neckar-Zeitung‘ veröffentlicht worden sind, darauf hingewiesen, warum man denn nicht Grünanlagen an der gleichen Straße gegen Banken und sonstige wirtschaftliche Unternehmen ausgespielt hat und ausgespielt. Offensichtlich hält man die Menschen, die noch bereit sind, etwas für das geistige Leben unseres Volkes zu tun, für zu schwach und einflußlos [...]. Im übrigen täusche man sich nicht. So viel Zunder, daß wir mit Transparenten auf die Straße gehen und der Welt kundtun, wie man in Heidelberg mit den geistigen Belangen umgeht, haben wir noch immer in uns.“⁴⁴

Wenige Tage später, am 27. Februar 1962 fassten der Bauausschuss und der Kulturausschuss der Stadt Heidelberg in einer gemeinsamen Sitzung einstimmig den Beschluss für den Neubau auf der Grundlage des Entwurfes der Architekten Johannes Grobe und Karl-Heinz Simm. Dem Beschluss der Ausschüsse folgte der Gemeinderat mit seiner Entscheidung am 25. Juli 1963. Nach wie vor offen blieb der genaue Standort des Baukörpers, da noch baurechtliche, nachbarrechtliche und vertragsrechtliche Fragen zu klären waren. Die weiteren Planungs- und Vorbereitungsarbeiten bis zum Baubeginn sollten etwa ein Jahr dauern. Soviel Zeit war notwendig, um alle Bauhindernisse aus dem Weg zu räumen. Plötzlich sollte noch geklärt werden, ob unter dem Neubau ein Luftschutzbunker gebaut werden müsste. Ein weiteres, schwer zu lösendes Problem war die Erfüllung der Vorschriften der Reichsgaragenordnung. Da die neue Stadtbücherei nach den aktuellen Plänen mehr als ein Stockwerk hoch werden sollte, klagten die nördlichen Anlieger, das Hotel Eden und der Elektrogroßhandel Heig, mit Erfolg gegen die mehrgeschossige Bauausführung an der geplanten Stelle; sie befürchteten die Leuchtreklame auf den Dächern könne von der Kurfürstenanlage aus nicht mehr gesehen werden. Daher beschloss der städtische Bauausschuss am 25. September 1962 eine weitere Bauverlegung nach Westen. Neues Ungemach kam hinzu. Die nochmalige Verlegung nach Westen erforderte die Überbauung der Gartenstraße, die die Bergheimer Straße und Kurfürstenanlage verband, sowie die Inanspruchnahme eines weiteren städtischen Grundstückes, welches an einen Unternehmer verpachtet war. Die Gartenstraße war

gerade erst mit Kabeln und Fernheizleitungen versehen worden, die wieder ausgegraben und an anderer Stelle neu verlegt werden mussten. Erhebliche Mehrkosten entstanden. Gegen die Überbauung der Gartenstraße wandten sich achtzehn Geschäftsleute aus der östlichen Poststraße, weil dadurch keine Verbindung mehr zur Kurfürstenanlage bestand. Sie sahen die Gefahr, dass eine Sackgassensituation entstehen und weniger Autoverkehr durch die Poststraße rollen würde, was wiederum als verkaufsschädigend angesehen wurde. Daher musste eine neue Querverbindung zwischen Bergheimer Straße und Kurfürstenanlage geplant werden – und zwar zwischen der Sparkassenzentrale und dem Bauvorhaben der Landeszentralbank Baden-Württemberg, das etwas nach Westen verschoben wurde. Dem Pächter des zusätzlich benötigten städtischen Grundstückes, der Firma Gudzent, wurde gekündigt. Diese räumte aber das Gelände nicht fristgemäß, weil sie sich ungerecht behandelt fühlte. Mit Erfolg strengte die Stadt Heidelberg eine Räumungsklage an. Das Ergebnis der Klage bedeutete endgültig: „Grünes Licht für die Stadtbücherei“.⁴⁵

Der Neubau der Bücherei beginnt.

Am 10. Dezember 1963 erfolgte endlich der erste Spatenstich. Mit Mühe hob Oberbürgermeister Robert Weber einen dicken Brocken Erde aus dem gefrorenen Boden: Es zeigte sich, dass die neue Stadtbücherei nicht auf Sand gebaut sein würde.

Während die Bauarbeiten zügiger als gedacht vorangingen, galt es, die bibliothekarische Arbeit bei sich weiter verschärfenden Raumverhältnissen in der Plöck 2a bis zur Fertigstellung des Neubaus fortzuführen. Maria Gress und ihr Team hatten neben der kontinuierlichen, sehr zeitintensiven Planungsarbeit für den Neubau auch das bibliothekarische Alltagsgeschäft zu bewältigen; schon ab 1963 klassifizierten und katalogisierten sie die Bestände neu, um im neuen Büchereigebäude eine vollständige Freihandaufstellung anbieten zu können. Deshalb wurde das Veranstaltungsangebot der Stadtbücherei bis zum Einzug in die Poststraße 15 eingeschränkt. Alle Personalkapazitäten wurden für den Bestandsaufbau, für Bestandspflege und Bestandsrevision benötigt. Ende 1962 betrug der Gesamtbestand der Stadtbücherei 78 776 Bände, die zum größten Teil in der Hauptstelle ihren Platz finden mussten. Das Gebäude war auch statisch nicht mehr den Anforderungen gewachsen. Mehrere Male im Jahr wurde jeweils für einen Tag geschlossen, da statische Messungen vorgenommen werden mussten. 1963 wurde für mehrere Monate der Betrieb der Stadtbücherei eingestellt, um Stahlträger zur Unterstützung der Decken einzubauen. Ab August 1963 wurden in der Fahrtgasse 16 und auch im Keller der Pädagogischen Hochschule Ausweichquartiere für Lager- und Büro Zwecke angemietet. Die Staatliche Büchereistelle für Nordbaden musste in das Haus Hollenbach in der Neugasse 4, später in die Mozartstraße 29 umziehen, bevor sie 1980 nach Karlsruhe verlegt wurde. Trotz neuer Stahlträger blieb es in der Plöck 2a gefährlich. Beim Schließen der Fenster fielen Glasscheiben heraus, Türen brachen aus den Rahmen, Verputz- und Gesteinsbrocken aus der Hauswand fielen auf den Gehweg.⁴⁶



Erster Spatenstich durch OB Robert Weber (Foto: Stadtarchiv Heidelberg Bildsammlung)

Die äußeren Umstände hinderten nicht daran, das Angebot der Stadtbücherei engagiert zu erweitern. Maria Gress verfolgte schon seit Jahren den multimedialen Ausbau der Stadtbücherei. Für den Büchereineubau plante sie eine Musikbücherei mit Noten, Schallplatten und Tonbändern. Entsprechende Bestände waren schon in der Beschaffung. Noch im alten Haus in der Plöck fing das audiovisuelle Zeitalter der Stadtbücherei Heidelberg an. Im Februar 1964 begann die Ausleihe von Dia-Reihen und Dia-Projektoren; denn zwei Heidelberger Dia-Verlage hatten etwa 300 Dia-Reihen und 10 Projektoren gestiftet. Die Dia-Ausleihe verstand sich nicht als Konkurrenz zu den Stadt- und Kreisbildstellen, die an Gruppen und Schulen ausliehen. In der Stadtbücherei wurden Woche für Woche Dias an etwa 100 Einzelpersonen entliehen, die zu über 60 % vorher noch niemals in der Bücherei gewesen waren, und über die Dia-Ausleihe hinaus zur Buchausleihe geführt werden sollten. Das Dia-Projekt zielte auf Kunsterlebnisse, Naturerlebnisse, Wissensvermittlung und Information, aber auch auf die Gestaltung eines geselligen Abends im Familien- oder Freundeskreis. Damit stellte es einen Schritt dar bei dem Wandel von der Bildungsbibliothek zur modernen Informationsbibliothek.⁴⁷ Schon seit 1963 betrug die Ausleihe von Sach- und Fachliteratur mehr als 50 % der Gesamtausleihe – ein Trend, der sich dauerhaft fortsetzte. Der Nachfrage gemäß wurde die Sach- und Fachliteratur verstärkt ausgebaut. 1964 standen 68.500 DM für den Kauf neuer Bücher, Zeitschriften und Musikalien zur Verfügung. Die wichtigsten Bezugsquellen waren nicht etwa die Heidelberger Buchhandlungen, sondern die EKZ sowie die Berliner Buchhandlungen Hessling und Kubrak. Erst danach rangierten die Heidelberger Buchhändler Ziehank, Wolff und Wetzlar. Obwohl kräftig neue Bücher gekauft wurden, erreichten die Nutzungszahlen aber nicht die Rekordergebnisse der Jahre 1958 bis 1962. Die Zahl der aktiven Leserinnen und Leser pendelte sich 1964 bei 8773 ein und die Zahl der Gesamtentleihungen betrug 188 602. Auch 1965 konnten keine wesentlich besseren Ergebnisse vorgewiesen werden. Maria Gress begründete dies

in einem Schreiben an das Kulturamt mit „Thekenmüdigkeit“ der Leser – die nicht mehr eine halbe Stunde warten wollen, mit „Leitermüdigkeit“ der Leser – die Bücher stehen bis an die Decke – und mit der Umarbeitung des Bestandes – Teile des Bestandes waren bereits fertig überarbeitet und in Kartons verpackt in der Fahrtgasse 16 ausgelagert.⁴⁸

Nach wie vor war Maria Gress ständig mit Detailfragen, mit immer neuen Problemen des Büchereineubaus sowie mit Kontaktpflege und Sponsorsuche beschäftigt. Für die Inneneinrichtung, die Organisation der Arbeitsabläufe und die Implementierung moderner Techniken wurden Anregungen in vielen deutschen Städten und im ausländischen Bibliothekswesen eingeholt. Einen besonderen Blick warf man auf die skandinavischen öffentlichen Bibliotheken, die damals als beispielhaft und federführend galten. Studienreisen nach Hälsingborg, Lugano, Roskilde und auch nach Kopenhagen zur Besichtigung der im April 1965 neu eröffneten dortigen Stadtbücherei brachten letztlich entscheidende Erkenntnisse für die Inneneinrichtung. In langen Diskussionsrunden musste noch nach Abschluss aller Planungsarbeiten geklärt werden, ob andere Institutionen oder Vereine im neuen Haus zu einem Kulturzentrum zusammengeführt werden sollten. Das ganze Raumprogramm wurde in Frage gestellt. Die Intendanz der Städtischen Bühnen bat um eine Studio- und um einen Probenraum. Der Bach-Verein wollte einen Proben- und einen Instrumentenraum. Auch die Singschule wollte gerne einziehen. Der Kulturkreis „Deutscher Osten“ suchte einen Platz für seine Bibliothek. Der Verein „Badische Heimat“ wollte ebenfalls im neuen Gebäude unterkommen. Die Volkshochschule meldete einen Raumbedarf von neun Räumen einschließlich zweier größerer Räume für Hobbys und Gymnastik an. 300–500 qm Raumbedarf wünschte die Staatliche Büchereistelle Nordbaden. Letztendlich fiel die Entscheidung, dass der Kulturkreis „Deutscher Osten“ einen Raum für seine Bibliothek erhalten und dass die Volkshochschule mit in das neue Gebäude einziehen sollte. Es wurde klar, dass wichtige Arbeits- und Publikumsräume – darunter die Musikbücherei mit ihrem Vortragssaal – als Souterrainräume gebaut werden mussten, da die Anwohnereinsprüche sich auch auf die Höhe des Gebäudes am endgültigen Standort des Neubaus bezogen. Weder äußerlich noch vom Raumkonzept her ähnelten die aktuellen Entwürfe kaum noch irgendeinem der für den Wettbewerb eingebrachten Modelle. Einzelheiten des Büchereibaus interessierten die Heidelberger Bevölkerung kaum. So lebhaft über die Frage gestritten worden war, ob und wo ein Büchereineubau entstehen sollte, so wenig interessierte man sich dafür, wie die Bücherei gebaut werden sollte. Die ausgestellten Modelle und Pläne des Wettbewerbes von 1958 wurden nur von zwölf Besuchern angeschaut, darunter mehrere Architekten aus anderen Städten.⁴⁹ Maria Gress war bis zur Gefährdung ihres Gesundheitszustandes gefordert. Um sich ganz auf ihre Kernaufgaben und den Einzug in das neue Haus konzentrieren zu können, gab sie ihr Amt als Leiterin der Staatlichen Büchereistelle Nordbaden auf. Die Nachfolge übernahm am 15. August 1965 Dieter Hülle.⁵⁰ Da die Planungen und Vorbereitungen für den Umzug in das neue Haus ungeahnte Dimensionen annahmen, wurde schließlich der gesamte Büchereibetrieb in der Plöck 2a eingestellt und die Öffnungszeiten der Zweigstellen eingeschränkt. Jede helfende Hand war gefragt.

In der Zwischenzeit war der Neubau zügig gewachsen. Im Mai 1964 war als unterstes Baugeschoss die Tiefgarage mit 70–80 Parkplätzen vollendet worden. Am 14. Juli 1964 wurde Richtfest gefeiert. „Richtfest ohne den Bauherren“ berichtete die Rhein-Neckar-Zeitung. Die sparsamen Stadtväter feierten zum Leidwesen der Männer vom Bau nicht, da es eine Art Richtfeststopp gab. Nachdem der erste Spatenstich kalt, kurz und trocken verlaufen war, wurde aber das Richtfest ohne Vertreterinnen der Stadtbücherei und Vertreter der Stadtverwaltung auf Kosten der Baufirmen Zimmermann und Holzmann von den deutschen, jugoslawischen, italienischen und türkischen Arbeitern lang, heiß und „nass“ gefeiert.⁵¹

Die Eröffnung des neuen Hauses: Grundlage für 50 Jahre erfolgreicher Büchereiarbeit

Endlich war es dann soweit. Im Frühjahr 1966 waren auch die Innenarbeiten im neuen Büchereigebäude beendet, das Haus möbliert und eingerichtet. Der Umzug von der Plöck 2a konnte schon ab Januar 1966 erfolgen. Die Eröffnung des neuen Gebäudes der Stadtbücherei in der Poststraße 15 am 6. Mai 1966 stellte einen ausgesprochenen Festtag für das kulturelle Leben Heidelbergs und in der heute einhundertzweihundertjährigen Geschichte der Stadtbücherei dar. Im Rahmen einer über drei Stunden dauernden Veranstaltung wurde das neue Büchereigebäude der Bestimmung übergeben. Oberbürgermeister Robert Weber konnte etwa 200 Ehrengäste in einem „Haus des geistigen Erlebens“ und einem „Haus der Bücherfreunde“ begrüßen. Die Architekten Johannes Grobe und Karl-Heinz Simm übergaben den Schlüssel des neuen Gebäudes an den Ersten Bürgermeister Georg Adam Klemm, der ihn weiterreichte an Maria Gress und Helmut Stahl, den Leiter der Volkshochschule. Mehrere Heidelberger Verlage, der Kulturkreis „Deutscher Osten“, die Sparkasse Heidelberg übergaben Bücherspenden. Zwei Geschenke überbrachte Stadtrat Dr. Wilhelm Koch, Vorstandsmitglied der Portland-Zementwerke Heidelberg AG. Er überreichte eine Spende von circa 12 000 Büchern im Wert von 25.497 DM. Dazu gab es ein gedrucktes Verzeichnis dieser Gabe unter dem Titel „Wissenschaft, Wirtschaft und Technik“. Darüber hinaus widmete das Zementwerk eine gesamte Ausgabe seiner Werkszeitschrift „Heidelberger Portländer“ dem Thema Bibliotheken mit einer umfangreichen Dokumentation über die neue Stadtbücherei. Nicht zu vergessen ist das finanzielle Engagement der Portland-Zementwerke Heidelberg AG beim Bau der Leseterrasse des neuen Hauses. Mitte 1966 spendete das Werk noch ein Betonrelief des Schorndorfer Künstlers Alfred Seidel, das vor dem südlichen Büchereieingang zur Kurfürstenanlage hin aufgestellt wurde. Grußbotschaften sprachen Emil Henk, der Erste Vorsitzende des Heidelberger Bundes für Volksbildung, der Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg Dr. Walter Koschorrek sowie die Büchereidirektoren Wolfgang Thauer aus Stuttgart, Dr. Hansjörg Süberkrüb aus Bielefeld und Dr. Ludwig Langenfeld aus Karlsruhe.⁵²



Eröffnungsrundgang – im Vordergrund von links: Prof. Dr. Hermann Hoepke, Emil Henk, Helmut Stahl, Maria Gress, Dr. Wilhelm Koch (Foto: Stadtarchiv Heidelberg Bildsammlung)

Der Neubau der Heidelberger Stadtbücherei wurde in der bibliothekarischen Fachpresse als modernste Freihandbücherei der Bundesrepublik gefeiert. Die festliche Würde und Eleganz des Hauses würden an das Stuttgarter Wilhelmspalais erinnern, die schönste Bücherei in historischem Gewand. Mit einer der repräsentativsten, modernen Öffentlichen Büchereien glaubte man den Anschluss an das skandinavische Büchereiwesen erreicht zu haben.⁵³ Beherrschend im neuen Gebäude war der durch beide oberirdische Geschosse verlaufende, sechs Meter hohe Großraum, der den Freihandbereich für Erwachsene mit über 60 000 Bänden und den Lesesaal mit etwa 1500 Nachschlagewerken aufnahm. Daran schloss sich eine Katalog- und Verbuchungszone an, die einen Systematischen Katalog, einen alphabetischen Verfasserkatalog, ein Schlagwortregister zur Systematik sowie ein Remington-Fotoverbuchungsgerät umfasste, das einen Verbuchungsvorgang für ein Buch durch Knopfdruck von 40 bis 60 Sekunden auf sechs Sekunden verkürzte. Ebenfalls durch beide oberirdische Geschosse verlief die Bücherei für junge Menschen mit ihren über 3 000 Büchern für jugendliche Leser von 14 bis 18 Jahren. Die Kinderbücherei war auf zwei Räume im Erdgeschoss und im Obergeschoss verteilt. Sie war von dem übrigen Publikumsbereich völlig abgetrennt, mit einer eigenen Fotoverbuchung ausgestattet und nur von der Kurfürstenanlage zugänglich. Von der Verbuchungszone aus verlief eine Treppe ins Souterraingeschoss, wo die Musikbücherei untergebracht war. Dort gab es zwei Stereoanlagen in Abhörkabinen, einen Musiksaal mit 80 Plätzen und einen Übungsraum. Aus finanziellen Gründen konnte aber nicht mit der Ausleihe von Schallplatten und Noten begonnen werden. Der große Vortragssaal war mit seinen über 200 Sitzplätzen im Obergeschoss angesiedelt. Im Souterrain, im Erdgeschoss und im Obergeschoss verteilt, mit eigenen Zugängen vom

Treppenhaus, befanden sich die Räume der Volkshochschule Heidelberg. Dem Baukubus östlich vorgelagert und mit einer breiten Brücke an die Hauptausleihe angebunden war eine Leseterrasse in Form einer auf die Spitze gestellten Pyramide. In den Publikumsräumen bestimmten weiße dänische Reska-Regale, weiße Leuchtbänder, Teakholzmöbel auf weißen Metallgestellen, hellgrauer Teppichboden, graue Sichtbetonsäulen, eine silberne Aluminium-Lamellendecke, gelbe Klinkerwände, lederbezogene Lesesessel und rote Stehlampen das Interieur.

Bis auf „wenige ästhetische und einige funktionelle Mängel“ war ein beispielhafter Büchereineubau entstanden. Ohne Maria Gress wäre dies so nicht möglich gewesen. In über zehnjährigem Kampf hatte sie mit Zivilcourage und Entschlossenheit alle halbherzigen Lösungen verworfen und letztlich ihr großes Ziel erreicht. Die Stadtbücherei war zu einem geistigen Zentrum gewachsen. Maria Gress war mit der Übergabe des Neubaus auf dem Höhepunkt ihres Schaffens angelangt. Ihre Arbeit und die Arbeit ihres Kollegiums hatten Aufsehen und Ansehen über die Grenzen der Stadt gewonnen. In bibliothekarischen Fachkreisen sprach man vom besonderen „library spirit“ in Heidelberg, von einer typischen Atmosphäre, die man als „Heidelberger Stil“ bezeichnen könne, man sprach vom Heidelberger Geist. Edwin Kuntz urteilte: „Ohne eine Maria Gress gäbe es heute keine neue Heidelberger Stadtbücherei. Sie hat bis zum Umfallen dafür gekämpft. Auch in der verzweifeltsten Situation hat sie die Flinte nicht ins Korn geworfen. Vielen gebührt heute Dank. Ihr über den Dank hinaus auch Bewunderung.“⁵⁴ Großer Dank gebührte aber auch den beiden wichtigsten langjährigen Mitstreitern von Maria Gress, dem Feuilleton-Redakteur der Rhein-Neckar-Zeitung Edwin Kuntz und Prof. Dr. Hermann Hoepke, als Meinungsmacher, Mutmacher und Mehrheitsbeschaffer. Gegen Ende seiner Zeit als Gemeinderat bemühte sich Hoepke noch darum, dass an der Straßenbahnhaltestelle „Römerkreis Ost“ auch die Stadtbücherei ausgerufen würde. Auf seine Initiative hin ging die Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG aber noch einen Schritt weiter, indem die Haltestelle ab 13. Dezember 1968 die Bezeichnung „Stadtbücherei“ erhielt.

Anmerkungen

- 1 StAH Personalamt Nr. 6879, Personalakten Dr. Hermann Eckert.
- 2 StAH 177/2b und 177/3.
- 3 StAH Personalamt Nr. 6638, Personalakten Maria Gress.
- 4 StAH Personalamt Nr. 6879, Personalakten Dr. Hermann Eckert.
- 5 Bibliothekskultur entwickeln (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 20), Freiburg i. Br. 1995, S. 405.
- 6 StAH 177/2a, 177/2c, 177/2d.
- 7 Carola Schelle-Wolf: Stadtbibliothek im Wandel, Freiburg i. Br. 2001, S. 7.
- 8 StAH 177/2e.
- 9 StAH 177/2d.
- 10 StAH 177/2a.
- 11 StAH 177/2e.
- 12 StAH Personalamt Nr. 6878, Personalakten Otto Geibel.
- 13 StAH 177/2e und 177/2f.
- 14 StAH 177/2f.
- 15 StAH 177/2f.
- 16 Wolfgang Thauer, Peter Vodosek: Geschichte der öffentlichen Büchereien in Deutschland, Wiesbaden 1990, S. 149. Beate Rusch: Die untere Grenze beim Bestandsaufbau: Zu einer volksbibliothekarischen Diskussion der 50er Jahre, in: Bibliothek. Jg. 21, 1997, S. 176f.

- 17 Maritta Hein-Kremer: Die amerikanische Kulturoffensive, Köln et al. 1996, S. 138–142.
- 18 Erica Jong: Angst vorm Fliegen, Frankfurt a. M. 1993, S. 82–84.
- 19 Rhein-Neckar-Zeitung (RNZ) 29.6.1946. Ulrich M. Bausch: Die Kulturpolitik der US-amerikanischen Information Control Division in Württemberg-Baden von 1945 bis 1949, Stuttgart 1992, S. 138–150.
- 20 RNZ 12.10.1946 und 15.10.1946. Das Schweizer Buch. Heidelberg: Stadtbücherei Heidelberg etwa 1947, S. 3–5.
- 21 StAH 177/2f.
- 22 Maria Gress: Aus der Arbeit der Staatlichen Volksbüchereistelle für Nordbaden, in: Bücherei und Bildung. Jg. 1, 1948/49, S. 131f. – StAH 177/2f.
- 23 Hans Harald Breddin: Volksbüchereitag in Heidelberg vom 2.–4.6.1950, in: Bücherei und Bildung. Jg. 2, 1949/50, S. 665–673.
- 24 Alfred Jennewein: Wir brauchen ein Büchereigesetz, in: Bücherei und Bildung. Jg. 2, 1949/50, S. 500–503.
- 25 Stadt Heidelberg: Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1948. Hans Joachim Kuhlmann: Bibliothekare, Bibliotheken, ekz, Reutlingen 1993, S. 41f.
- 26 StAH Personalamt Nr. 6878, Personalakten Otto Geibel.
- 27 Stadt Heidelberg: Verwaltungsbericht für das Rechnungsjahr 1951, S. 34–35.
- 28 Frolinde Balsler: Arbeitstagung der Jungbibliothekare in Heidelberg vom 17.–21. September 1952, in: Bücherei und Bildung. Jg. 5, 1953, S. 146–150.
- 29 Stadt Heidelberg: Verwaltungsberichte für die Rechnungsjahre 1951 bis 1962/63.
- 30 Hans Harald Breddin: Freihandverfahren – Freihandprobleme. Arbeitswoche des Vereins Deutscher Volkbibliothekare e.V., in: Bücherei und Bildung. Jg. 3, 1951, S. 424–429.
- 31 RNZ 10./11.9.1955.
- 32 RNZ 14.9.1955.
- 33 RNZ 17./18.9.1955.
- 34 RNZ 20.2.1962.
- 35 RNZ 28.7.1956 und Heidelberger Tageblatt (HT) 30.7.1956.
- 36 HT 17.4.1957.
- 37 RNZ 24.9.1958.
- 38 Maria Gress: Ideenwettbewerb für den Neubau der Heidelberger Stadtbücherei. Erfahrungen und Ergebnisse, in: Bücherei und Bildung. Jg. 11, 1959, S. 137–145.
- 39 HT 18.3.1958.
- 40 StAH Ablieferung STABÜ, Nr. 3.
- 41 Maria Gress: Vom Ideenwettbewerb zur Vollendung eines Neubaus / Stadtbücherei Heidelberg, in: Bücherei und Bildung. Jg. 19, 1967, S. 293–297.
- 42 RNZ und HT 28.7.1960.
- 43 RNZ 9.2.1962.
- 44 RNZ 20.2.1962.
- 45 RNZ 1.3.1963.
- 46 StAH Ablieferung STABÜ, Nr. 2 und Nr. 3.
- 47 Maria Gress: Dia-Ausleihe in Öffentlichen Büchereien? Vorläufiges Ergebnis eines Tests, in: Bücherei und Bildung. Jg. 16, 1964, S. 225–227. – HT 18.2.1964.
- 48 StAH Ablieferung STABÜ, Nr. 2 bis Nr. 6.
- 49 Gress: Vom Ideenwettbewerb (wie Anm. 41).
- 50 StAH Ablieferung STABÜ, Nr. 2.
- 51 RNZ und HT 15.7.1964.
- 52 StAH, Ablieferung STABÜ, Nr. 1 und Nr. 2. – RNZ und HT 7./8.5.1966.
- 53 Hans Harald Breddin: Die modernste Freihandbücherei der Bundesrepublik, in: Bücherei und Bildung. Jg. 18, 1966, S. 363–364.
- 54 Hans Harald Breddin: Die kühnsten Erwartungen wurden übertroffen / Neubau der Stadtbücherei Heidelberg, in: Bücherei und Bildung. Jg. 18, 1966, S. 419–424.

Reinhard Riese

„Heidelbergs letzter Kurfürst“ wird abgewählt.

Carl Neinhaus und die Oberbürgermeister-Wahl von 1958

„Können Sie das verstehen? Das ist doch unmöglich!“¹ Fassungslos kommentierte Carl Neinhaus in einem Telefongespräch mit Dieter Haas (1928–1998), damals Lokalredakteur beim „Heidelberger Tageblatt“, die Tatsache, dass ihn die Heidelberger im zweiten Wahlgang am 22. Juni 1958 als Oberbürgermeister abgewählt hatten. Auch in einem nächtlichen Gespräch mit seinem Vertrauten, dem Musikpädagogen Dr. Fritz Henn (1901–1984) soll er seiner Enttäuschung Luft gemacht haben.

Das Jahr 1958 bedeutet eine Zäsur in der Heidelberger Nachkriegsgeschichte. Seitdem standen nur Oberbürgermeister aus der SPD an der Spitze der Stadt: Robert Weber (1958–1966), Reinhold Zundel (1966–1984) und Beate Weber (1990–2006). Die CDU stellte nie wieder den Oberbürgermeister und konnte nur parteilose OB-Kandidaten (Reinhold Zundel 1984, Eckart Würzner 2006 und 2014) unterstützen. Im Folgenden sollen die Ursachen dieses „Machtwechsels“ von 1958 sowie die damaligen politischen Lager und Stimmungen in der Bevölkerung untersucht werden. Während die Jahre 1945–1949 durch Friederike Reutter sehr gut erforscht sind, liegt eine entsprechende Studie für die 1950er Jahre nicht vor. Einige Einblicke vermitteln die Darstellungen von Dieter Haas und Theodor Scharnholz. Das Geschehen des Wahljahres wird aus der Lokalpresse, „Rhein-Neckar-Zeitung“ und „Heidelberger Tageblatt“, rekonstruiert.²

Carl Neinhaus 1929–1952: Eine Karriere mit Unterbrechung

Der Jurist Dr. Carl Neinhaus (1888–1965) gehört zu den wenigen deutschen Bürgermeistern, die in drei politischen Systemen an der Spitze einer Großstadt standen. Oberbürgermeister seit 1929 überstand er den Machtwechsel von 1933, trat in die NSDAP ein und blieb bis 1945 im Amt.

„Er verstand es [...] durchaus, sich in vielen Bereichen der Rathauspolitik energisch gegenüber der Kreisleitung [der NSDAP] zu behaupten, ohne an seiner Ergebenheit gegenüber dem Regime Zweifel aufkommen zu lassen. Seine Amtsführung kennzeichneten sowohl partielle Resistenz als auch antisemitische Vorstöße gegen einzelne Heidelberger Bürger.“³

Diese in zahlreichen Einzelstudien belegte, kritisch-differenzierte Beurteilung hat Frank Moraw leider nicht zu einer Neinhaus-Biographie ausbauen können. Die Biographie von Horst Ferdinand enthält zwar bisher ungedrucktes Quellenmaterial, disqualifiziert sich aber selbst durch die einseitige Sympathie und apologetische Parteinahme für Neinhaus. Belassen wir es in diesem Zusammenhang bei der Charakterisierung durch den Philosophen Karl Jaspers (1883–1969), der die NS-Zeit in Heidelberg erlebt und durchlitten hat: „Ein typischer Mitläufer und unbedeutender Charakter, aber ein tüchtiger Bürgermeister.“⁴

Am 2. April 1945 wurde Neinhaus von der US-Militärregierung abgesetzt und für kurze Zeit inhaftiert. Aus dem „Exil“ auf dem Kohlhof betrieb er seine Rehabilitie-

rung für die seiner Meinung nach ungerechtfertigte Entlassung. Im Entnazifizierungsprozess wurde er im Juli 1947 als „Mitläufer“ eingestuft; zahlreiche „Persilscheine“ (u.a. von Marie Clauss, Fritz Henn, Hermann Maas) und die juristische Unterstützung von Rechtsanwalt Dr. Richard Hofert verhalfen ihm dazu, im Revisionsverfahren vom November 1949 als „Entlasteter“ freigesprochen zu werden.⁵ Jetzt konnte Neinhaus die Rückkehr ins politische Leben angehen und damit die tief empfundene Kränkung von 1945 überwinden. Anfang 1950 trat er in die CDU ein und kandidierte nach dem Rücktritt des bisherigen Abgeordneten Dr. Erich Kaufmann-Bühler für den Landtag von Württemberg-Baden. Am 11. November 1950 erreichte er zwar deutlich weniger Stimmen als sein Vorgänger und auch als sein Gegenkandidat von der SPD Karl Ebert, zog aber über ein Listenmandat in den Landtag ein.⁶ Das Jahr 1952 brachte Neinhaus das endgültige Come-back. Am 9. März 1952 wurde er – nur noch mit hauchdünnem Rückstand hinter dem SPD-Kandidaten – in die Verfassungsgebende Landesversammlung von Baden-Württemberg und dort zu deren Präsidenten gewählt. Als kurz darauf der seit 1946 amtierende Oberbürgermeister der CDU Dr. Hugo Swart (1885–1952) überraschend verstarb, war für Neinhaus der Weg in das Amt frei, das ihm seiner Meinung nach auch nach Kriegsende gebührt hätte. „Oberbürgermeister zur Wv. [Wiederverwendung]“ – so seine Berufsbezeichnung auf dem Stimmzettel für die Wahl am 13. Juli 1952. Schon im ersten Wahlgang erzielte er mit 50,94 % die erforderliche absolute Mehrheit.⁷



Amtseinführung von Carl Neinhaus am 29. Juli 1952 (Foto: Hans Speck, Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 4201)

Die landespolitische Bühne verließ er aber nicht. Er arbeitete intensiv an der Verfassung des neuen Bundeslandes mit und wurde im November 1953 Präsident des ersten Landtages. Bei den Landtagswahlen im März 1956 erlangte er mit einem Zuwachs von über 6 500 Stimmen (42 %) das Direktmandat und wurde wieder zum Landtagspräsident gewählt.⁸

In den Wahlkämpfen von 1950 und 1952 wurde die politische Vergangenheit von Neinhaus nur selten thematisiert. Man stellte die Frage, ob sich ein Mann, der im Dritten Reich eine solch maßgebliche Position innegehabt hatte, nicht von der Politik fernhalten sollte. In einem Leserbrief und einer Wahlversammlung der SPD wurden konkrete Vorwürfe geäußert: die Verantwortung von Neinhaus für die „Gleichschaltung“ der Stadtverwaltung und die politisch motivierten Entlassungen von 1933/34 sowie seine Untätigkeit angesichts der Judenverfolgung. Ein anonymes Flugblatt vom Juli 1952 enthielt Auszüge aus seinen Reden im Sinne der NS-Ideologie.⁹ Auch bestand die Sorge, als OB werde er seine 1945 entlassenen Mitarbeiter in die Stadtverwaltung zurückholen – eine Befürchtung, die nicht unberechtigt war.¹⁰ Soweit bekannt, hat sich Neinhaus nie selbstkritisch zu seiner Rolle und Verantwortung im Dritten Reich geäußert – und

wurde von den Heidelberger Bürgern 1952 gewählt! Wie in ganz Deutschland überwog auch hier bei NS-Opfern, Tätern und Mitläufern das „kommunikative Schweigen“ (Heinrich Lübke).

Die Amtszeit von 1952–1958

Die Herausforderungen des Wiederaufbaus standen im Vordergrund. Davon gab es für den neu gewählten OB genug. Heidelbergs Einwohnerzahl hatte sich seit 1945 von 92 000 um 26 000 auf 118 000 erhöht, ohne dass der nötige Wohnraum zur Verfügung stand. Zusätzlich fehlten die von der US-Armee beschlagnahmten Wohnungen. Neben der akuten Wohnungsnot herrschte eine überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit. Die Lebensbedingungen der Menschen hatten sich zwar gegenüber den unmittelbaren Nachkriegsjahren gebessert, blieben aber für weite Teile der Bevölkerung sehr bescheiden. Für große kommunale Infrastrukturmaßnahmen reichten die Einnahmen kaum aus.

Angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten fällt die Bilanz der sechsjährigen Amtszeit von OB Neinhaus durchaus positiv aus. Ein Flächennutzungsplan erschloss neue Wohn- und Gewerbegebiete. Die Zahl der fertiggestellten Wohnungen stieg von 1952 bis 1957 beinahe auf das Doppelte; die Stadtteile Handschuhsheim, Neuenheim, Wieblingen, Pfaffengrund und Kirchheim wurden um neue Wohngebiete erweitert. Bei den Bauprojekten der Stadt profitierte Neinhaus zunächst von den Planungen und Vorarbeiten, die schon vor seiner Amtszeit auf den Weg gebracht worden waren: Schlachthof, Feuerwache, Bunsen-Gymnasium, Erweiterung der Volksschule in Rohrbach, Ernst-Walz-Brücke. In seiner Amtszeit wurden weitere Schulneubauten (Handelsschule, Gewerbeschule II, Hotelfachschule, Volksschulen in Handschuhsheim-West und Kirchheim-Nord) in Angriff genommen, außerdem wichtige städtebauliche Projekte wie die Bebauung des ehemaligen Bahnhofgeländes, die Neugestaltung des Bismarckplatzes und die Fortführung der Frankfurter (heute: Berliner) Straße nach Handschuhsheim. Ein Höhepunkt in Neinhaus' Amtszeit war die Einweihung des neuen Hauptbahnhofs am 5. Mai 1955, der eine jahrzehntelange Planung vorausging. Damit stellte sich die Aufgabe, das ehemalige Bahngelände (heute: Kurfürstenanlage) städtebaulich zu erschließen und zu gestalten. Die beginnende Verlegung der naturwissenschaftlichen Universitätseinrichtungen (Chemisches und Botanisches Institut) in das Neuenheimer Feld stellte die Stadtverwaltung vor zusätzliche Aufgaben. Neue Industriebetriebe siedelten sich zwar an; einer aktiven städtischen Industriepolitik stand Neinhaus freilich skeptisch gegenüber und favorisierte ein traditionelles Heidelberg-Bild: Universität, Kultur, Wohnstadt und Fremdenverkehr. Immerhin stieg die Zahl der Übernachtungen von 1952 bis 1957 beinahe auf das Doppelte.¹¹ Sternstunden für Neinhaus, der sich in kulturellen Fragen von Richard Benz (1884–1966), Fritz Henn und Rudolf K. Goldschmit-Jentner (1890–1964) beraten ließ, waren seine Reden zu solchen Anlässen. Seine Ausführungen zu Kultur und Literatur Heidelbergs begeisterten die Zuhörer, sodass ihn Dieter Haas als „Interpret des Heidelberger Geistes“¹² feierte.

Gleichwohl machte sich gegen Ende seiner Amtszeit in der Stadt eine Wechselstimmung bemerkbar. Durch sein Engagement im Stuttgarter Landtag, im Deut-

schen Städtetag und regionalen Kommunalverbänden war der OB in Heidelberg zu wenig präsent. Dies förderte ein Eigenleben der städtischen Verwaltung; den Bürgern fehlte der Ansprechpartner, als der er sich gerne darstellte. Am 20. März 1958 wurde Neinhaus 70 Jahre alt. Vielleicht altersbedingt nahmen Überheblichkeit und Selbstgefälligkeit zu. Der Lokalredakteur der RNZ Karl Stauder (1906–1973) im Rückblick:

„Wir sehen noch immer das gewinnende Lächeln, erinnern uns aber auch an das Aufblitzen eines rasch unterdrückten Triumphes, wenn man nach einer Redeschlacht meinte, der Gegner müsse auf einer Bahre aus dem Saal getragen werden.“¹³



Neinhaus 1956 im Rathaus (Foto: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 4240)

Trotz aller Versprechungen hielt die Wohnungsnot in der Stadt an. Die Investitionen in die Infrastruktur ließen die Verschuldung der Stadt erheblich ansteigen: von 6 Mill. DM (1952) auf 39 Mill. DM (1958), die Schulden der Stadtwerke mit 24 Mill. DM nicht eingerechnet.¹⁴ Im Jahre 1956 gingen Heidelberg viele Arbeitsplätze und Gewerbesteuererinnahmen verloren. Denn als die Fa. Heidelberger Druckmaschinen eine neue hohe Produktionshalle am bisherigen städtebaulich sensiblen Standort des ehemaligen Bahngeländes errichten wollte, fand die Stadtverwaltung kein Ausweichgelände, das die Firma akzeptierte. Die Produktion wurde nach Wiesloch verlegt, was einen Verlust von mindestens 1 000 Arbeitsplätzen bedeutete.¹⁵ Zwar waren bei dieser Entscheidung mehrere Akteure beteiligt, aber in den Augen vieler Heidelberger hatte Neinhaus hier persönlich versagt.

Die OB-Wahl vom Juni 1958 – Erster Wahlgang

In seiner Sitzung vom 13. März 1958 setzte der Gemeinderat die Wahl auf den 8. Juni fest; ein eventueller zweiter Wahlgang sollte am 22. Juni stattfinden. Nach dem neuen Kommunalgesetz des Landes Baden-Württemberg von 1955 musste ein Kandidat im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit der gültigen Stimmen und ein Drittel der Stimmen aller Wahlberechtigten erreichen. Im zweiten Wahlgang genügte die einfache Mehrheit. Die Wähler waren nicht an die auf dem Stimmzettel aufgeführten Wahlvorschläge gebunden, sondern konnten in einer Leerzeile einen Kandidaten eigener Wahl eintragen. Die Amtszeit betrug acht Jahre, bei unmittelbarer Wiederwahl – wie im Fall Neinhaus – zwölf Jahre.¹⁶ Das doppelte Quorum er-

schwerte eine Entscheidung im 1. Wahlgang (die 30 %-Regelung wurde deshalb später abgeschafft); denn es erforderte eine hohe Wahlbeteiligung (über 60 %) und eine breite Mehrheit für einen Kandidaten.

Diese Bestimmung wirkte sich auf die Taktik der großen politischen Parteien und die Auswahl ihrer Kandidaten aus. Die viel diskutierte Frage aber, ob der Amtsinhaber wieder kandidieren werde, war völlig offen: Neinhaus hatte sich bis in den März 1958 dazu öffentlich nicht geäußert. Erst am Tag der Gemeinderatssitzung gab er – in dieser Reihenfolge – vormittags vor der Presse und nachmittags erst auf eine Nachfrage im Gemeinderat eine Stellungnahme ab. Zu einer Kandidatur für die CDU werde er sich erst äußern, wenn sich die Partei für ihn entschieden hätte. Auf die Frage, ob er einem Wunsch aller Parteien nachkommen werde, antwortete er:

„Er werde [...] eine nochmalige Kandidatur nur dann annehmen, wenn es keine Parteikandidatur sei, d.h. wenn der Wunsch zu seiner Kandidatur von einem ‚möglichst breiten Fundament‘ getragen sei. Da er [...] auch über die Stadt hinaus durch seine Tätigkeit im Landtag sowie im Präsidium des Deutschen Städtetages in Erscheinung trete, könne ‚die Kandidatur eines 70jährigen als falscher Ehrgeiz verstanden werden‘, wenn sie nicht auf breiter Basis an ihn herangetragen werde. ‚Im übrigen [...] müssen Sie verstehen, wenn ich mich bei meinem Alter nicht gerne in einen Wahlkampf einlasse‘.“¹⁷

Kurz gesagt, Neinhaus wollte von allen Parteien gebeten werden und sich die Strapazen eines Wahlkampfes ersparen.

„Heidelbergs letzter Kurfürst“, wie er teils achtungsvoll, teils spöttisch genannt wurde, hatte gesprochen und verabschiedete sich in sein Schweizer Urlaubsdomizil, wo er seinen 70. Geburtstag und die Osterfeiertage Anfang April verbringen wollte. Jetzt waren die Heidelberger Parteien am Zug. Schon fünf Tage später am 18. März durchkreuzte die Delegiertenversammlung der SPD den Plan einer Allparteien-Kandidatur durch die frühzeitige und entschlossene Benennung eines eigenen Bewerbers. Hatte die Partei 1952 mit Josef Amann (1879–1971) einen Mann aus der Arbeiterbewegung nominiert, präsentierte sie jetzt Robert Weber (1906–1987), Landgerichtspräsident in Mannheim, wohnhaft in Neuenheim, seit 1956 im Gemeinderat:

„Wir haben [...] einen Kandidaten gewonnen, der nach seiner Persönlichkeit, seinem Alter, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten nicht nur der Kandidat einer Partei, sondern der Repräsentant weitester Kreise der Bürgerschaft ist und bei dem eine gerechte, sachliche und fortschrittliche Leitung der Stadt gewährleistet ist.“¹⁸

Versuche der Gegenseite, die SPD doch noch für eine überparteiliche Kandidatur von Neinhaus zu gewinnen und ihren eigenen Kandidaten zurückzuziehen, lehnte die SPD ab; sie verlangte für die Wähler eine echte Auswahl zwischen mehreren Kandidaten und hielt an Robert Weber fest.

CDU und FDP taten sich mit ihrer Entscheidung weitaus schwerer, was auf Auseinandersetzungen innerhalb der Parteien zwischen Neinhaus-Anhängern und Neinhaus-Kritikern schließen lässt. Die CDU verschob ihre Delegiertenversammlung mehrfach und nominierte erst am 26. März Neinhaus zu ihrem Kandidaten. Die FDP war zwar zu interfraktionellen Gesprächen bereit, um eine OB-Kandidatur auf breiter Basis zu ermöglichen; sie wollte jedoch den Anschein vermeiden, bloßes Anhängsel der CDU zu sein und behielt sich die Entscheidung vor, bis Neinhaus das Angebot der CDU definitiv angenommen habe. Nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub (11. April) wurde der OB im Gemeinderat mit einer Figur des Heiligen Antonius

aus dem 15. Jahrhundert nachträglich zum Geburtstag geehrt. Ansonsten herrschten Uneinigkeit und Unsicherheit; bis Ende April blieb Neinhaus eine Entscheidung schuldig. Die Ungeduld in der Bürgerschaft und in der Presse über das zähe Nominierungsverfahren wuchs. Dieter Haas vom „Heidelberger Tageblatt“ propagierte immer noch eine Allparteien-Kandidatur nach Karlsruher Vorbild (Günther Klotz) und sah die SPD als Ursache der Schwierigkeiten. In der RNZ machte Karl Stauder seinem Frust als Beobachter der Lokalpolitik Luft: „Geht der ‚Schwarze Peter‘ um? Wer will OB werden? – Vergebliche Jagd nach klaren Informationen.“¹⁹

Die Gespräche zwischen dem FDP-Ortsvorsitzenden Prof. Otto Gönnerwein (1896–1963) und Neinhaus scheiterten („Wer macht den ersten Zug?“). Als die FDP die Nominierung eines eigenen Kandidaten ankündigte, war auch die Idee einer parteiunabhängigen Wählerinitiative zu Gunsten von Neinhaus hinfällig. Erste Kandidatennamen schwirrten durch die Stadt. Am 4. Mai endlich gab der OB seine Entscheidung bekannt. In einem Pressegespräch begründete er den Verzicht auf eine Kandidatur damit, dass die gewünschte „breite Basis“ für ihn nicht zustande gekommen sei und er einem jüngeren Bewerber Platz machen wolle.²⁰ Durch das Zögern von Neinhaus hatten CDU und FDP gegenüber der SPD viel Zeit verloren. Unter Zeitdruck mussten sie einen Kandidaten finden und bis zum Ablauf der Bewerbungsfrist (24. Mai) benennen. Am 9. Mai nominierte die CDU ihren Fraktionsvorsitzenden im Gemeinderat, Rechtsanwalt Dr. Richard Hofert (1899–1965, Stadtrat seit 1953), der Neinhaus 1949 im zweiten Entnazifizierungsverfahren erfolgreich vertreten hatte. Für die FDP ging schließlich Dr. Werner Munzinger (1909–1989, Amtsgerichtsdirektor und Stadtrat seit 1953) ins Rennen. Außerdem kandidierte der parteilose, relativ junge Rechtsanwalt Werner Poppen (1918–1996).



Der Wahlkampf in der Karikatur (Quelle: Heidelberger Tageblatt v. 31. März/1. Juni 1958, S. 3)

Der kurze Wahlkampf wurde nicht sehr kontrovers geführt. Alle Kandidaten vermieden eine Kritik an Neinhaus und hielten sich angesichts der begrenzten städtischen Finanzen mit Versprechungen zurück. Nur Weber wollte neue Finanzquellen erschließen, um die Entwicklung der Stadt zu fördern, z.B. durch den Bau einer Kongresshalle. Dies wies sein Konkurrent Hofert als „fröhlichen Optimismus“ zurück.²¹ Die Arbeit im Rathaus sollte bürgernah, sachorientiert und nicht parteipolitisch sein (Weber: „Das Amt des Oberbürgermeisters ist ein Amt der Gemeinde, kein Parteiamt.“). Poppen suchte mit seiner Überparteilichkeit zu überzeugen („100 000 Heidelberger sind parteilos.“). Die Förderung von Industrie und Wirtschaft wurde besonders von Hofert und Munzinger angemaht.

Wie entwickelte sich die Kandidatenfrage weiter? Von den zeitweise elf Kandidaten blieben auf dem Stimmzettel neun übrig, von denen fünf ohne Chancen waren. Von einigen Bürgern wurde dem früheren Beigeordneten Josef Harnisch (1914–1982), der 1952 als OB-Kandidat der FDP/DVP 20 % erreicht hatte und 1954/55 im Konflikt mit Neinhaus als Finanz- und Wirtschaftsdezernent nach Münster gewechselt war, die Kandidatur angetragen; er lehnte jedoch ab.²² Kurios und einzigartig war die Debatte um den „Geisterkandidaten“. Seit dem Verzicht von Neinhaus wurde immer wieder auf die Möglichkeit hingewiesen, in die Leerzeile des Stimmzettels einen Kandidaten eigener Wahl einzusetzen. Ende Mai erschien ein Leserbrief, der dazu aufrief, dort Neinhaus' Namen einzutragen. Einer der Verfasser, BHE-Stadtrat Dr. Ernst von Bulmerincq, organisierte eine Pro-Neinhaus-Versammlung. Diese forderte die Wähler dazu auf, Neinhaus auf den Stimmzettel zu setzen, und bat ihn um eine Kandidatur im zweiten Wahlgang. Am Vorabend der Wahl setzte sich Oberbau- rat und CDU-Stadtrat Hermann Hampe (1904–1970) öffentlich dafür ein, den OB seine erfolgreiche Arbeit weiterführen zu lassen – und fiel damit der eigenen Partei und dem CDU-Kandidaten in den Rücken!²³ Die CDU-Führung war hoffnungslos in die Defensive geraten. Noch am Vortag der Wahl rechtfertigte der CDU-Vorstand die Aufstellung von Hofert; an seiner Nominierung habe Neinhaus selbst teilgenommen. In einem Aufruf warnte die CDU am gleichen Tag vor einer „Zersplitterung der Heidelberger Stimmen“ – gemeint waren die bürgerlichen Stimmen –, die „die Demokratie selbst in Gefahr“ bringe. Durch den Eintrag eines zusätzlichen Kandidaten werde eine Entscheidung im zweiten Wahlgang zugunsten des eigenen Lagers erschwert. Besonders hob die CDU auf die Wirtschaftskompetenz von Hofert ab und mahnte: „Die Stimmen nicht spalten, sich an den Wahlvorschlag der CDU halten! Wahlrecht ist Wahlpflicht!“²⁴ Auch die Gegenseite kritisierte die Stimmungsmache für Neinhaus. Die Persönlichkeitswahl eines OB werde dadurch beschädigt, dass für jemanden geworben werde, der seine Ziele der Bürgerschaft nicht vorgestellt habe und offiziell gar nicht kandidiere.²⁵

Dieser Geisterdebatte sah der Amtsinhaber anscheinend ungerührt zu; es bleibt ungeklärt, inwieweit er die Kampagne zu seinen Gunsten steuerte oder beeinflusste. Befangen fühlte er sich jedenfalls nicht und leitete in gewohnter Selbstsicherheit die offizielle Kandidatenvorstellung am 2. Juni vor 2000 Zuhörern in der Stadthalle, bei der die sechs in Heidelberg wohnenden Kandidaten vertreten waren.



Vorstellung der Kandidaten in der Stadthalle am 2. Juni 1958. Neinhaus im Vordergrund; auf dem Podium von rechts: Weber, Hofert, Munzinger, Poppen, Lenhard, Schlegel. (Quelle: Rhein-Neckar-Zeitung vom 4./5. Juni 1958, S. 3)

In seiner Einleitungsrede wies er ausdrücklich auf die Möglichkeit hin, einen anderen Namen auf dem Stimmzettel einzutragen – wie wenn er als „Geisterkandidat“ nicht selbst betroffen und damit befangen wäre. Einen Eindruck von seinem Umgangsstil vermittelt die folgende Szene:

„Ist Herr Dr. Hofert bereit, auch im zweiten Wahlgang zu kandidieren?“ lautete eine Frage [...]. Dr. Hofert antwortete mit einem lauten ‚Ja‘, während Dr. Neinhaus an das Mikrofon trat und sinngemäß sagte, er glaube, diese Frage sei an die falsche Stelle gerichtet, sie müßte einem anderen Gremium gestellt werden. ‚Ich möchte diese Frage doch beantworten‘ wiederholte Dr. Hofert: ‚Ja, ich kandidiere auch im zweiten Wahlgang.‘ Dr. Neinhaus: ‚Herr Dr. Hofert, ich wollte es Ihnen nur erleichtern.‘²⁶

„Die Quittung“ betitelte Karl Stauder seinen Kommentar in der RNZ zum Ergebnis des ersten Wahlgangs vom 8. Juni 1958; es sei „ein Umsturz der bisher in Heidelberg üblichen Prozentsätze“²⁷: Robert Weber 43,5 %, Richard Hofert 26,1 %, Werner Munzinger 14,1 %, Werner Poppen 5,9 %, Carl Neinhaus 8,2 %. Ein großer Erfolg für die konsequente Haltung der SPD, eine gewaltige Niederlage für die CDU und Hofert, der für das unwürdige Gezerre im bürgerlichen Lager büßen musste. Ein zweiter Wahlgang war nötig.

Die OB-Wahl vom Juni 1958: Zweiter Wahlgang

Zum dritten Mal bei dieser OB-Wahl standen die bürgerlichen Kräfte vor der Aufgabe, sich neu zu positionieren. Am Tag nach der Wahl hatte Hofert noch erklärt, er trete „auf alle Fälle“ an. Aber am 11. Juni beschloss die Delegiertenkonferenz der CDU nach einer langen Sitzung mit 44 gegen 16 Stimmen, Neinhaus die Kandidatur anzutragen. Vorher war bereits durchgesickert, dass Munzinger und Poppen zu dessen Gunsten verzichten würden. In der Gemeinderatssitzung vom 12. Juni verkündete Neinhaus offiziell seine Kandidatur.²⁸ Er hatte einen kräftezehrenden Wahlkampf vermieden, wurde jetzt als vermeintlicher „Retter“ geholt und hatte gute Chancen auf eine Wiederwahl. Ob dieser Entwicklung eine bewusste Taktik zugrunde lag oder eine Abfolge von Zufällen, muss offen bleiben. Leidtragender mit schweren gesundheitlichen Folgen war jedenfalls Richard Hofert. In einer schwierigen Situation hatte er sich seiner Partei zur Verfügung gestellt, um dann schmachvoll fallen gelassen zu werden.

„Nur schweren Herzens“ habe er auf seine Bewerbung verzichtet. Er habe sich nie als „Zählkandidat“ betrachtet. „Dass das Ergebnis der Wahl bei 3 bürgerlichen Heidelberger Kandidaten und einem so stark propagierten ‚Geisterkandidaten‘ (dieser Ausdruck stammt nicht von mir) und bei künstlich geförderter Wahlenthaltung sowie vielen anderen bekannten Widrigkeiten unbefriedigend ausfallen mußte, liegt auf der Hand. Ich lasse mir aber jetzt von niemandem den schwarzen Peter zuschieben, ich vereitelte die Sammlung der Heidelberger Wähler. Den schwarzen Peter gebe ich dorthin zurück, woher er kam, an diejenigen, die sich nicht zu einem klaren Ja entscheiden konnten, als es an der Zeit war.“²⁹

Soweit seine bittere öffentliche Stellungnahme.

Der zweite Wahlgang am 22. Juni war damit faktisch zu einer Stichwahl zwischen Neinhaus (unterstützt von CDU, FDP, BHE und Poppen) und Weber (SPD) geworden, da die restlichen drei Kandidaten keine nennenswerte Rolle spielten. In der letzten Woche nahm der Wahlkampf an Schärfe zu. Für beide Kandidaten bildeten sich „überparteiliche“ Wählerinitiativen, die auf weitere Bevölkerungskreise einzuwirken versuchten. Den Aufruf zu Gunsten von Neinhaus unterschrieben freilich nur fünf von 15 CDU-Stadträten und zwei von sieben FDP-Stadträten; Hofert und Munzinger waren nicht darunter. Die Gräben in diesen Fraktionen waren also tief. Der BHE war auf der Liste zwar durch seine beiden Stadträte und seinen Ortsvorsitzenden vertreten;³⁰ in einem eigenen „Aufruf an die Heimatvertrieben“ kritisierten aber fünf Vertreter der Landsmannschaften die bisherige Politik von Neinhaus scharf und forderten zur Wahl von Robert Weber auf.³¹

Der Wahlkampf wurde mit Wahlplakaten auf der Straße und Zeitungsanzeigen ausgetragen: Vertreter des Sports dokumentierten ihr Vertrauen zu Neinhaus, eine Wählerinitiative warb für Robert Weber. Parteien und Kandidaten wandten sich im letzten Augenblick an die Wähler. Beide Seiten versuchten mit der Sachorientierung und Überparteilichkeit ihrer Kandidaten zu überzeugen. Mit Weber sei eine „Politisierung des Rathauses“ zu erwarten – so die Neinhaus-Anhänger. Diese Polemik war wenig überzeugend. Schließlich war der OB auch Landtagsabgeordneter der CDU und hatte in Wahlversammlungen Bundespolitiker wie Minister Ernst Lemmer auftreten lassen. Während Robert Weber genug Zeit gehabt hatte, sich den Bürgern in den Stadtteilen vorzustellen, verbrachte Neinhaus die letzten Abende vor der Wahl

auf Wahlversammlungen und am 19. Juni in der Stadthalle, wohin die ihn unterstützenden Parteien bzw. Gruppen eingeladen hatten. Es sprachen Karl Hampe (CDU), Hanna Walz (FDP), Rudolf Winter (BHE) und Werner Poppen.³² Ein direktes Aufeinandertreffen der beiden Kandidaten erfolgte nicht.

Im Unterschied zu manchen Wahlaufrufen halten sich die beiden Kandidaten mit direkten herabsetzenden Äußerungen übereinander zurück. Ihre indirekte Kritik am Konkurrenten kleiden sie in Absichtserklärungen für ihre eigene Amtsführung. Der Amtsinhaber verweist auf seine lange kommunalpolitische Erfahrung und seine bisherigen Erfolge im Wohnungs-, Schulhaus- und Straßenbau. Das Landtagsmandat wolle er beibehalten, da er auf diese Weise manche Vorteile für Heidelberg herausholen könne. Parteipolitik im Rathaus dulde er nicht; gleichzeitig grenzt er sich zur „sozialistischen“ SPD ab, die in Heidelberg in der Minderheit sei und deshalb kein Anrecht auf das OB-Amt habe. Von anderen Kandidaten genannte Projekte lehnt er als „Seifenblasen“ ab und gibt der weiteren Gestaltung des ehemaligen Bahngeländes den Vorrang. Schließlich lässt er durchblicken, dass er nur eine begrenzte Zahl von Jahren amtierend wolle. Wenn man die Mitarbeiter in der Stadtverwaltung nach ihren Fähigkeiten einsetze, brauche man sich – so Neinhaus in einem Seitenhieb auf seinen Konkurrenten – „um dieses Arbeitsklima nicht mit lächelnder Liebeshwürdigkeit besonders bemühen“.³³ Das Miteinander aller Bürger, Stadtteile und Interessengruppen zum Wohle der Stadt sei gefragt.

Robert Weber strebt einen politischen Stilwandel im Rathaus an:



Amtseinführung von Robert Weber am 19. September 1958 durch den 1. Bürgermeister Hermann Hagen (Foto: Rhein-Neckar-Zeitung, Archiv Ballarin. Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 3789)

„Entscheidend sei das richtige Funkzionieren der Verwaltung und hier wiederum sei der Geist entscheidend, der in den Ämtern herrsche. Ein Behördenchef müsse mit Verständnis auf seine Mitarbeiter eingehen. Es sei falsch, mit kühler Härte und einem ständigen Betonen der Vorgesetzeneigenschaft seinen Willen durchzusetzen. Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Beamten und Angestellten der Stadt wirke sich auch günstig auf das Verhältnis zum Publikum aus. Es gelte, die Autorität auf Vertrauen und persönliches Ansehen aufzubauen und nicht auf die Furcht vor dem Chef. [...] ‚Eine graue Eminenz‘, sagte er wörtlich, ‚darf es im Schatten eines Oberbürgermeisters nicht geben.‘“

Da das Amt die volle Arbeitskraft erfordere, strebe er kein Landtagsmandat an; die Stadt sei mit fünf Abgeordneten in Stuttgart gut vertreten. Im Übrigen garantiere er eine kontinuierliche Arbeit, da er die ganze Amtszeit ausschöpfen werde.³⁴

Am Abend des Wahltages, dem 22. Juni 1958, sickerte das überra-

schende Ergebnis des zweiten Wahlgangs durch, am kommenden Tag war es Gewissheit: Bei einer um 6 % gestiegenen Wahlbeteiligung entfielen auf Robert Weber 54,7 %, d.h. eine überzeugende absolute Mehrheit; der Amtsinhaber erzielte enttäuschende 44 %, d.h. mehr als 10 % weniger als sein Konkurrent. In einer ausgeprägten Persönlichkeitswahl war Neinhaus nach insgesamt 23 Jahren Amtszeit abgewählt worden.³⁵

Im Folgenden sollen die beiden Wahlgänge – soweit es das statistische Material zulässt – analysiert werden.³⁶

Wahlanalyse im Vergleich

Im ersten Wahlgang errang Weber mit 18 603 Stimmen, d.h. 43,5 % der Stimmen einen bemerkenswerten Erfolg. Das SPD-Wählerpotential konnte er damit beinahe vollständig ausschöpfen; denn bei der Bundestagswahl vom 15. September 1957 hatte die SPD 19 738 Stimmen (28,5 %) erhalten – bei einer weitaus höheren Wahlbeteiligung (83,9 % gegenüber jetzt 52,3 %). Im Vergleich zu den Landtags- und Gemeinderatswahlen des Jahres 1956 (SPD: 29,7 % bzw. 35,6 %) verzeichnete Weber einen deutlichen Stimmengewinn. SPD-Hochburgen waren die Stadtteile mit relativ starker Arbeiterbevölkerung und überdurchschnittlichem Zuwachs der Einwohnerzahl. In ihnen erreichte Weber die absolute Mehrheit: Kirchheim (63,9 %), Pfaffengrund (54,4 %) und Wieblingen (50,9 %). Unterdurchschnittlich schnitt er in den eher „bürgerlichen“ Stadtteilen ab: in Neuenheim (seinem Wohnviertel mit 31,8 %), in der Weststadt (35,6 %) und in Handschuhsheim (40,0 %).

Völlig enttäuschend war das Abschneiden des CDU-Kandidaten Richard Hofert. Mit 11 153 Stimmen (26,1 %) blieb er weit hinter dem gewohnten Potential der CDU zurück. Bei den Gemeinderatswahlen 1953 und 1956 hatte die CDU jeweils über 36 % erreicht, ganz zu schweigen von den Wahlen zum Landtag (42,0 %) und zum Bundestag (50,5 %). Noch gravierender musste der Misserfolg von Hofert im Vergleich zur OB-Wahl vom Juli 1952 erscheinen. Damals hatte Neinhaus mit 26 189 Stimmen (50,9 %) die absolute Mehrheit erreicht. Da es damals die zusätzliche 30 %-Regelung noch nicht gab, war er schon im ersten Wahlgang gewählt. Die Ursache für das schlechte Abschneiden der CDU 1958 lag in der Uneinigkeit der Partei und der Kampagne für den „Geisterkandidaten“ Neinhaus. Immerhin mehr als 3500 Heidelberger machten sich die Mühe, die gedruckten Kandidatenvorschläge zu streichen und seinen Namen in die Leerzeile auf Platz 10 zu setzen.

Für die FDP/DVP erzielte Werner Munzinger mit über 6000 Stimmen (14,1 %) ein achtbares Ergebnis. Gegenüber den Wahlen für Gemeinderat und Landtag blieb es um 2–3 % zurück: bei den Bundestagswahlen hatte die FDP einen ähnlichen Prozentsatz verbucht. Dafür dass sich Werner Poppen als unabhängiger Kandidat und Nicht-Stadtrat zur Wahl stellte, war sein Ergebnis von knapp 6 % beachtlich und wies schon auf die Chancen hin, die die von ihm gegründeten „Freien Wähler“ ab 1959 hatten. Addiert man die Stimmen der „bürgerlichen“ Kandidaten Hofert, Munzinger, Poppen und Neinhaus, so ergibt sich eine Summe von 23 236 Stimmen, d.h. 54,3 %. Bei der niedrigen Wahlbeteiligung hätte ein Sammelkandidat des bürgerlichen Lagers – wohl auch Neinhaus – das zweite Quorum nicht erreicht.

	1. Wahlgang 8.6.1958		2. Wahlgang 22.6.1958		Veränderung	
Wahlberechtigte	82 722		82 739		+17	
Wahlbeteiligung	52,3 %		58,3 %		+6,0 %	
Gültige Stimmen	42 806		47 992		+5186	
davon für						
1. Robert Weber	18 603	43,5 %	26 266	54,7 %	+7663	+11,2 %
2. Richard Hofert	11 153	26,1 %				
3. Werner Munzinger	6 041	14,1 %				
4. Werner Poppen	2 530	5,9 %				
5. Carl Neinhaus	3 512	8,2 %	21 107	44,0 %	-2129	-10,3 %
2.-5. zusammen	23 236	54,3 %				
Sonstige	967	2,3 %	619	1,3 %	-348	-1,0 %

Die OB-Wahlen vom Juni 1958 in Zahlen (Datenbasis siehe Anmerkung 36)

Im zweiten Wahlgang, in dem die relative Stimmenmehrheit entschied, schien Neinhaus – der reinen Arithmetik nach – der Sieg sicher zu sein. Aber die Heidelberger stimmten überraschenderweise anders ab. Die Wahlbeteiligung erhöhte sich auf 58,3 %, d.h. 5186 Bürger gaben ihre Stimme zusätzlich ab. Dies kam aber nicht dem Amtsinhaber zugute; gegenüber der Gesamtzahl des „bürgerlichen Lagers“ büßte er 10,3 % oder 2129 Stimmen ein. Im Gegenzug entfielen auf Weber mit 54,7 % mehr als die absolute Mehrheit und ein Stimmenzuwachs von 7663 Stimmen (11,2 %) gegenüber dem ersten Wahlgang. Woher kamen die zusätzlichen Stimmen für den SPD-Kandidaten? Rein zahlenmäßig hatte er alle Neuwähler für sich gewonnen und über 2000 Wähler aus dem „bürgerlichen Lager“ zu sich herüber gezogen. Den größten Stimmenzuwachs erzielte er in den einwohnerstarken Stadtteilen, in denen er im ersten Wahlgang noch weit von der absoluten Mehrheit entfernt gewesen war: Altstadt (+1295 Stimmen), Weststadt (+1278), Handschuhsheim (+1022), Neuenheim (+966). Nur in Neuenheim (46 %), Weststadt (47,6 %) und Handschuhsheim (49,4 %) blieb er knapp unter der absoluten Mehrheit und hinter seinem Gegenkandidaten zurück. Prozentuale Spitzenwerte für Weber kamen aus Kirchheim (71,7 %), Pfaffengrund (67,3 %) und Wieblingen (61,1 %). Es ist zu vermuten, dass ihn „Neubürger“ überproportional häufig wählten.

Der Blick auf die Ergebnisse der Stadtteile bestätigt das desaströse Bild für Neinhaus. Denn in allen Stadtteilen entfielen auf ihn trotz höherer Wahlbeteiligung deutlich weniger Stimmen, als sie das „bürgerliche Lager“ im ersten Wahlgang gewonnen hatte. Nur in Handschuhsheim verbuchte er einen minimalen Zuwachs von 13 Stimmen; die absolute Mehrheit erreichte er nur in Neuenheim (52,7 %) und in der Weststadt (51,0 %). Das vorhandene Zahlenmaterial erlaubt leider keine sicheren Aussagen über Wählerwanderungen von Kandidat zu Kandidat. Es lässt sich aber erschließen, dass Wähler von Munzinger, Poppen, vielleicht sogar von Hofert in der Stichwahl zu Weber umschwenkten, weil sie Neinhaus nicht wieder wählen wollten.

Das Ergebnis des zweiten Wahlgangs – so der Kommentar von Dieter Haas im „Heidelberger Tageblatt“ – sei

„ein Veto der Wähler, die über die Wahlvorgeschichte verärgert waren und diesem Ärger durch ihre Entscheidung auch deutlich Luft verschafften. Das Ergebnis der Wahl muß den ‚bürgerlichen‘ Parteien zu denken geben. Sie müssen den Schluß daraus ziehen, daß nur eine klare Konzeption, die von vorneherein eindeutig festgelegt ist, größeres Vertrauen schaffen kann als Berechnungen und spekulatives Handeln. Dieses Verhalten der ‚bürgerlichen‘ Parteien war auch durch den mutigen Einsatz von Dr. Neinhaus in letzter Minute nicht mehr zu korrigieren.“³⁷

So wies der junge Journalist den Parteien alle Schuld zu und sprach den von ihm bewunderten OB von allem Fehlverhalten frei.

Epilog

Über die unerwartete Wahlniederlage war Neinhaus tief enttäuscht. Diese empfand er nach der Amtsenthebung vom April 1945 als die zweite große persönliche Kränkung in seinem sonst so erfolgreichen Leben, als einen unverdienten Abbruch seiner Amtstätigkeit in Heidelberg. In seiner Persönlichkeitsstruktur war er auch dieses Mal unfähig dazu, sein Handeln kritisch zu hinterfragen und die Ursachen für diese Rückschläge auch in seinem eigenen Verhalten zu suchen. Zwar hatte er rhetorisch brillante Reden über die Demokratie gehalten und sagte jetzt: „Ich bitte die Bevölkerung der Stadt, das Ergebnis der demokratischen Wahl in vollem Umfang zu respektieren, wie ich persönlich das selbstverständlich auch tue.“³⁸ Nicht nur die Reihenfolge ist bezeichnend. Verbal konnte er dies zusichern, aber tatsächlich war es ihm unbegreiflich, dass er auf demokratische Weise abgewählt worden war. Demokratie ja, den Zeitpunkt seines Abgangs aber wollte er selbst bestimmen.

Entsprechend schwierig gestaltete sich sein Abschied aus dem Gemeinderat am 18. Juli 1958. CDU-Stadtrat Hermann Hoepke (1889–1993), Anatomieprofessor und Neinhaus-Anhänger, konnte ihn nur mit größter Mühe dazu bewegen, aus seinem Amtszimmer zu seiner Verabschiedung in den Rathaussaal zu kommen, wo Hoepke ihm den Dank des Gemeinderates aussprach und seine unbestreitbaren Verdienste um die Entwicklung der Stadt und ihrer Kultur würdigte.³⁹ Nach seiner Entscheidung, im ersten Wahlgang nicht zu kandidieren, hatte Neinhaus in einem Gespräch mit Karl Stauder noch versichert, er werde selbstverständlich in Heidelberg wohnen bleiben und als Landtagsabgeordneter die Interessen der Stadt weiterhin vertreten. Es werde „nur ein Abschied vom Amt sein und keine Trennung von der Stadt“. Er freue sich schon darauf, Zeit für Spaziergänge auf dem Philosophenweg und zum Königstuhl zu haben.⁴⁰ Jetzt im Juli 1958 verließ er abrupt die Stadt, die er doch in vielen Reden als seine kulturelle Heimat gepriesen hatte, und zog sich verbittert nach Stuttgart zurück. Die Verbindungen zu „seiner“ geliebten Stadt kappte er fast völlig.

Als versöhnliche Geste verlieh ihm der Gemeinderat auf Betreiben von OB Robert Weber zu seinem 75. Geburtstag – die Urkunde war auf den 20. März 1963 datiert – die Ehrenbürgerwürde, eine bis heute umstrittene Entscheidung. Am 22. März trat der Gemeinderat zu einer festlichen Sitzung zusammen.

In seiner Laudatio hob Weber die Leistungen von Neinhaus als Kommunalpolitiker hervor; die kritischen Aspekte seiner Amtszeit im NS-System oder seine Rolle bei der Rettung der Stadt im März 1945 umging Weber oder glättete sie. In den ersten Worten konnte Neinhaus seine tiefe Enttäuschung über die Abwahl immer noch nicht verbergen:

„Durch diesen Ihren Beschluß haben Sie zwischen Heidelberg und mir, der ich vor fast fünf Jahren das Amt des Oberbürgermeisters niederlegen mußte, nunmehr ein neues Band geknüpft, das sich, wie zu hoffen und zu wünschen ist, als dauerhaft und unzerreißbar erweisen soll. Darüber freue ich mich ganz besonders.“⁴¹



Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Neinhaus durch OB Weber am 22. März 1963 (Quelle: Rhein-Neckar-Zeitung 23./24. März 1963, S. 3)

Anschließend widmete sich der Geehrte einem seiner Lieblingsthemen, dem Charakter der Stadt und der sie umgebenden Landschaft mit einem Ausblick auf die Möglichkeiten und Grenzen künftiger Entwicklung. Der gewünschte Kontakt zu Heidelberg kam wegen Neinhaus' Herzerkrankung nicht mehr zustande. Er starb am 14. November 1965. Prälat Hermann Maas leitete die Trauerfeier auf dem Bergfriedhof.⁴²

Robert Weber, ein „Mann der besten Vorsätze“, der „Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft“⁴³ ausstrahlte, verzichtete 1966 auf eine zweite Amtszeit und prägte die Geschichte unserer Stadt nicht in dem gleichen Maße wie sein Vorgänger Neinhaus und sein Nachfolger Reinhold Zundel (1930–2008). Beide standen mehr als 20 Jahre an der Spitze der Stadt, beide waren – in höchst unterschiedlicher Weise – nicht unumstritten. Beide wurden fünf Jahre nach dem Ausscheiden aus dem Amt von ih-

ren ungeliebten SPD-Nachfolgern – im zweiten Falle 1995 von Oberbürgermeisterin Beate Weber – zu Ehrenbürgern gemacht.

Anmerkungen

- 1 Dieter Haas: Heidelberg 1918–1995. Eine Chronik, in: Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 496–517, Zit. S. 506. Vgl. Horst Ferdinand: Carl Neinhaus (1888–1965), Sankt Augustin 1998, S. 144.
- 2 Friederike Reutter: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. V), Heidelberg 1994; Haas: Heidelberg (wie Anm. 1); Theodor Scharnholz: Heidelberg und die Besatzungsmacht. Zur Entwicklung der Beziehungen zwischen einer deutschen Kommune und ihrer amerikanischen Garnison (1948/49–1955) (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. X), Heidelberg u.a. 2002, S. 136ff., 186ff. Für die Einsicht in die Zeitungen danke ich den Mitarbeitern/innen des Stadtarchivs (StAH) und Herrn Wesch vom RNZ-Archiv.
- 3 Frank Moraw: Carl Neinhaus, in: NDB. Bd. 19, 1999, S. 48. Eine einseitige Darstellung liefert dagegen Horst Ferdinand: Carl Neinhaus, in: Bernd Ottnad, Fred L. Sepaintner (Hgg.): Baden-Württembergische Biographien. Bd. 3, Stuttgart 2002, S. 274–280; Ferdinand: Neinhaus (wie Anm. 1). Vgl. dazu die Rezension von Frank Moraw in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt (HJG) Jg. 8, 2003/4, S. 266–288 und RNZ v. 15.10.2002, S. 22. Eine biographische Studie über Carl Neinhaus bereitet der Verfasser vor in: Wolfgang Prose (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. Bd. 7: NS-Belastete in Nordbaden, Gerstetten 2017.
- 4 Karl Jaspers: Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften. Hg. von Hans Saner, München 1967, S. 166.
- 5 Reutter: Heidelberg (wie Anm. 2), S. 33f.; Frank Moraw: Taktischer Rückzug: Alt-Oberbürgermeister Neinhaus auf dem Kohlhof, in: Georg Stein (Hg.): Die Insel im Wald. 300 Jahre Heidelberger Kohlhof, Heidelberg 2006, S. 80–82.
- 6 Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 5, 1950, Nr. 48 v. 24.11.1950, S. 1; Statistisches Jahrbuch der Stadt Heidelberg 1957–1965. Hg. v. Statistischem Amt der Stadt Heidelberg, Heidelberg 1966, S. 123; Ferdinand: Neinhaus (wie Anm. 1), S. 99f.; Reinhard Riese: Erich Kaufmann-Bühler (1899–1967). Eine biographische Studie, in: HJG Jg. 16, 2012, S. 123–155, hier S. 147f.
- 7 Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 7, 1952, Nr. 27 v. 1.7.1952, S. 1 und Nr. 29 v. 18.7.1952, S. 1.
- 8 Statistisches Jahrbuch (wie Anm. 6), S. 123; Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 11, 1956, Nr. 10 v. 9.3.1956, S. 1. Vgl. Ferdinand: Neinhaus (wie Anm. 1), S. 99–137. Sieht man von der panegyrischen Darstellung ab, moniert Ferdinand zu Recht, dass die landespolitische Wirksamkeit von Neinhaus bisher zu wenig gewürdigt wurde. Siehe auch Frank Moraw: Repräsentant jeder beliebigen Obrigkeit?, in: RNZ v. 9./10.3.2002, S. 5.
- 9 SPD-Stadtrat Heinrich Kilger in: RNZ v. 15.11.1950, S. 5 und Antwort von Neinhaus in RNZ v. 18./19.11.1950, S. 5; Wahlversammlung von Josef Amann in RNZ v. 12./13.7.1952, S. 4; Edwin Kuntz: Im Schatten der OB-Wahl, in: RNZ v. 5./6.7.1952, S. 3.
- 10 Neun der insgesamt 16 entlassenen Amtsleiter wurden wieder eingestellt, davon drei auf Betreiben von Neinhaus, vgl. Reutter: Heidelberg (wie Anm. 2), S. 105–112.
- 11 Zusammengetragen aus: Verwaltungsbericht der Stadt Heidelberg 1952–1954, 1955–1957, 1958–1961.
- 12 Haas: Heidelberg (wie Anm. 1), S. 505.
- 13 RNZ v. 15.11.1965, S. 5.
- 14 Verwaltungsbericht (wie Anm. 11) 1952–1954, S. 98 und 1955–1957, S. 102.
- 15 RNZ v. 2.3.1956, S. 5; Martin Krauß: Vom Glockenguss zum Offsetdruck. Geschichte der Heidelberger Druckmaschinen AG, Ubstadt-Weiher 2000, S. 121–125.
- 16 Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 13, 1958, Nr. 20 v. 16.5.1958, S. 1.
- 17 RNZ v. 14.3.1958, S. 3; vgl. HT v. 14.3.1958, S. 3. Die folgenden Ereignisse sind aus beiden Zeitungen vom März bis Juni 1958 rekonstruiert. Ein genauer Quellennachweis erfolgt nur in ausgewählten Fällen.
- 18 RNZ und HT v. 19.3.1958, S. 3; vgl. RNZ und HT v. 24.4.1958, S. 3.

- 19 RNZ v. 23.4.1958, S. 3; HT v. 11.4. und 17.4. 1958, S. 3.
- 20 RNZ und HT v. 5.5.1958, S. 3.
- 21 RNZ und HT v. 4./5.6.1958, S. 3.
- 22 RNZ v. 24.–26.5.1958, S. 3; HT v. 24.5.1958, S. 3; Scharnholz: Heidelberg (wie Anm. 2), S. 137f., 187–189. Nach Ansicht vieler Heidelberger hätte Neinhaus Harnisch als idealen Nachfolger aufbauen können (RNZ v. 14.7.1952, S. 3). Aber Harnisch hatte die Dreistigkeit gehabt, 1952 gegen Neinhaus zu kandidieren. Deshalb sah letzterer in ihm einen unliebsamen Konkurrenten, den es nicht zu fördern galt. 1964–1972 war Harnisch OB von Trier.
- 23 RNZ v. 31.5./1.6.1958, S. 4 und HT v. 31.5./1.6.1958, S. 3. RNZ und HT v. 6.6.1958, S. 3; RNZ v. 7./8.6.1958, S. 3 (Hampe).
- 24 RNZ v. 7./8.6.1958, S. 3 u. S. 9 (Zitat); HT v. 7./8.6.1958, S. 4 u. S. 7.
- 25 RNZ v. 7./8.6.1958, S. 16; HT v. 7./8.6.1958, S. 12.
- 26 HT v. 4./5.6.1958, S. 3; vgl. RNZ v. 4./5.6.1958, S. 3.
- 27 RNZ v. 9.6.1958, S. 3.
- 28 RNZ und HT v. 13.6.1958, S. 3.
- 29 RNZ v. 16./17.6.1958, S. 3; HT v. 16.6.1958, S. 4.
- 30 RNZ v. 20.6. u. 21./22.6.1958, jeweils S. 14; HT v. 20.6.1958, S. 9 und 21./22.6.1958, S. 11.
- 31 RNZ v. 21./22.6.1958. S. 9; HT v. 21./22.6.1958, S. 21.
- 32 RNZ v. 21./22.6.1958 und HT v. 21./22.6.1958, S. 4.
- 33 Zitat aus der Versammlung in der Stadthalle (RNZ wie Anm. 32); vgl. Pressegespräch mit Neinhaus (RNZ v. 20.6.1958, S. 3).
- 34 Pressegespräch mit Weber (HT v. 19.6.1958, S. 3 Zitate; RNZ v. 19.6.1958, S. 3).
- 35 Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 13, 1958, Nr. 26 v. 27.6.1958 und Nr. 27 v. 4.7.1958, S. 2.
- 36 Die Berechnungen basieren auf den Statistik-Unterlagen der Stadt. Für die OB-Wahl 1958: Heidelberger Statistik. Statistischer Vierteljahresbericht der Stadt Heidelberg. Hg. v. Statistischen Amt. Jg. 1958, H. 1/2, S. 12–18 (StAH). Die OB-Wahl von 1952 in: Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 7, 1952, Nr. 29 v. 18.7.1952, S. 1. Die anderen Wahlen sind dokumentiert in: Statistisches Jahrbuch (wie Anm. 6), S. 121–124.
- 37 HT v. 23.6.1958, S. 1.
- 38 RNZ v. 23.6.1958, S. 3.
- 39 Hermann Hoepke: Gedenkrede bei der Trauerfeier für den Oberbürgermeister i. R. Dr. Carl Neinhaus [...] am 9. Dezember 1965 im Großen Saal des Rathauses zu Heidelberg (Anlage zur Ruperto Carola. Jg. 17, Bd. 38, Dezember 1965), Heidelberg 1965, S. 5. Vgl. RNZ v. 19./20.7.1958, S. 3.
- 40 RNZ v. 5.5.1958, S. 3.
- 41 Heidelberger Amtsanzeiger. Jg. 18, 1963, Nr. 13 v. 29.3.1963, S. 3–6, Zit. S. 4; abgedr. auch in: Ferdinand: Neinhaus (wie Anm. 3), S. 144–160. Vgl. RNZ v. 23./24.3.1963, S. 3.
- 42 Ferdinand: Neinhaus (wie Anm. 3), S. 160–182.
- 43 Haas: Heidelberg (wie Anm. 1), S. 506f.



SCHLOSTICKET

Bergbahnfahrt zur
Molkenkur und zurück
plus Eintritt ins
Schloss

Zwei Erlebnisse – ein Preis.

Fahren Sie mit der Heidelberger Bergbahn vom Kornmarkt bis zur Molkenkur und zurück, und verbinden Sie Ihren Ausflug mit einer Besichtigung des Heidelberger Schlosses, des Fasskellers und des Deutschen Apotheken-Museums.

Mit dem Schlossticket der Heidelberger Bergbahnen erleben Sie diese Attraktionen für 7 Euro.

Mehr unter: www.bergbahn-heidelberg.de



Heidelberger
Bergbahnen

Einhard Kemmet, Folkwin Vogelsang

Archäologische Untersuchung beim kurfürstlichen Wolfsbrunnen in der Wolfsbrunnensteige 15

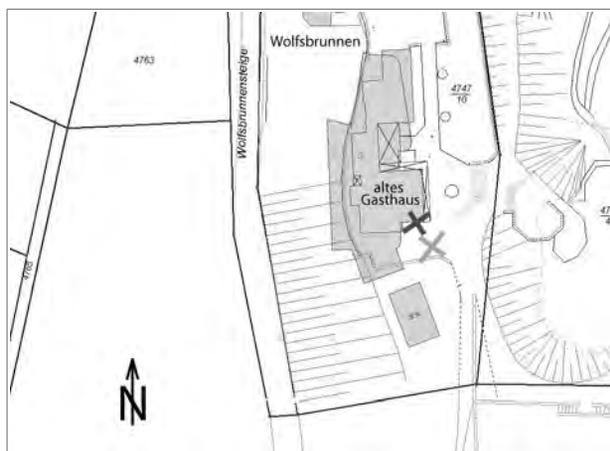
Grünglasierte Ofenkacheln einer herrschaftlichen Wohnausstattung der Renaissancezeit

Geschichte

Seit Jahrhunderten ranken sich Sagen und Geschichten um den Wolfsbrunnen. Allerdings beweisen die Funde von zwei Steinbeilen eine Besiedlung der Gegend um den Wolfsbrunnen schon während der Jungsteinzeit.

Erstmalig historisch belegt ist der Ort durch eine Nennung des „Hauses des Wolfskreisers (Wolfsjägers) der Pfalzgrafen bei Rhein zu Heidelberg“ in einer Urkunde aus dem Jahre 1465. 1550 wird die Quelle in ein Brunnenhaus gefasst. In den nachfolgenden Jahrhunderten wird dieses Haus von den Kurfürsten als Jagdschloss genutzt. Nach den verheerenden Kriegen des 17. Jahrhunderts und dem Wegzug der Kurfürsten Ende des 17. Jahrhunderts zerfällt in den folgenden Jahrzehnten die Anlage samt dem Gebäude. Mit Auflösung der Kurpfalz 1803 ging der Wolfsbrunnen als Staatsdomäne in den Besitz des Großherzogtums Baden über. Seit 1796 war dort ein Wirtschaftsbetrieb eingerichtet. 1822 wird das Haus nach Plänen von Weinbrenner zu einem dreistöckigen Gebäude umgebaut. Sein heutiger Zustand geht weitgehend auf diesen Umbau im Stil eines „Schweizerhauses“ zurück. In den folgenden Jahrhunderten erfolgen weitere Umbauten und Veränderungen am Gebäude und seiner Umgebung, weitgehend unbeobachtet. Das Neubauprojekt der Wolfsbrunnen gGmbH und die Renovierung des Weinbrenner-Gebäudes in der Wolfsbrunnensteige 15 bot seit 2011 erstmalig Gelegenheit, neue denkmalpflegerische und archäologische Erkenntnisse zu gewinnen.¹

Gesamtplan mit Fundstellen, oberes Kreuz: Befund 1, Quellfassungen von 1870; unteres Kreuz Befund 2–3 Kulturschicht des 16./17. Jahrhunderts und Abfall- und Schuttgrube des 15./16. Jahrhunderts mit renaissancezeitlichem Kachelofen um 1500 (Vorlage: GTIS Vermessungsamt der Stadt Heidelberg)



Archäologische Untersuchung

Die Erdarbeiten wurden vom ehemaligen Restaurator des Kurpfälzischen Museums Folkwin Vogelsang im Auftrag des Regierungspräsidiums Karlsruhe, Referat 26 Denkmalpflege, überwacht. Mit Unterstützung der Archäologischen Abteilung dokumentierte er die archäologischen Befunde und führte die Fundbergungen durch. Die archäologischen Befunde im Einzelnen:

1. Quellfassungen von 1870

Bei Erdarbeiten für die Fundamente der Neubauten im Jahre 2011 kamen Stollen und Wasserrohre aus Metall der Quellfassungen von 1870 zutage. Sie waren aus Sandsteinen gemauert und hatten einen rechteckigen Querschnitt. Die Stollen sammelten an verschiedenen Punkten das Quellwasser, um es in abzweigenden Kanälen nach unten abzuführen, zur weiteren Verwendung in Küche, Stallungen oder Toilettenanlagen.



Befund 1: Quellstollenverzweigung von Süden, 28. Nov. 2011 (Kurpfälzisches Museum Heidelberg 0933-2011-0019AA)

2. Kulturschicht des 16./17. Jahrhunderts

Im Frühjahr 2012 wurde bei Baggararbeiten für die Neuverlegung von Wasser- und Abwasserrohren an der Westseite des Hauses am Fundament ein aufrecht stehendes, ca. 0,6 m x 0,6 m x 1,5 m großes Werkstück aus Buntsandstein freigelegt. Bei der weiteren Grabung konnten Eisennägel, Keramik-, Glas-, Dachschieferplatten- und Tierknochenfragmente geborgen werden. An der Sohle kam eine fein behauene Wasserrinne aus Buntsandstein 0,67 m x 0,38 m x 0,23 m ohne Nut und Feder zum Vorschein.



Befund 2–3: Sandsteinrinne auf dem Boden der Schuttgrube von Westen, 11. Nov. 2013 (Foto: E. Kemmet)

3. Abfall- und Schuttgrube des 15./16. Jahrhunderts

Seit Januar 2013 fand in Absprache mit dem Architekten J. Meyer eine Nachuntersuchung zum Verlauf der o.g. Rinne statt. Dazu wurde ein 0,4 m x 0,4 m x 0,8 m tiefes Suchloch westlich der Südostecke des Gebäudes ausgehoben. In der oberen Auffüllschicht befand sich weißer Kalkmörtel, darunter lagen Sandsteinbrocken, Tondachziegelfragmente, Keramikscherben u.a. eines großen glasierten Topfes und der Fuß eines grauen tonigen Bechers, zusammen mit ersten Bruchstücken eines renaissancezeitlichen Kachelofens. Ab Mai konnte in den unteren Schichten der Grube weiter gegraben werden. Es wurden folgende Funde geborgen: Bruchstücke von Flachglas, Tierknochen, Metall, Holzkohle und Glasbechern, sowie weitere zahlreiche Teile eines renaissancezeitlichen Ofens, vor allem Fragmente von grünglasierten Kacheln, Zierleisten und konstruktiven Teilen des Ofeninneren. Den unteren Abschluss der Grube bildeten drei gekehlte Sandsteinrinnen, Maße wie oben. Die Funde stehen wohl im direkten Zusammenhang mit dem langsamen Zerfall des Gebäu-

des und seiner Ausstattung im 17. Jahrhundert. Beim Wiederaufbau um 1660 wurden die Teile systematisch in der Grube entsorgt. Dabei sind die Reste des Kachelofens als wichtigste neue Erkenntnis zur Geschichte und Ausstattung des Wolfsbrunnens zu sehen. So konnten die meisten Kacheln von F. Vogelsang zusammengesetzt und ergänzt werden. Daraus bildeten sich sechs verschiedene Kachelformen heraus mit einem Schwerpunkt an spätgotischen Kachelmustern, die in der Renaissancezeit noch Verwendung fanden.



Befund 2: Auswahl an Funden (Kurpfälzisches Museum Heidelberg 0933-2011-0028A)

Renaissancezeitlicher Kachelofen um 1500

Die nach der Restaurierung vorhandenen Kacheln ließen sich von F. Vogelsang auf einem kleinen Gerüst und einem viereckigem Holzkasten zu einem mehrstufigen renaissancezeitlichen Kachelofen aus Blattkacheln und Nischenkacheln rekonstruieren.

Der Feuerkasten über dem Boden setzt sich aus quadratischen 0,2 m x 0,2 m großen Blattkacheln mit Rosetten verziert zusammen und hat eine Grundfläche von ca. 0,6 m x 0,6 m. Der Oberofen besteht aus mit Kacheln besetzten Polygonen, die sich nach oben hin verkleinern. Der abgebildete dreistufige Rekonstruktionsversuch ergibt sich aus zwei Formaten Nischenkacheln (0,345 m x 0,22 m und 0,34 m x 0,205 m) und einem Format Halbzylinderkacheln (0,3 m x 0,2 m). Das obere Nischenkachelpolygon fußt auf Gesimskacheln mit fallendem Karnies. Die Bekrönung besteht aus einer oben nach außen gewölbten, halbrunden horizontalen Zierleiste. Den Abschluss bildet eine horizontale Leiste mit drei nach oben zeigenden Rankenmotiven und einer mit 90 Grad angesetzten Rückenleiste, das ergibt eine Ofenhöhe von etwa 1,4 m. Als Datierung kommt die Zeit um 1500 in Betracht. Die Entstehung des Ofens dürfte im Rhein-Neckar-Gebiet mit Heidelberg als Zentrum liegen.



Abb. li. Rekonstruktion des renaissancezeitlichen Kachelofens; Abb. re. Befund 2–3: Verschiedene Kachelformate des renaissancezeitlichen Kachelofens (Fotos: E. Kemmet)

Anmerkung

- 1 An Quellen und Literatur wurden genutzt: Ortsakten Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, Archäologische Abteilung; Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg.): Vor dem großen Brand, Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses, Heidelberg 1992; Herbert Derwein: Die Straßen- und Flurnamen von Heidelberg, Heidelberg 1940; Ernst Wahle: Die Vor- und Frühgeschichte des unteren Neckars, Heidelberg 1925.

Rohrbach: die Bach, das Wasser und der Wasserturm

Im Namen Rohrbach ist die Anspielung auf Wasser schon enthalten und in seinem Wappen bereits visualisiert. Fünf blaue Wellenlinien symbolisieren den Bach im geteilten Wappenschild. Darüber stehen auf gelbem Grund die Buchstaben „r o r“. Der Bach oder „Die Bach“ wie die Mundartbezeichnung ist, hat seinen Namen nicht, wie heute oft irrtümlich angenommen, von seinem im Ortsbereich weitgehenden Verlauf in Rohren, sondern vom Schilfrohr, das am Bachufer wuchs. Das Bachwasser floss vom kleinen Odenwald in einen der nacheiszeitlich stark mäandrierenden Schwemmarme von Rhein oder Neckar, die früher bis ins Gebiet des heutigen Rohrbach und Kirchheim reichten. Der „Kercherner See“ genannte Altarm, der Rohrbach und Kirchheim trennte, war noch bis etwa 1920 mit Wasser gefüllt. Nach seinem vollständigen Verlanden erinnert allein der Verlauf der „Oberen-“ und „Unteren Seegasse“ in Kirchheim an dieses Gewässer.

Neben Nutzen und Segen des Wassers im Rohrbach machte es auch seit je her Probleme. Nach langjährigen Nachbarschaftsstreitereien um Wasserrechte und Reinigungspflichten am Landgraben übernimmt das Kloster Schönau 1558 die Reinigung des Landgrabens gegen jährlichen Zins von den Dörfern Leimen, Nußloch, St. Ilgen, Sandhausen, Kirchheim und Rohrbach. Daraus ist zu schließen, dass der Rohrbach damals noch in den Landgraben floss. Die beiden Gemeinden Kirchheim und Rohrbach waren durch die geografischen Gegebenheiten besonders eng mit dem Bach verbunden. Trotz Verträgen aus dem Jahr 1737, die stundengenau die Nutzung des Bachwassers regelten und genau definierte Strafen bei Verstößen vorsahen, war der Bach immer wieder Quelle massiver Streitigkeiten. Neben wechselseitigen Vorwürfen zur Nutzung ist belegt, dass sich die Rohrbacher beschwerten, dass nach einem Hochwasser die Kirchheimer nicht halfen, den Bach zu putzen.

Mit zunehmender Industrialisierung verlor der Bach, der einigen Mühlen als Energiequelle diente, an Bedeutung. Er wurde den Rohrbachern im alten Teil des Ortes sogar zu einem Hindernis, das den Straßenraum einengte und das aus der damaligen Sicht den immer stärker werdenden Straßenverkehr behinderte, bis er 1963 schließlich überbaut wurde. Diese Verdolung des Rohrbachs veränderte das Ortsbild derart, dass die Rohrbacher ihre „Bach“ bald wieder haben wollten. Schon



Bis zu seiner Eingemeindung nach Heidelberg trug Rohrbach ein eigenständiges Wappen, das noch heute bei örtlichen Feiern gezeigt wird. Es geht auf ein bereits 1516 belegtes Siegel zurück, dessen Wappenfarben 1900 festgelegt wurden und heraldisch als Sprechende Symbolik bezeichnet wird: In geteiltem Schild oben auf gelbem oder goldenen Grund die Buchstaben „r o r“. Unten fünf blaue Wellenlinien auf weißem oder silbernem Grund. (Quelle: coa/wikipedia)

seit den 1990er Jahren kam der Wunsch nach einer Freilegung auf. Machten anfangs noch die Landesaktivitäten zur Renaturierung von Flüssen und Bächen Hoffnung, zeichneten sich erst mit der vom Bauausschuss der Stadt Heidelberg 2009 beschlossenen Sanierungsmaßnahme im Zentrum von Alt-Rohrbach Lösungsmöglichkeiten ab.

Es galt divergierende Interessen zu berücksichtigen. Durch die Freilegung des Bachs in der Rathausstraße erhoffte sich ein Teil der Bürger eine Aufwertung des Stadtbildes um das alte Rathaus und einen freien Blick auf die historische Bebauung. Ein anderer Teil befürchtete das vorhandene Parkangebot zu verlieren. Neben den Einschränkungen für den Verkehr, Problemen mit dem Oberflächenwasser und Abwasser verhinderten vor allem die finanziellen Möglichkeiten großzügige Lösungen.



Der Rohrbach um 1955 zwischen der Winzerstraße und der Ölgasse. (Foto: Kubitza, Heimatmuseum Rohrbach)



„Die Bach“ zeigt sich heute als Wasserspiel, das wie ein Brunnen nach Bedarf an- und abgestellt werden kann. (Foto: Nestler)

Statt der Freilegung des Bachs erinnert jetzt seit 2015 eine Wasserrinne als Kompromiss an den weiterhin verdolten Rohrbach. Diese Rinne aus Granit beginnt in der oberen Rathausstraße, verläuft über den Rathausplatz und wird an der „Quelle“ und an der „Mündung“ durch kleine Wasserbecken begrenzt. In den Anfang und Ende begrenzenden Granitblöcken erinnern die erste und zweite Strophe des Gedichts „In einem kühlen Grunde“ von Joseph von Eichendorff an seine Zeit in Heidelberg (1807/1808) und an seine unerfüllte Liebe zu Käthchen Förster, Tochter eines Rohrbacher Küfermeisters. Überall dort, wo Überfahrten erforderlich sind, hat die Wasserrinne eine Abdeckung mit Gitterrosten. Jetzt fließt „Die Bach“ wieder auf der Oberfläche, zumindest von 11 bis 22 Uhr. Sie wird vom öffentlichen Wassernetz

gespeist und kann, nach dem das Ganze als ein Wasserspiel ausgeführt ist, nach Bedarf, z. B. im Winter bei Frostgefahr, auch ganz abgestellt werden.

Rohrbacher Wasser weckte sehr früh höhererwärts Begehrlichkeiten, es auch als Trinkwasser zu nutzen. Als erste Siedler wussten vermutlich Germanen, Kelten und Römer das frische Quellwasser zu schätzen. Verbrieft ist, dass bereits 1790 die kurfürstliche Residenz nach dem Umzug von Heidelberg nach Mannheim großes Interesse an dem guten Wasser aus Rohrbach hatte. Die dafür vorgesehene „v. Traitteur´sche Wasserleitung“ beeinträchtigte durch restriktive Regeln und Maßnahmen die Arbeit der Müller, ängstigte die Rohrbacher, dass ihnen nicht genug Trinkwasser bleiben würde und auch, dass der Zugang zum damals so notwendigen Löschwasser nicht mehr ausreiche. Gab es da anfangs noch Probleme bis hin zu juristischen Auseinandersetzungen, so freute es die Rohrbacher umso mehr, dass die Bauarbeiten an der Traitteur'schen Wasserleitung, wie an anderen Stellen schon ausführlich beschrieben, wegen Streitigkeiten, Krieg und Geldmangel 1798/99 eingestellt und nie fertig wurde. Noch 2014 fand man bei Baggerarbeiten vor dem Rohrbacher Rathaus einen „Steinsarg“ wie von Traitteur seine ca. 1 x 1 m großen Revisions- und Sink-Kästen (Sandabscheider), gehauen aus einem massiven Sandsteinblock, in seinen Plänen nannte.



„Steinsarg“ wie von Traitteur seine großen Sandabscheider in seinen Plänen von 1798 nannte. Er steht heute neben dem Eingang zum Rohrbacher Bürgeramt. (Foto: Nestler)

So floss alles überflüssige Wasser aus dem Rohrbach weiter dem Kirchheimer See zu, bis der Bach mit dem Bau der Bahnstrecke Heidelberg-Karlsruhe auf Rieselfelder nach Norden umgeleitet wurde. Bis dahin gab es durch Hochwasser in Kirchheim große Schäden an den Gebäuden und Mitte des 19. Jahrhunderts gefährdete zu viel Wasser auch den Damm der im April 1843 in Betrieb genommenen Bahnstrecke nach Karlsruhe. In trockenen Jahren dagegen benötigten die Rohrbacher selbst zusätzliches Wasser und auch die inzwischen gebaute Waggonfabrik konnte nicht mehr ausreichend versorgt werden. Schlussendlich erfuhr der Rohrbach an seinem westlichen Ende weitere Einschränkungen mit dem Bau der Heinrich Fuchs Waggonfabrik, die neben dem eigenen auch teilweise Rohrbacher Abwasser in der firmeneigenen Versitzgrube entsorgte. Erst nach der Eingemeindung 1927 wurde der Bach bei der Waggonfabrik Fuchs abgefangen und über die Heidelberger Kanalisation in den Neckar geleitet. Sollte bei starkem Regen die Kanalisation überfordert

sein, fängt auch heute noch das Regenüberlaufbecken im Bosseldorn alles überschüssige Wasser auf.

Die Eingemeindung Rohrbachs nach Heidelberg 1927 brachte auch Unruhe in die Diskussionen um das Rohrbacher Trinkwasser. Die Stadt versuchte 1929, vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen, die Rohrbacher Brunnen nicht mehr zu nutzen und stattdessen Wasser aus der Ebene bei Mannheim herbeizuführen. Dagegen gab es aus Rohrbach heftigste Proteste und es blieb vorerst alles beim Alten. Ein weiterer starker Schlag gegen das Wasser des Rohrbachs ergab sich 1961 aus den Erschließungs- und Bauarbeiten der neuen Waldparksiedlung auf dem Boxberggelände. Die Arbeiten waren durch einen stark verregneten Herbst in „Baugrundschwierigkeiten“ geraten. Als Lösung sah man nur „die Fassung und Ableitung des von der Bergseite zufließenden Wassers“. Damit wird dem Rohrbach für immer das Wasser aus diesem Einzugsgebiet entzogen.

Die zunehmend eingeschränkte Ergiebigkeit Heidelberger Quellen veranlasste 2007 die Stadtverwaltung, mehrere Brunnen, darunter auch die Rohrbacher „Forstquelle“, von der städtischen Trinkwasserversorgung zu trennen und dafür „Grundwasser aus der Ebene“ einzuspeisen. Seitdem erhält auch Alt-Rohrbach vorwiegend erheblich härteres Trinkwasser aus dem Wasserwerk Rauschen (bei Wieblingen). Ein Schicksal, das aufgrund der extremen Trockenheit 2015 auch andere Heidelberger Stadtteile ereilte.

Neben der bisher beschriebenen öffentlichen Wassersituation und der wechselhaften Geschichte des Rohrbachs begann mit der Ansiedlung der Fuchs Waggonfabrik Anfang des 20. Jahrhunderts in Rohrbach ein besonderes Kapitel der privaten Wasserversorgung. Noch heute zeugt der weithin sichtbare Wasserturm von dem zusätzlichen Wasserbedarf und der industriellen Vergangenheit Rohrbachs.

Die Akten zur Wasserversorgung Rohrbachs geben den entscheidenden Hinweis, warum der Wasserturm gebaut wurde. 1911 eskalierte der Streit um die Wasserversorgung der Waggonfabrik. Seitens der Gemeinde Rohrbach war der Waggonfabrik seit 1901 ein Wasserzins von 4 Pfennig je Kubikmeter zugesagt, solange die Fabrik im Gegenzug neben dem eigenen Abwasser auch teilweise das Rohrbacher Abwasser entsorge. Diese Vereinbarung wurde im Februar 1912 durch die Gemeinde einseitig aufgekündigt. Im trockenen Vorjahr bezog die Gemeinde Rohrbach Wasser von Kirchheim und berechnete dies ohne Absprache vollständig der Waggonfabrik zu 25 Pf. je Kubikmeter. Mehr als das Sechsfache! Gleichzeitig strebte die Gemeinde Rohrbach durch Errichtung eines Pumpwerkes eine eigene Wasserversorgung an, mit der auch die Waggonfabrik versorgt werden sollte. Dabei sollte der Wasserzins erst 10 Pf. und nach Einspruch seitens der Waggonfabrik 8 Pf. einbringen, statt der in diesem Fall zugesagten 6 Pf. Der Vertrag kam nicht zustande. Der Streit gipfelte in dem gegenseitigen Vorwurf der Verschleppung von Entscheidungen und führte zu dem Entschluss der Fuchs Waggonfabrik, ein eigenes Wasserwerk zu errichten. Mit der übergeordneten Landesbehörde kam man schnell zur Sache und die Vereinbarungen wurden dem Gemeinderat Rohrbach am 20. September 1912 nur noch zur Kenntnis gegeben.

Der Baubeginn des Brunnens und des Turms kann nicht genau bestimmt werden. Es ist anzunehmen, dass er in der Nähe der Baugenehmigung vom 1. April

1913 zu suchen ist. Der Wasserturm wurde dann im Auftrag des Mannheimer Unternehmens Bopp & Reuther von der Dampfkessel- und Gasometer-Fabrik Akt.-Ges., vorm. A. Wilke & Co., Braunschweig in wenigen Wochen erstellt.

Etwa 40 m südlich des Turms entstand parallel zum Turm ein Brunnen von 38,20 m Tiefe mit einer Bohrweite von 100 cm. Über der Brunnenbohrung stand ein Pumpenhaus, dessen Fundamente noch 2002 zu sehen waren. Nachdem das Wasserrechtsbuch durch Kriegseinwirkung verloren ging und das Amt für Öffentliche Ordnung keinen Eintrag im Wasserrechtsbuch vornahm, bemühte sich der erste Nachbesitzer, die Fa. Harvester vergeblich darum, den Brunnen wieder zu nutzen. Mit der Erschließung des Geländes als Wohnquartier wurde der Brunnen 2002 zugeschüttet, d.h. fachgerecht verfüllt.

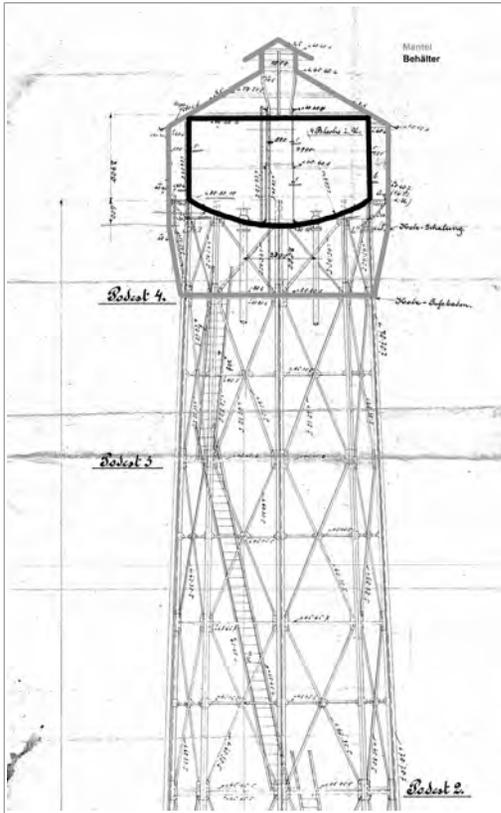
Der Turm selbst steht auf einem Fundament aus acht miteinander verbundenen Einzelpfeilern aus Stampfbeton auf dem eine achteckige 35 m hohe Stahlgitterkonstruktion, die neben der senkrechten Last des mit Wasser gefüllten Behälters auch die waagerechten Kräfte durch Winddruck aufnimmt. Der Wasserbehälter selbst ist nur knapp 3 m hoch bei einem Durchmesser von 5 m, wobei der Blechzylinder 2,4 m hoch ist und sein Boden auf 0,5 m gewölbt ist. Die Seiten des Behälters sind in 5 mm und der Boden in 6 mm dickem Stahlblech ausgeführt. Die sichtbare Proportion erhielt der Turm erst durch seine Holzverkleidung, die mit seinen fast 5 m Höhe den Behälter nahezu doppelt so hoch erscheinen lässt, als er wirklich ist. Zusammen mit seinem Blechdach ist der Turm insgesamt nahezu 40 m hoch und hält 50 m³ Wasser auf 35 m Fallhöhe. Er versorgte das Unternehmen bis zum Ende der Waggonfabrik mit Trink-, Brauch- und Löschwasser.



Der 1913 entstandene Brunnen 40 m südlich des Turms. Seine Abdeckung war noch bei der Erschließung des Geländes zu sehen, bis er 2002 zugeschüttet wurde. (Foto: ap88, Bellm)

Nach dem Verkauf an die Maschinenbaufirmen Harvester und dann an die Fa. Dressler, die die Wasserversorgung nicht nutzten, fungierte der Turm für den dritten Nachbesitzer, den Baumaschinenhersteller Furukawa nur noch als Werbeträger mit dem Firmennamen. Mit der Erschließung des Fabrikareals als Baugelände wurde der Turm im Auftrag der Firma Hochtief schnell aufpoliert; die Ockerfarbe samt Schriftzug FURUKAWA entfernt und die Turmverkleidung mit königsblauer Far-

be gestrichen. Ein Sturm vom 4. auf den 5. Dezember 2011 riss einige Bretter aus der hölzernen Turmverkleidung und erforderte schnell eine provisorische Sicherung.



Mit Feststellung des Sanierungsbedarfs ist der Wasserturm in die Unterhaltungsverantwortung des Tiefbauamtes der Stadt Heidelberg übergegangen. Ein Turm in der Verantwortung des Tiefbauamtes verwundert. Wenn es sich aber um eine Stahlgitterkonstruktion handelt, ähnlich wie viele Brücken im vorhergehenden Jahrhundert, dann gehört so ein Bauwerk in den Zuständigkeitsbereich des Tiefbauamtes. Nach Feststellung der Standfestigkeit der Gitterkonstruktion des Turms, galt es, die Holzverschalung dauerhaft zu sichern. Mit Bereitstellen der erforderlichen Gelder durch die Stadtverwaltung konnten die Bauarbeiten im August 2014 begonnen und mit Jahresbeginn 2015 abgeschlossen werden.

Der Wasserturm steht nicht unter Denkmalschutz, sondern ist, wie auch die historischen Klinkermauern im Wohnquartier, nur als erhaltenswert eingestuft. Er kann also bei gleichem Aussehen verändert werden. Deshalb wurden die

Erst der erheblich größere Mantel, der einen viel kleineren Wasserbehälter umschließt, gibt dem Wasserturm seine sichtbare Proportion. (Bild: Nestler)

bisherigen Proportionen zwar erhalten, der Mantel jedoch aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr in Holz, sondern in Metall ausgeführt und im gleichen Blau angestrichen. Die besondere Ingenieurleistung steckt in der Entwicklung und Konstruktion der neuen Verkleidung des erheblich kleineren Stahlbehälters. Sie widersteht künftig den Witterungseinflüssen besser und ist mit seinen Aluminiumträgern und -blechen erheblich leichter als die frühere Holzverkleidung. Damit ist die Belastung der alten Stahlgitterkonstruktion erheblich geringer.

Heute enthält der Behälter kein Wasser mehr. Er ist allein optische Landmarke und Namensgeber für das umliegende Wohnquartier. Zusammen mit den wenigen erhaltenen, in die moderne Wohnbebauung integrierten Klinkermauern der früheren Werkshallen prägt er den besonderen Charakter des Rohrbacher Ortsteils „Quartier am Turm“.

Der Industriewasserturm in Rohrbach steht seit 1913 an seinem Platz. Er hat zwei Weltkriege überstanden, versorgte die Fuchs Waggonfabrik bis 1956 mit Brauch- und Trinkwasser, fungierte als Werbeträger für die nachfolgenden Unternehmen und ist seit der Erschließung des ehemaligen Werksgeländes zu einem modernen Wohnviertel der Namensgeber des Quartiers. Das kleine Gleisstück davor in der Felix-Wankel-Straße war der letzte Rest vom Gleisanschluss der Fabrik an das öffentliche Bahnnetz, der im Juni 2013 beim Bau eines neuen Fahrradweges verschwand. Mit ihm verlor das Quartier am Turm auch den letzten Zeugen seiner Eisenbahnvergangenheit. (Foto: Nestler)



Quellen / Literatur

Stadtarchiv Heidelberg: Vorortakten Rohrbach 1902 bis 1927.

Karl Heinz Frauenfeld: Chronik von Rohrbach 1200 Jahre. Anlage zu Ruperto-Carola, Bd. 38, Dez. 1965; ders.: Rohrbach im Wandel der Zeit. Eine Ortsgeschichte aus der Kurpfalz, Volksbank Kurpfalz (Hg.), Heidelberg 1981.

Lothar Götz: Heidelberg-Rohrbach: Sanierungskonzept Städtebauliche Leitlinien, Stadtplanungsamt Heidelberg und GGH Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz mbH Heidelberg (Hg.). Überarbeitung nach Beschluss des Gemeinderats Mai 2010.

Heimatmuseum Rohrbach, Tabellarische Chronik von Rohrbach, in: Rhein-Neckar-Zeitung (RNZ) vom 26.7.1961.

Wolfgang G. Nestler: Als man sich in Rohrbach um das Wasser stritt, in: RNZ, Blick in die Stadtteile Ausgabe 3, 4.2.2014; ders.: Der Turm wird 100, in: HJG 18, 2014, S. 218.

Ludwig Schmidt-Herb: Kleine Sensation aus Ton, in: RNZ, Blick in die Stadtteile Ausgabe 14, 6.5.2014; ders.: Die „Traiteur’sche Wasserleitung“ – Trinkwasser von Rohrbach nach Mannheim, in: HJG 20, 2016, S. 129.

Stadt Heidelberg: Pressemitteilung, Rohrbach: Belebung des historischen Ortskerns. 11.8.2014 und 12.5.2015.

Stadtwerke Heidelberg, swhd Trinkwasser, Unternehmenskommunikation, Pressemeldungen; u.a. im Stadtblatt, Amtsanzeiger der Stadt Heidelberg 16. Jg., Ausgabe Nr. 12, 19.3.2008, S. 1 und im Internet <https://www.swhd.de/de/Energie-und-Wasser/Wasser/>.

Ein Reisender des Ancien Régime in Heidelberg

Emmanuel Prince (später Duc) de Croÿ (1718–1784) hielt sich am 3. und 4. März 1742 in Heidelberg auf. Seine Eindrücke hat er in einem Tagebuch festgehalten, auf das hier ausdrücklich aufmerksam gemacht werden soll.¹ Der Reisebericht ist an diesem Ort und in dieser Kürze leicht zu übersehen, aber kulturgeschichtlich umso wertvoller, weil er eine vorromantische Perspektive auf Stadt und Schloss bietet.

Der Angehörige des französischen Hochadels hatte als Reichsfürst Ende Januar bis Mitte Februar in Frankfurt Wahl und Krönung Kaiser Karls VII. (1697–1745) verfolgt und sich im Anschluss an die Feierlichkeiten auf eine Reise durch Westdeutschland begeben (S. 28–60). De Croÿ kam aus Darmstadt nach Heidelberg, um dann weiter nach Speyer und Mannheim zu ziehen. Die Entfernung von Darmstadt nach Heidelberg war damals noch eine Tagesstrecke, der Reisende brauchte zu Pferde neun Stunden, nämlich von sieben Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags.

In Heidelberg ist „der Ritter“ (S. 53) sein Logis, wo er auch speist.² Unterkunft und Bewirtung werden nicht weiter kommentiert. Aber er schaut sich in der Stadt um, die nach den verheerenden Zerstörungen des Pfälzischen Erbfolgekriegs 1689/1693 längst wieder aufgebaut ist. Sein Wohlgefallen hält sich in engen Grenzen. „Der Neckar ist nicht so breit wie der Main, aber tiefer. Unterhalb eines steilen Berges liegt Heidelberg am Fluß und kann sich kaum ausdehnen. Durch diese Einzwängung und wegen ihrer ärmlichen Häuser wirkt die Stadt traurig“ (S. 53). Dagegen fällt sein Urteil über Darmstadt wesentlich freundlicher aus: „Die Stadt macht einen recht vornehmen Eindruck“ (S. 53). Auch Speyer schneidet besser ab: „Die Stadtmitte ist wieder aufgebaut und recht hübsch“ (S. 54).

Ganz ohne architektonischen Reiz ist Heidelberg in seinen Augen nicht. Der Tagebuchschreiber macht eine Einschränkung, die heute überraschen mag: „Mönche haben indes etliche schöne Gebäude errichtet“ (S. 53). Bei dem nahezu vollständigen Verlust der innerstädtischen Klosteranlagen ist dieser Eindruck kaum noch nachvollziehbar.³ De Croÿ mag hauptsächlich an das Jesuitenkolleg gedacht haben, das Langhaus der Jesuitenkirche war 1742 noch im Bau. Ein repräsentativer Neubau war damals das Karmeliterkloster, das sich vom Friesenberg bis zum Karlstor erstreckte.

Heute muss es verwundern, dass De Croÿ auf die Heiliggeistkirche am Markt nicht eingeht, sie nicht einmal erwähnt. Übersehen wird er sie nicht haben. Ein konfessionelles Ressentiment ist kaum wahrscheinlich, weil die Kirche seit 1698 von Reformierten und Katholiken simultan benutzt wurde. Erst 1720 war die Scheidewand zwischen Chor und Langhaus wieder aufgebaut worden.⁴ Darüber verliert der Katholik in seinem Tagebuch kein Wort. Dabei gehört das Besichtigen von Kirchen durchaus zu seinem Reiseprogramm. In Mainz, Trier und Speyer hat sich der Franzose auch in den Domen umgesehen, die er recht ausführlich beschreibt. Ihre Ausstattung interessiert ihn offenbar nicht besonders, aber die Kirchenschätze mit ihren

Reliquien besichtigt er mit großem antiquarischen Interesse. Solche konnte die Heidelberger Heiliggeistkirche freilich nicht bieten.

Eher könnte man vermuten, dass dem Zeitgenossen des Spätbarock der spätgotische Baustil der Heiliggeistkirche missfiel. Generelle ästhetische Vorbehalte gegen mittelalterliche sakrale Architektur scheint der Reisende nicht gehabt zu haben. Die Architektur des Speyerer Domes findet er „majestätisch und uralt“, das „schöne Kirchenschiff“ (S. 54) sei von den Franzosen angezündet worden. Und der alte Dom zu Trier „besitzt ein schönes antikes Kirchenschiff“ (S. 59). Aber offenbar war ihm die Heidelberger Heiliggeistkirche, die architektonisch freilich zu einer anderen Liga gehört, nicht imponierend genug.

Weit mehr als die Stadt Heidelberg interessiert ihn das Schloss, das er bald nach seiner Ankunft besichtigt. Es präsentiert sich ihm im Zustand vor dem Schlossbrand von 1764. Der junge Offizier nimmt das Schloss zuerst als Festungsbau wahr: „Es ist von einer eindrucksvollen, zehn Fuß breiten Mauer und einem tiefen Graben umfaßt und hat mehrere Türme“ (S. 53). Die markante Ruine des Dicken Turms sticht ihm ins Auge. Die Belagerung des Schlosses durch die Franzosen im Jahre 1693 (in der Edition steht 1698) wird als Ursache der Zerstörung – ohne jeden weiteren Kommentar – zutreffend benannt. Ein architekturgeschichtliches Interesse vermag die Schlossruine im Reisenden nicht zu wecken, aber ein Teil von ihr gefällt ihm: „Das Schloss war ehemals riesig, doch liegt der Großteil in Trümmern. Unbeschädigt blieb nur ein Gebäude mit einer hinreißend schönen Fassade, das sogar bewohnbar wäre, wenn man es nicht verfallen lassen und vollständig ausgeräumt hätte“ (S. 53). Welche Fassade meint er? Eingedenk des von ihm postulierten Erhaltungszustandes wird die zwischen 1601 und 1607 errichtete Fassade des Friedrichsbaus mit den in hohen Nischen aufgestellten Standfiguren gemeint sein.⁵ Die vor dem 7. März 1558 begonnene Fassade des Ottheinrichsbaus, plastisch kleinteilig ausgeschmückt, wird also ebenso mit Schweigen übergangen wie die ihr stilverwandte, 1592 entstandene Fassade des Ritters, in dem er abgestiegen ist.⁶

„Unter den Ruinen schaute ich mir die berühmten Keller an“ (S. 53). Zum ersten Mal in diesem Text fällt, bezogen auf Heidelberg und sein Schloss, das Adjektiv berühmt. Gegenstand der Bewunderung ist das große Weinfass, das Kurfürst Karl Ludwig wohl 1664 in Auftrag gab (1751 unter Karl Theodor durch ein noch größeres ersetzt).⁷ Hier wird De Croÿ ausführlich: Er beschreibt den Zugang zum Fass über Stiegen, erwähnt die vergoldeten Holzfiguren, mit denen es geschmückt ist, und gibt die genauen Maße an, ebenso das Fassungsvermögen in Krügen oder Flaschen. Diese Beschreibung des Fasses nimmt nicht weniger als ein Drittel der gesamten, Heidelberg gewidmeten Textpassage ein.

Un erwähnt bleibt im Tagebuch die Heidelberger Universität, die aber auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem Tiefpunkt ihrer Geschichte angelangt ist.⁸ Fast noch bemerkenswerter ist, dass der Franzose, der detailliert über das ihn Interessierende zu berichten weiß, nichts über die landschaftliche Umgebung Heidelbergs äußert, die zwei Generationen später ein zentrales Thema der Stadtbeschreibungen ist. Wiederum erhellt sich aus dem Kontext, dass dieser Franzose keineswegs unempfindlich für landschaftliche Ausblicke ist. Im Zusammenhang mit Mainz notiert er: „Danach bestieg ich den Domturm, von wo aus man einen herrlichen

Blick über die Stadt am Rhein genießt, der hier mit neunhundert Klaftern äußerst breit ist und gerade gegenüber der Stadt den Main aufnimmt. Rundum liegen die vorzüglichsten Anbaugelände des Rheinweins [...]“ (S. 56). Ihn fasziniert das weite Panorama, welches es dem Auge gestattet, in die Ferne zu schweifen. Eben das konnte Heidelberg in seiner spezifischen Lage nicht bieten. Stadt, Brücke und Schloss werden ästhetisch nicht als Gesamteindruck wahrgenommen. Vielmehr schwingt ein leises Unbehagen mit, wenn es von dem Schloss heißt: „Es beherrscht die Stadt, doch ein Erdbeben könnte es unter sich begraben“ (S. 53).

Anmerkungen

- 1 (Emmanuel Duc de Croÿ:) Nie war es herrlicher zu leben. Das geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ. 1718–1784, übersetzt und hg. v. Hans Pleschinski, München 2011. Eine Auswahl dieses Tagebuchs wurde zuerst 1906/1907 veröffentlicht, siehe die „Editorische Notiz“ auf S. 416.
- 2 Über die Geschichte des Gasthauses „Zum Ritter St. Georg“, heute Hauptstraße 178, informiert Hans-Martin Mumm: Der Ritter am ‚Ritter‘ und seine Frau. Ein neuer Blick auf eine berühmte Fassade, in: HJG Jg. 10, 2005, S. 151ff.; Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Stadtgeschichte im Gehen, Heidelberg 2007, S. 157f.
- 3 Zu den Heidelberger Klöstern und Konventen siehe einführend Norbert Bosslet: Heilige Mauern. Heidelbergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte, 4. verbesserte Aufl., Heidelberg 2014, bes. S. 45–57 (Jesuitenkirche und -kolleg) und S. 64–69 (Karmeliterkloster).
- 4 Volker Sellin: Der Streit um die Heiliggeistkirche, in: Werner Keller (Hg.): Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg 1398–1998, Heidelberg o. J. [1999], bes. S. 51.
- 5 Zum Friedrichsbau siehe Julian Hanschke: Schloss Heidelberg. Architektur und Baugeschichte, 2. aktualisierte Aufl., Heidelberg 2016, bes. S. 217 zur Wiederherstellung.
- 6 Zum Ottheinrichsbau siehe Julian Hanschke (wie Anm. 5), bes. S. 250 (Datierung) und S. 271 (Zerstörungen).
- 7 Zum Fass siehe Julian Hanschke (wie Anm. 5), S. 182.
- 8 Siehe dazu Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Heidelberg 1996, S. 65–71.



Pierre Mignard, Entführung der Europa –
Madame de Montespan mit ihren Kindern,
um 1675



Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur
„Kurpfälzisches“,
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum
der Stadt Heidelberg**
Hauptstraße 97
69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020
Fax: 0 62 21-58 34 900
kurpfaelzischesmuseum@
heidelberg.de

Kassenöffnungszeiten:
Di - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15. – 18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

 **Stadt
Heidelberg**

Jürgen Hoppmann

Tödliches Duell eines Schleswiger Studenten in Heidelberg

Am 26. April 1823 immatrikulierten sich zwei Schleswiger Studenten an der Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität.¹ Die Brüder Ernst (1802–1826) und Bernhard Wieck (1803–1824) aus dem unter dänischer Krone stehenden Herzogtum Schleswig hatten zuvor bereits drei Semester an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel studiert.² Sie waren Söhne des Schleswiger Großkaufmanns und Senators Bernhard Wieck (1772–1851) und seiner Ehefrau Elise Wieck geb. Westphal (1772–1840), die Familie wohnte im Stadtteil Friedrichsberg und hatte eine elfköpfige Kinderschar.

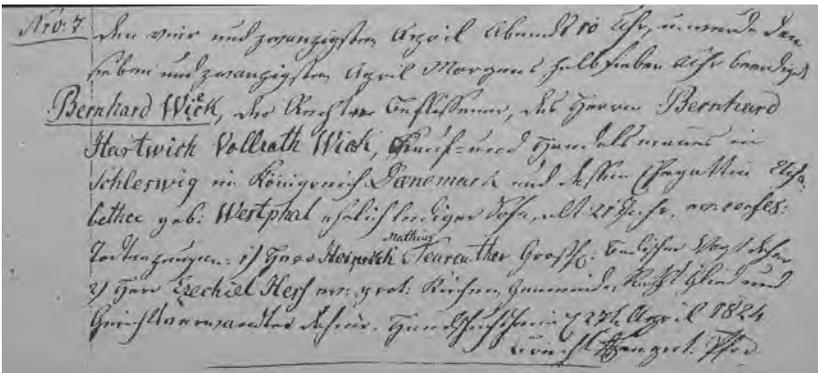
Die Namen beider Studenten findet man auch auf der Rückseite eines ehemals gerahmten Porträts, das einen jungen Mann mit Studentenmütze darstellt.³ Es heißt dort: „Bernhard Wieck, geb. 1803 in Schleswig, gest. 18... in Handschuhsheim b. Heidelberg als stud. jur. im Duell für seinen Bruder Ernst Wieck stud. theol. geb. 1802 in Schleswig.“ Die von alter Hand stammende Information beschränkt sich auf diese Angaben und wirft viele Fragen auf: In welchem Jahr fand das Duell überhaupt statt und wer war der Herausforderer? Welche Streitigkeit mag vorausgegangen sein, und aus welchem Grund übernahm der Jurastudent den Ehrenhändel des Religionswissenschaft studierenden Bruders Ernst? Denn auch Studenten der Theologie waren grundsätzlich satisfaktionsfähig.⁴



Der im Handschuhsheimer Duell gefallene Jurastudent Bernhard Wieck (1803-1824). Rückseitig beschriftet: „Bernhard Wieck, geb. 1803 in Schleswig, gest. 18... in Handschuhsheim b. Heidelberg als stud. jur. im Duell für seinen Bruder Ernst Wieck stud. theol. geb. 1802 in Schleswig.“ Friedrich Bernhard Westphal (zugeschrieben), Bleistift, 25,3 x 19,4 cm, unsigniert/undatiert (Quelle: Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf)

Die unsignierte und undatierte Zeichnung wird rückseitig als Skizze des Schleswiger Malers Friedrich Bernhard Westphal (1803–1844) bezeichnet, wengleich die mit zartem Strich angelegte Bleistiftzeichnung nicht unerheblich vom Zeichenstil Westphals abweicht. Der Maler, ein Cousin des Dargestellten und Patenkind des Senators, hatte einen Teil seiner Jugend im Hause Wieck gelebt und war 1819 gemeinsam mit Ernst und Bernhard Wieck in der Friedrichsberger Kirche konfirmiert worden.

Das Duell findet man auch in den Schleswigschen Studenten-Matrikeln erwähnt, jedoch sind dort beim Duellanten fälschlich die Sterbedaten des Bruders angeführt, während dessen Todesdaten gänzlich fehlen.⁵ Das tragische Ereignis muss sich jedoch zwischen dem 26. April 1823 und dem 19. Dez. 1825 zugetragen haben – zwischen dem Datum der Einschreibung an der Heidelberger Universität und dem Tod des Großvaters, Johann Friedrich Wieck – der am 19. Dezember 1825 in Schleswig starb. Denn beim Eintrag im Sterberegister der Friedrichsberger Gemeinde fehlt bei den familiären Informationen zum Großvater bereits der Name seines Enkels Bernhard, während dessen zehn Geschwister allesamt namentlich aufgeführt sind.



Auszug aus dem Handschuhsheimer Sterberegister der ev. prot. Kirchengemeinde, 1824

Die Spurensuche zum Handschuhsheimer Duell gestaltete sich jedoch schwierig, da weder im einschlägigen Archivmaterial der Ruprecht-Karls-Universität noch im Generallandesarchiv in Karlsruhe Informationen zu diesem studentischen Ehrenhändel zu finden waren. Rektor und Senat hatten auch stets versucht, derartige Vorfälle an sich zu ziehen und ohne Aufsehen abzuhandeln.⁶ Letztendlich hatte das Duell ja auch nicht im damaligen Stadtgebiet Heidelbergs stattgefunden, sondern ereignete sich am jenseitigen Neckar-Ufer – in der Gemeinde Handschuhsheim. Indes existiert im Universitätsarchiv ein Dokument, in welchem das Wieck-Duell zwar nicht eindeutig genannt wird, das sich jedoch ursächlich darauf beziehen dürfte. Im Schreiben des Universitätsamtes zu Mannheim vom 29. Oktober 1825 werden Rektor und Senat der Heidelberger Universität wegen Duell-Vertuschung gerügt und angehalten, hinfort alle Duelle dem Universitätsamt anzuzeigen. Allerdings gab es im Handschuhsheimer Standesbuch des Generallandesarchivs einen Hinweis auf die Beerdigung eines Bernhard Wieck, der am 27. April 1824 im Beisein dreier Amtspersonen in Handschuhsheim bestattet worden war; weitere Angaben zum Todesfall waren

dort jedoch nicht vermerkt.⁷ Im Kirchenbuch der evangelisch protestantischen Gemeinde zu Handschuhsheim ließ sich nun gezielt ermitteln, dass der 21-jährige Jurastudent Bernhard Wieck aus Schleswig am 24. April 1824 abends um zehn Uhr verstorben – und drei Tage später, frühmorgens um 06:30 Uhr, beerdigt worden war.

Auch in den kirchlichen Sterberegistern jener Tage durfte keinesfalls erwähnt werden, dass ein Verstorbener im Duell gefallen war. Der damals 48-jährige Handschuhsheimer Pfarrer, Karl Wilhelm Brecht, verfasste den Eintrag im Kirchenbuch jedoch in einer Weise, die erkennen ließ, dass Bernhard Wieck keines natürlichen Todes gestorben war. So hielt er auch den Beerdigungszeitpunkt fest, ein Umstand der in Kirchenbüchern normalerweise nicht vermerkt wird. Dass er zudem die anwesenden Amtspersonen namentlich erwähnt und darüber hinaus als „Todtenzeugen“ bezeichnet, signalisiert – dass es sich um eine von der Obrigkeit angeordnete, nicht-öffentliche Beerdigung gehandelt haben muss. Überdies hat der Pfarrer den Vornamen des Verstorbenen teilweise außerhalb der dafür vorgesehenen Spalte eingetragen; dies könnte sein versteckter Hinweis auf eine außerhalb des Friedhofs durchgeführte Bestattung gewesen sein, denn im Duell Getötete, wie auch Selbstmörder und andere Missetäter, waren von öffentlichen Begräbnissen in geweihter Erde ausgeschlossen; diese erhielten ihr „schimpfliches Begräbnis“ zumeist an einem randständigen Bestattungsplatz.⁸ Der Schleswiger Chronist Ulrich Petersen bezeichnete um 1700 einen solchen Bestattungsort als: „die elende Seite, wo ansonsten Malefizpersonen begraben wurden“.⁹



Der Theologiestudent Ernst Christ. Wieck (1802-1826). Der verängstigt prüfende Gesichtsausdruck des Dargestellten scheint die bange Frage an den Betrachter zu richten: „Weißt auch Du von meiner Schuld am Tode meines Bruders?“ Friedrich Bernhard Westphal: Öl auf Leinwand, bez.: FW f 1829, Schloss Gottorf, Schleswig. (Quelle: Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen)

Die ungewöhnlich präzisen Angaben zur Person des Toten, der fern der Heimat sein Leben verlor, weisen darauf hin, dass der Pfarrer die persönlichen Daten des Verstorbenen bei jemanden erfragen konnte, der genauestens mit dessen Familienverhältnissen vertraut war; für Brecht war der Bruder des Getöteten natürlich diese verlässliche Informationsquelle. Ob dem Theologiestudenten überhaupt gestattet wurde an der Beerdigung seines Bruders teilzunehmen ist ungewiss.¹⁰

Über Duelle in der Öffentlichkeit zu reden oder gar darüber in Zeitungen zu berichten war im Europa der Ära Metternich tabu. Sämtliche Druckerzeugnisse der Restaurationszeit unterlagen einer strengen Zensur und erlaubte Zeitungen und Wochenblättern keine eigenständige Berichterstattung, denn selbst hinter harmlosen Schilderungen lokaler Ereignisse, witterten die argwöhnischen Zensoren der Obrigkeit verdeckte Kritik an den heimischen Verhältnissen. Stattgefundene Duelle gingen daher mit Geheimhaltung und Verschleierung einher.

Auch zeitgenössische Autoren, die sich des Themas der Ehrenhändel annahmen, hatten sich der Zensur unterzuordnen und durften in ihren Ausführungen keine Details nennen. So auch Benedikt Dalei in seinem im Jahre 1844 erstmals herausgegebenen Buch »Ueber Duell und Ehre. Mit besonderer Rücksicht auf Studentenduelle«. Fortwährend musste er Sternchen als Auslassungs-Symbole verwenden, wenn es darum ging Namen von Personen, Lehranstalten, Städte oder Nationen in seinem Buch zu erwähnen. Einleitend heißt es dort beispielsweise: „... auf der Universität zu *** in H. Mein Freund J. N., mit dem ich über das Thema Duell und Ehre korrespondierte ...“ oder er anonymisiert die Nationalität, indem er schreibt: „im ***-ischen Militär ist zwar das Duell verboten und Festungsstrafe darauf gesetzt ...“, und eine Universitätsstadt deutet er mit nur dem Anfangsbuchstaben an: „... so darf ein jeder Student in B***, der ein paar Carcertage nicht in Anschlag bringt, sich zweimal duellieren und erst beim dritten oder vierten Mal ist das Consilium Abeundi [Orts-Verweis] darauf gesetzt.“

Die strenge Zensur veranlasste daher etliche Skribenten sich hinter Pseudonymen zu verbergen. So auch Benedikt Dalei, der sich erst im Jahre 1878, bei der zweiten Auflage seines Buches, als der Arzt, Schriftsteller und Redakteur Franz Josef Egenter (1803–1890) zu erkennen gab.¹¹

Selbst in privaten Schreiben scheute man sich, offen über Duelle zu berichten, so lässt sich in einem Brief aus Schleswig vom 27. September 1824¹² auch nur zwischen den Zeilen ein Hinweis auf das Wieck-Duell erahnen. Im Brief des Archivars Gottlieb Bissen (1766–1849), an seinen in Rom lebenden Sohn, den Bildhauer Wilhelm Bissen (1798–1868), schildert der Vater zunächst ein unverfängliches Duell zweier Offiziere im holsteinischen Itzehoe:

„Wenn Du die Trauer, die Deinen Studienfreund Blunk in Kopenhagen betroffen¹³, noch nicht erfahren hast, so muß ich hier doch kurz melden. Dieser Blunk hatte einen Bruder, welcher als Lieutenant bei den Dragonern in Itzehoe stand. Hier entzweite er sich mit einem, bei dem hiesigen Infanterie-Regiment stehenden Lieutenant Schmidt. Sie wechselten Pistolen und Letzterer erschöß den Lieutenant Blunk. Er starb auf der Stelle. Der Mörder sitzt zur Strafe ein halbes Jahr auf der Festung. Dein Freund B. in Kopenhagen ist darüber, wie natürlich, sehr traurig gewesen. — noch ein anderer Unfall, Bernhard Wieck und sein Bruder studirten in Heidelberg, und Bernhard ist daselbst in diesem Frühjahr an der Schwindsucht gestorben.“

Wegen der auffällig detaillierten Schilderung des Soldaten-Duells, liegt die Vermutung nahe, dass der Schreiber des Briefes die Gegebenheiten des Soldaten-Duells auch auf den Tod des Studenten in Handschuhsheim bezogen sehen möchte.

In einem weiteren Brief^{f14} erwähnt Vater Bissen am 7. April 1825 nochmals die Wieck-Brüder:

„Vor einiger Zeit schrieb ich, daß der eine Sohn von Wieck im Auslande gestorben sey. Der Bruder, der bei ihm war, kam sogleich hieher und ist noch hier, aber leider auch schwind-süchtig, und wird wahrscheinlich seinem Bruder bald folgen. So stark er früher war, so schwach ist er jetzt, und nichts wie Haut und Knochen von ihm nach. Die Mutter soll besonders untröstlich seyn.“

Der Duell-Tod des Sohnes in Handschuhsheim und seine dortige, unehrenhafte Bestattung hatte das soziale Gefüge der Familie des Schleswiger Senators erheblich erschüttert.¹⁵

Von Selbstvorwürfen geplagt war der Heidelberger Theologiestudent in seine Heimatstadt zurückgekehrt und hatte allen Lebensmut verloren, weil er sich für den Duell-Tod seines Bruders verantwortlich fühlte. Er magerte ab und durchlebte ein fast zweijähriges Martyrium, bis er am 19. März 1826 starb und drei Tage später auf dem Friedrichsberger Friedhof bestattet wurde. So hat das Handschuhsheimer Duell vom 24. April 1824 ursächlich den Tod zweier Schleswiger Studenten zur Folge gehabt.

Anmerkungen

- 1 Im Jahre 1824 hatten sich etwa 600 Studenten an der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg eingeschrieben. Die Universitätsstadt hatte damals 10.300 Einwohner, während das am nördlichen Neckar-Ufer liegende Handschuhsheim etwa 1.500 Einwohner zählte. Der Ort wurde 1903 zu Heidelberg eingemeindet und ist heute, mit seinen etwa 17.000 Einwohnern, der bevölkerungsreichste Stadtteil Heidelbergs (Wikipedia).
- 2 Thomas Otto Achelis: Matrikel der Schleswigschen Studenten 1517–1864, Kopenhagen 1966, Bd. 2, S. 502, Nr. 8589–8590.
- 3 Von der letzten Vertreterin der Schleswiger Wieck-Familie, der Privatlehrerin Hilda Wieck (1887–1967), erwarb das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum im Jahre 1949 die in schmaler, schwarzer Leiste hinter Glas gerahmte Bleistiftzeichnung. Über diese unverheiratete Großnichte des Porträtierten gelangt der künstlerische Nachlass ihres Großonkels, des Malers Friedrich Bernhard Westphal (1803–1844), an Schlesiens Museen (Stadtmuseum Schleswig und SH-Landesmuseum Schloss Gottorf).
- 4 Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Alexander Kästner, Dresden.
- 5 Achelis (wie Anm. 2).
- 6 Freundliche Mitteilung (25.9.1991) des damaligen Archivleiters der Ruprecht-Karls Universität, Herrn Dr. Christian Renger (†), der zudem auf die an Rektor und Senat ergangene Rüge von 1825 hinwies, die sich auf das Wieck-Duell beziehen dürfte.
- 7 Freundliche Mitteilung (4.11.1991) des seinerzeitigen Oberarchivrats des Generallandesarchivs zu Karlsruhe, Herrn Dr. Herwig John.
- 8 Ludwig Gitzler: Handbuch des gemeinen und Preussischen Kirchen- und Eherechts der Katholiken und Evangelischen, Breslau 1841, Bd. 2, S. 444–446, § 144. „Vom öffentlichen Begräbnis ausgeschlossen sind daher nach kanonischem Recht [...] diejenigen, die im Turnier oder im Duell geblieben sind.“ Fußnote 4: „Die Praxis in der evangelischen Kirche ist hier nicht immer gleich. Jedenfalls trifft die Entziehung des öffentlichen Begräbnisses die Ungläubigen, die Duellanten, die Selbstmörder. Bei Selbstmördern und Duellanten soll die Beerdigung nicht stattfinden, bevor die Obrigkeit die Einwilligung erteilt hat.“

- 9 Ulrich Petersens Schleswig Chronik um 1710. Als Handschrift im Reichsarchiv zu Kopenhagen, in: Chronik der Stadt Schleswig, Bd. 2, bearb. von Hans Braunschweig u. Hans W. Schwarz. Hg. Gesellschaft für Schleswiger Stadtgeschichte, Schleswig 2012, S. 280, 289.
- 10 Die Sankt Vituskirche wie auch deren Friedhof wurden seinerzeit von Katholiken und Protestanten gemeinsam genutzt. Siehe Peter Sinn: Das alte Friedhofsgelände bei der Vituskirche ..., in: Jahrbuch des Stadtteilvereins Handschuhheim 1993, S. 90–96.
- 11 Benedikt Dalei alias Franz Josef Egenter (1805–1890): Ueber Duell und Ehre. Mit besonderer Rücksicht auf Studentenduelle, Constanz 1844, S. 3, 43–44; 2. u. 3. Aufl. Leipzig 1875 u. 1878; 4. Aufl. Hilden 2012.
- 12 Det Kongelige Bibliotek Kobenhavn, NKS 3341 40 II.
- 13 Der Holsteiner Maler Detlev Conrad Blunck (1798–1854) war Studienfreund des Bildhauers Wilhelm Bissen und lebte nach seiner Kopenhagener Studienzeit von 1828–38 ebenfalls in Rom.
- 14 Bibliotek (wie Anm. 12).
- 15 Alexander Kastner: Unzweifelhaft ein seliger Tod! Überlegungen zur Darstellung des Sterbens von Duellanten in protestantischen Leichenpredigten, in: Ulrike Ludwig, Barbara Krug-Richter, Gerd Schwerhoff (Hgg.): Das Duell. Ehrenkämpfe vom Mittelalter bis zur Moderne (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven), Konstanz 2012, S. 142.

Matthias Wermke

„Alt-Heidelberg, du feine/Feine“?

Zu Victor von Scheffels Hymne auf die Stadt*

Am 9. April 2016 jährte sich zum 130. Mal der Todestag von Joseph Victor von Scheffel, Anlass, an einen Schriftsteller zu erinnern, der in unseren Tagen zwar weitgehend vergessen ist, zu seinen Lebzeiten und noch zwei, drei Jahrzehnte danach aber ein Bestsellerautor war. Scheffel gehörte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den literarischen Schwergewichten in Deutschland. Doch schon für den Philosophen Kuno Fischer und in dessen Kielwasser für Bertolt Brecht und andere war Scheffel nicht viel mehr als ein „Saufpoet“.¹ Spätestens seit der Katastrophe des ersten Weltkrieges passt Scheffel nicht mehr in die literarische Landschaft. In unseren Tagen werden seine Prosawerke schon gar nicht mehr gelesen. Wenn irgendwelche Jungscharler das Lied von den frech gewordenen Römern oder Korporationstudenten vom „wunderschönen Nest“ Heidelberg singen, dann werden sie kaum einen Gedanken an dessen Verfasser verschwenden.



Kopfbildnis Scheffels an der Südostecke der Stadthalle mit dem Anfang der Heidelberg-Hymne; Bildhauer Rudolfo Colmel, 1903 (Foto: Hans-Martin Mumm)

* Vortrag gehalten im Rahmen der Vortragsreihe des Vereins Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg e.V. am 19. Mai 2016 in Heidelberg. Zuerst veröffentlicht in: Edition Literaturhaus Heidelberg, Ausgabe 2, Heidelberg 2016.

Während Wilhelm Zenker in seinem aus Anlass des 75. Todestages von Scheffel verfassten Aufsatz „Was bedeutet uns Joseph Victor von Scheffel?“² 1961 noch um eine Rechtfertigung seines Themas ringt, können wir Alt-Heidelberger uns eine solche auch 55 Jahre danach sparen. Denn hier bei uns ist Scheffel – unabhängig von seinem literarischen Stellenwert – allgegenwärtig. Scheffelterrasse mit Scheffeldenkmal, Scheffelstraße und – für diejenigen, die's noch wissen, – das Restaurant „Scheffeleck“ sind oder waren Landmarken in unserer Stadt, welche die Erinnerung an den Dichter wachhalten. Und wer immer zu den Veranstaltungen des Heidelberger Frühlings in die Tiefgarage hinter der Stadthalle abtaucht, muss sich dabei unweigerlich von Scheffel beäugen lassen. Vom Südostturm des Gemäuers blickt dieser zusammen mit Perkeo und begleitet von den Versen „Alt-Heidelberg, du feine / Du Stadt an Ehren reich“ unverdrossen auf die Vorbeiziehenden herab. Es ist eben dieses „Alt-Heidelberg, Du feine“, mit dem sich Scheffel in unserer Stadt ein bleibendes Andenken geschaffen hat. Das Lied ist nichts weniger als die Stadthymne und darf bei keinem Vereinsjubiläum und keinem Stiftungsfest fehlen. Indem die erste Strophe Eingang in die offizielle Fassung des „Badnerlieds“ gefunden hat, ist „Alt-Heidelberg, Du feine“ sogar so etwas wie eine Hymne in der Hymne geworden. Und schließlich: Ohne dieses Lied gäbe es den Mythos „Alt-Heidelberg“ vielleicht gar nicht. Gründe genug, sich mit dem Text einmal genauer zu beschäftigen, wobei sich diese Beschäftigung auch als ein Beitrag zur Heidelberger Traditionspflege versteht.

Beginnen möchte ich mit einem autobiografischen Rückblick. Manche werden sich daran erinnern, wie es Anfang der 1960er Jahre in der Altstadt aussah. Damals gab es Tage, die für einen kleinen Neckarschleimer wie mich etwas ganz Besonderes waren. Gemeinsam war diesen Tagen, dass sie auf die Sommermonate verteilt lagen und grundsätzlich auf einen Samstag fielen. Schon wenn meine Geschwister und ich uns morgens nach dem Frühstück, beaufsichtigt von unserem Großvater Rudolf Loos, am großen Wohnzimmerfenster im zweiten Stock des Hauses Hauptstraße 174 drängten, um zu inspizieren, was sich unter uns auf der Straße so tat, war deutlich zu spüren, dass etwas in der Luft lag. Der Kirchturm von Heilig-Geist schräg gegenüber erstrahlte noch heller als sonst in der Morgensonne. Die Leute, welche in Richtung Markt oder Universitätsplatz strebten, schienen froh gestimmt zu sein, und auch die beiden Haflinger, die den Tieflader der Spedition Henk & Niederhäuser hinter sich her zogen, machten einen weniger gleichgültigen Eindruck als gewöhnlich. Dass etwas anders war als an normalen Tagen war aber insbesondere den Straßenbahnen anzusehen. Der „Einser“ rumpelte dann wie mit stolz geschwellter Brust an unserem Ausguck vorüber. Die Linie Drei zog ihren Anhänger mit freudiger Entschlossenheit die Schienen entlang, und das „Bing, bing“, mit welchem die Schaffner dem Fahrer Abfahrtbereitschaft signalisierten, klang hell und fröhlich zu uns herauf. Untrüglicher Hinweis für alle Eingeweihten auf das, was da kommen sollte, waren jedoch die drei Fähnchen – Schwarz-Rot-Gold und zweimal Gelb-Schwarz –, mit denen die Wagen der „Bembel“ geschmückt waren. Es war Samstag, es war Sommer, und am Abend würde eine Schlossbeleuchtung stattfinden. Darin

lag für uns die ganze Magie dieser Tage, an denen allein die Aussicht darauf zählte, länger aufbleiben oder bei Anbruch der Dunkelheit mit Oma und „Oba“ Loos über die Alte Brücke zum Nepomuk gehen zu dürfen, von wo aus man den besten Blick auf Schloss und Scheffelterrasse hatte.

Kaum war das letzte Licht des Tages vom Schwarz der Nacht verdrängt, krachte ein Kanonenschlag ins enge Tal hinein und verkündete den Beginn des Spektakels. Ganz allmählich färbten sich die zerschossenen und gesprengten Mauern des Schlosses rot. Schön und bedrückend zugleich war dieser Anblick, welcher uns acht, vielleicht zehn Minuten bannte, bevor die Magnesiumfeuer langsam ausbrannten und das Schloss nach und nach vom Dunkel der Nacht verschluckt wurde. Einen Moment noch herrscht Stille. Dann bricht die Hölle los. Rakete auf Rakete zischt in den Nachthimmel und entlädt in unendlichen Höhen, vom Ah und Oh des Publikums begleitet, ihre farbige Ladung. Ein Wasserfall aus flüssigem Silber und Gold ergießt sich von der Scheffelterrasse hinunter ins Friesental. Der Krawall ist ohrenbetäubend. Den Kopf weit in den Nacken zurückgelegt, versuchen wir Kinder den himmelstürmenden Lichtpunkten der Feuerwerkskörper zu folgen, die zunächst im Nichts zu verglimmen scheinen, bevor sie ihre buntprächtigen Fächer in die Nacht werfen. Die Abstände zwischen den einzelnen Explosionen werden immer kürzer, das Farbensprühen am Nachthimmel immer schillernder, bis schließlich ein letzter gewaltiger Strauß aufleuchtet und das Finale verkündet. Während der Kanonendonner noch im engen Tal widerhallt, klatschen die Zuschauer dankbar Beifall, bevor sie das Lied „Alt-Heidelberg, du feine“ anstimmen und nicht eher von der Stelle weichen, bevor nicht auch die letzte Strophe dieser schönsten Hymne auf die Stadt verklungen ist. Dieses Singen ist das für mich Beeindruckendste an den Schlossbeleuchtungen geblieben. Heute enden sie allesamt damit, dass die Zuschauer einfach auseinander streben, um möglichst schnell zurück zu ihren Kraftfahrzeugen oder in die nächste Kneipe zu kommen. Für „Alt-Heidelberg, du feine“ ist keine Zeit mehr.

Die Entstehungsgeschichte von „Alt-Heidelberg, du feine“ ist schnell erzählt. Verfasser ist der am 16. Februar 1826 in Karlsruhe geborene Joseph Victor Scheffel (seit 1876 „von“ Scheffel). 1844 studiert dieser zwei Semester lang in Heidelberg Rechtswissenschaften und wird hier zum Mitbegründer zweier Burschenschaften, deren eine, die Frankonia, sein Andenken in besonderem Maße pflegt. Scheffel schwankte Zeit seines Lebens zwischen der ihm aufgezwungenen Beamtenlaufbahn und seinem Drang zum Malen und Dichten. Heute nur noch wenig oder gar nicht mehr gelesen, waren seine Dichtungen, vorneweg das kleine Versepos „Der Trompeter von Säckingen – Ein Sang vom Oberrhein“, der historische Roman „Ekkehard“ und die Liedersammlung „Gaudeamus“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bestseller. Die Auflagen dieser Werke übertrafen zeitweise diejenigen Goethes, entsprachen sie doch genau dem in Burgenromantik schwelgenden Zeitgeist.

„Alt-Heidelberg, du feine“ erscheint erstmals in gedruckter Form in ebendiesem „Trompeter von Säckingen“. Diesen verfasst Scheffel 1852 auf Capri, wohin er im Mai desselben Jahres regelrecht flieht, nachdem sich das Werben um seine Cousine Emma Heim aus Zell im Kinzigtal als hoffnungslos erwiesen hat. Cousine Emma nahm die diversen gezeichneten und gereimten Huldigungen „Jung Victor“ hin, „ohne sie mit tieferen als verwandtschaftlichen Gefühlen zu erwidern“.³ Immerhin löste sie jenen Impuls aus, welcher die erste größere Dichtung Scheffels entstehen ließ. In deren Held, „Jung Werner“, sind autobiografische Züge nur allzu leicht erkennbar, und dessen ebenfalls ergebnisloses Anhimmeln einer gewissen Margarete erlaubt es unschwer, eine Beziehung zur leiblichen Emma Heim herzustellen, der Scheffel, auch als sie längst in erster und später in zweiter Ehe verheiratet war, eng verbunden blieb.

Schon im zweiten „Stück“ des „Trompeters“ wird unser Lied eingeflochten. Szenenbild: Ein lauschiger Sommerabend. Sonnenuntergang über den bewaldeten Höhen des Schwarzwalds. „Jung Werner“, auf dem Rücken seines treuen Rosses sitzend, hat gerade ein Abendlied auf seiner Trompete zu Ende geschmettert. Ein Pfarrerherr lauscht ihm, auf die Gartenhecke gelehnt. (Carl Spitzweg hätte seine Freude gehabt.) Kaum ist das Lied verklungen, lädt er den Fremden in sein Haus ein, wo er diesen nach dem Abendessen – „Auf der Schüssel hatte dampfend / Ein gebraten Huhn gepranget, / Doch getilgt war’s und entschwunden“ – auf die wärmende Ofenbank bittet, denn: „Nach vollbrachtem Mahle ziemt sich’s / Daß der Wirth den Gastfreund frage: / Wer er sei? Woher der Männer? / Wo die Heimath und die Eltern?“⁴

Ein tolles Bild: Zwei einander Unbekannte begegnen sich. Der eine lädt den anderen zum Essen ein. Erst danach wird geklärt, mit wem man es eigentlich zu tun hat. Kann es ein schöneres Zeichen von Friede und Vertrauen geben? Wie anders stellt sich eine vergleichbare Szene im althochdeutschen „Hildebrandslied“ aus dem späten 8. Jahrhundert dar: Auch da treffen zwei Fremde aufeinander. Aber anstatt Freundlichkeiten auszutauschen, fordert der eine den anderen dazu auf, sich gefälligst auszuweisen, und behauptet dabei dreist, es genüge, wenn er „einen der Männer“ – hier sind wir wieder bei Scheffel – nenne, um von diesem auf den Rest seiner Sippschaft schließen zu können: „ibu du mi ęnan sages, ik mi de odre uuet“ [Wenn du mir einen nennst, kenne ich alle anderen.]. Der so Angebellte holt daraufhin zu einer ausufernden Prahltrede aus, woraus sich eine von Misstrauen geprägte Konversation ergibt, welche in einem tragischen Kampf zwischen Vater und Sohn endet. Das Ganze liegt damit weit ab von der im „Trompeter“ verklärten Schwarzwaldromantik rund um Feldberg, Belchen und Blauen.

Zurück von der regengrauen Warte des „Hildebrandslieds“ ins heimelige Schwarzwälder Pfarrhaus. Da sitzen die beiden also, der Pfarrerherr und „Jung Werner“, auf des „Ofen’s Bänklein“ und wärmen sich ihre Lenden. Der Aufforderung seines Gastgebers, ruhig die Beine lang zu machen, folgt „Jung Werner“, wohl erzogen, „zwar ... nicht, doch schlürft’ er“ – ganz Genießer – „Einen Schluck des rothen Weines / Und begann drauf zu erzählen“. Werner Kirchhof heißt er, in der Pfalz ist seine Heimat, „In der Pfalz zu Heidelberg“. Und los geht’s:

Alt-Heidelberg, du feine,
du Stadt an Ehren reich,
am Neckar und am Rheine
kein andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen
an Weisheit schwer und Wein.
Klar zieh'n des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
der Frühling über's Land.
So webt er dir aus Blüten
ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
ins Herz gleich einer Braut,
er klingt wie junges Lieben
dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
und wird mir's drauß zu kahl,
geb ich dem Ross die Sporen
und reit ins Neckartal.

Natürlich kann „Jung Werner“ nur rezitiert und nicht drauflosgeträllert haben, denn die Melodie ist erst 1861 entstanden. Sie geht auf den Mannheimer Musikdirektor Anton Zimmermann zurück. Dieser stellte sie außer Konkurrenz im Rahmen eines Preissingens in der Museumsgesellschaft in Heidelberg vor, das von dem Lehrer Kommersbuchverlag Hermann und Moritz Schauenburg veranstaltet worden war. Einstimmig wurde die Zimmermann'sche Melodie mit einem Sonderpreis von 5 Gulden ausgezeichnet, wie das „Heidelberger Journal“ vom 19. Juni 1861 berichtet. Von da an nimmt der Siegeszug von „Alt-Heidelberg, du feine“ seinen Lauf.

Erinnerungstafel des
Kulturamts an dem
Haus Friedrichstraße
8, 2003 (Foto: Hans-
Martin Mumm)



Wann Scheffel tatsächlich die Eingabe zu dem uns bekannten Text hatte, ist nicht ganz einfach zu bestimmen. Zur Erinnerung: Der „Trompeter“ ist auf Capri entstanden, wohin der Autor im Mai 1852 reiste und wo er bis Mai 1853 weilte, als ihn die Nachricht von einer schweren Erkrankung seiner geliebten Schwester Marie zurück in die badische Heimat rief. Die Metzler'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart publizierte den „Trompeter“ in erster Auflage 1854. Die Literarische Gesellschaft Karlsruhe verwahrt im Scheffelarchiv eine Handschrift des Liedes, die im Hinblick auf unsere Fragestellung aber eher irritiert. Sie trägt nämlich einen handschriftlichen Vermerk, welcher der Schrift – lateinische statt deutsche, im Gegensatz zum Rest des Textes – und der Tintenstärke nach späteren Datums ist. Dieser Vermerk lautet „Weinheim Juli 52“. Wer immer ihn notiert hat: Ihm steht ein Hinweis aus den Lebenserinnerungen von Rosalia Braun-Artaria, Tochter des in Weinheim ansässigen Mannheimer Kunsthändlers Dominik Artaria, entgegen, wonach das Lied bereits im Mai 1852 im Haus ebendieser Familie Artaria entstanden sei. Zur Familie Artaria hatte der kunstbegeisterte Scheffel schon seit längerem Beziehungen. Sein Freund, der Kunsthistoriker Julius Braun, heiratete die bereits genannte Rosalia. Er selbst fühlte sich der 1842 geborenen jüngeren Tochter des Hauses, Julie, zugeneigt. Aber nach Emma Heim scheint ihm auch die reizende Julie einen Korb gegeben zu haben. Kurz nach der Entstehung des Liedes ist Scheffel jedenfalls nach Italien abgereist, wo er sich, wie bereits erwähnt, nicht der Liebe, sondern seinem „Trompeter“ hingab.

Wenn wir uns den Text des Liedes näher betrachten, dann müssen wir mit einem gewissen Bedauern zugeben, dass sein Inhalt eher trivial und schon gar nicht neu ist. Der Ruhm der Stadt Heidelberg wird bereits lange vor Scheffel besungen. Das beginnt 1427/28 mit dem Loblied Oswalds von Wolkenstein auf Kurfürst Ludwig III. Die Scheffelschen „Blauäuglein“, womit die Heidelberger Jungfrauen gemeint sind, sind dem einäugigen Sängler aus Südtirol in seinem „Ich rüm dich haidelwerg“ „schöne ... mündlin rot“. Aber egal ob Augen oder Lippen: das Pars pro toto ist schon da. Im „Loblied auf Heidelberg“ des Frühhumanisten Peter Luder (um 1415–1472) finden wir weitere Vorlagen für unsere Stadthymne. Was bei Scheffel die Reichheit „an Ehren“ Heidelbergs ausmacht, ist bei Luder die herausragende Position der Stadt als Sitz der Wissenschaften und als wehrhaftes Zentrum der Pfalzgrafenherrschaft, dessen Burg- und Repräsentationsbauten „jeden mächtigen König nicht nur empfangen, sondern auch entzücken“⁵ können. In beiderlei Hinsicht übertrifft Heidelberg nach Ansicht Luders alle anderen Städte, was bei Scheffel in den Vers „kein andre kommt dir gleich“ gerinnt. Wo Scheffel auf die klar ziehenden Wellen des Stromes blickt und ein schimmerndes Brautgewand frühlinghafter Blüten sieht, bietet sich dem Blick Luders „ein liebliches Tempe-Tal ... offen dar“.⁶ Damit sind wir unversehens an den Fuß des griechischen Göttersitzes in Thessalonien kaputultiert, mithin in eine Landschaft arkadischen Gepräges. Hierzu passen bei

Scheffel der „linde Süden“, der bereits genannte „Frühling“ und die mit ihm einherziehende Blütenpracht, die übrigens schon bei Friedrich Hölderlin und noch stärker bei Nikolaus Lenau in dessen Gedicht „Die Heidelberger Ruine“ (1833) anklingt. Der Vergleich Heidelbergs mit einer Braut ist allem Anschein nach nur bei Scheffel zu finden. Zwar liebt bereits Hölderlin in seiner 1800 verfassten Ode „Heidelberg“ „der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste“, möchte sie deshalb aber nicht Braut, sondern „Mutter nennen“.

Was bei Scheffel zu fehlen scheint, ist jenes Element, das alle Heidelberg-Begeisterten des 19. Jahrhunderts fast unisono herausstellen, wenn sie über unsere Stadt ins Schwärmen geraten. Gemeint ist deren Zauber. Es kann doch eigentlich nicht angehen, dass ausgerechnet einer, der, um noch einmal aus dem „Trompeter“ zu zitieren, „dort am Neckar ... den süßen / Traum der Kindheit ... geträumt“, nichts von der zauberhaft-verzaubernden Wirkung Heidelbergs verspürte, einer, der gerade hier, im Kreise seiner Freunde aus dem berühmten „Engeren“, die schönste Zeit seines Lebens verlebte? Man mag es kaum glauben, und doch ist es so. Hölderlin sieht sich vom Zauber der Stadt auf der Brücke gefesselt⁷, wie sich vier Jahrzehnte nach ihm auch der französische Romancier Victor Hugo nicht mehr von der Stadt „losreißen“ kann. Für Marianne von Willemer sind die Ruinen des alten Schlosses in einem Gedicht, das sie 1824 anlässlich des 75. Geburtstages von Goethe dichtete, ein „Zauberort“. Vom „stillen Zauber“ ist in dem erwähnten Lenau-Gedicht „Die Heidelberger Ruine“ die Rede. Ein Reisehandbuch aus dem Jahr 1808 schwärmt von den schönen Sonnenuntergängen, die man in Heidelberg auch nach trüben Tagen erleben kann, denn „die Ruine des Schlosses steht dann in zauberischem Rosenlicht“. Die Dichterin Helmina von Chezy lebte längere Zeit in unserer Stadt, von deren Gesamteindruck sie feststellt, dass die Natur „ihre geheimnißvollsten Zauber in Fels, Waldung, Weinberg, Fluß und Thal“ gelegt habe. Sogar dem Amerikaner Mark Twain, der 1878 für einige Tage in Heidelberg hängen bleibt, schlägt es beim Blick vom Schloss herunter auf die Stadt den ihm ansonsten eigenen Sarkasmus, sodass er feststellt: „Ich kenne kein Bild, das so voll Heiterkeit und voll beglückendem Zauber ist wie dieser Blick.“ Ließen wir als weitere Indizien des Zauberhaft-Verzaubernden die Eigenschaftswörter „reizend“ und „entzückend“ zu, kämen wir leicht auf viele weitere Belege. Der ganze Heidelberg-Zauber-Kult kulminiert in Albrecht Graf Wickenburgs Studentenlied „Heidelberg, du Jugendbrunnen“ (1888), in dem Heidelberg glatt heraus die „Zauberin am Neckarstrand“ ist. Bei Scheffel lesen wir nichts von der Zauberin Heidelberg. Ausgerechnet bei ihm fehlt sie, und trotz seines Bekenntnisses, die Stadt stehe ihm „geschrieben / ins Herz gleich einer Braut“, nehmen wir das doch mit einer gewissen Enttäuschung zur Kenntnis. Das einzige, was Scheffel über Heidelberg herausbringt, ist, dass es „fein“ ist: „Alt-Heidelberg, du feine“, mehr fällt ihm nicht ein. Und doch weckt genau diese Textstelle unsere philologische Neugier. Denn das Wörtchen „feine“ gibt ein paar Rätsel auf. Es lässt sich nämlich anhand der Quellenlage nicht recht bestimmen, weil sich in den Veröffentlichungen des Liedes von Anfang an ein Nebeneinander von Groß- und Kleinschreibung findet.

In der ersten Auflage des „Trompeters“ (1854) lesen wir „du feine“ – „feine“ analog zur handschriftlichen Vorlage Scheffels kleingeschrieben. Das gilt auch für die 25. Auflage (1873) und setzt sich über die 50. Auflage (1876) und die 100. Auflage (1882) bis in moderne Ausgaben fort. Auch das „Allgemeine Deutsche Kommerzbuch“ aus dem Schauenburg-Verlag kennt diese Schreibung. Dagegen lesen wir im Kommerzbuch „Gaudeamus igitur iuvenes dum sumus“ (1858) „du Feine“. Das gilt auch für das „Commerzbuch der Tübinger Hochschule“ (1874), die „Liedfolge für das Festbankett zu Ehren V[ictors] v[on] Scheffel am 15. Februar 1876“, gedruckt bei Hörning in Heidelberg, und ein unter dem Titel „Romantisches Heidelberg“ 2000 veröffentlichtes Liederbuch. Auch der heute zu recht völlig unbekannt Roman „Alt-Heidelberg, du Feine“ eines Rudolph Stratz (1920) schreibt „Feine“. Für beide Schreibungen lassen sich weitere Belege finden.

Wie ist dieses orthographische Durcheinander sprachlich zu bewerten? Bleiben wir zunächst bei der Kleinschreibung. Sie lässt nur die Deutung des Wortes „fein“ als adjektivisches Attribut zu einem nicht genannten Substantiv zu. Stilistisch haben wir es offenkundig mit einer Ellipse zu tun, das heißt mit einer durch Metrik und Reim bedingten Auslassung. Einfacher ausgedrückt: Wir müssen das fehlende Hauptwort in Gedanken ergänzen. Viele Möglichkeiten gibt es da nicht. Letztlich würde ein Rückbau der Ellipse zu der Aussage „du feine Stadt“ führen. Was aber soll damit ausgedrückt sein?

Ein Blick ins standardsprachliche Wörterbuch erlaubt aus der Vielzahl von Lesarten, die dem Adjektiv „fein“ immanent sind, nur eine Auslegung im Sinne von „gepflegt, vornehm, elegant [aussehend]“.⁸ Das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm findet Belege für „fein“ mit Bezug auf „liegenden Grund und Boden“ und überträgt mit „sauber, hübsch, nett“.⁹ Beispiele hierfür sind: „eine feine Stadt an der Wipper, die man noch Rugenwalde heizet“ oder „Memel an einem feinen Hafen an der Ostsee gelegen“.¹⁰ Demnach: „Alt-Heidelberg, du gepflegte, vornehme, elegante Stadt“? Zu Scheffels Zeiten war Heidelberg nicht viel mehr als ein beschauliches Provinznest. Ein Zeitgenosse des Dichters, der Schweizer Gottfried Keller, welcher 1848/49 in Heidelberg lebte, wäre sicherlich nicht auf den Gedanken gekommen, die Stadt und ihre Bewohner, die er verabscheute, als gepflegt oder sauber zu bezeichnen. Hübsch und nett würden wir vielleicht noch gelten lassen. Besonders spektakulär wäre eine solche Attribuierung allerdings nicht. Die standardsprachliche Auslegung des Eigenschaftsworts „fein“ befriedigt also nicht ganz.

Das wird auch nicht besser, wenn wir ins Regionalsprachliche ausweichen und das „Badische Wörterbuch“ heranziehen. Darin wird dem Adjektiv „fein“ neben anderen, nicht in unseren Kontext passenden, die Bedeutung „schön, famos, herrlich, prächtig“ beigemessen, dieses allerdings mit dem relativierenden Hinweis „unbestimmteres Lob“.¹¹ Demnach müsste man den Eingangsvers unserer Stadthymne wiedergeben mit „Alt-Heidelberg, du in irgendeiner Art und Weise schöne Stadt“,

denn mit den Adjektiven „herrlich“ und „prächtig“ mag man zwar ein Paris oder Berlin jener Tage in der Mitte des 19. Jahrhunderts auszeichnen wollen, Klein-Heidelberg am Neckarstrand aber eher nicht. Und „famos“ scheint mit Bezug auf eine Örtlichkeit ohnehin ziemlich ungebräuchlich zu sein. Bleibt also nur dieses „irgendwie schön“.

Halten wir daran fest, dass „feine“ das erläuterte Eigenschaftswort ist, dann wäre die Großschreibung Zeichen für dessen Substantivierung (Typ: du Liebe, du Gute). Prinzipiell ist eine solche Substantivierung immer möglich. Kleine Hunde werden von ihren Bewunderern gern mit „Du bist aber ein Feiner“ angesprochen. „fein“ bedeutet in diesem Kontext allerdings soviel wie „lieb“, was uns auf der Suche nach der wahren Bedeutung von „Du Feine“ auch nicht weiterbringt.

Das großgeschriebene „Feine“, das sich z.B. in der „Liedfolge für das Festbankett zu Ehren v[ictors] v[on] Scheffel am 15. Februar 1876“ findet, lässt aber auch eine ganz andere Deutung zu. Diese führt weg von der ziemlich uninteressanten Frage, ob Heidelberg nun tatsächlich als „irgendwie schön“, „prächtig“ oder gar „famos“ zu bezeichnen sei oder nicht, und zurück zum Zauberhaft-Verzaubernden der Stadt, so wie es viele namhafte Heidelberg-Besucher gesehen haben und noch heute sehen. Wir können nämlich die Hypothese aufstellen, dass „Feine“ gar nicht attributivisch gebrauchtes Adjektiv in einer Ellipse oder substantiviertes Adjektiv zur Charakterisierung der Stadt ist, sondern ein ganz eigenständiges Nomen repräsentiert. Dieses ist uns zwar heute nicht mehr geläufig. Wir dürfen aber annehmen, dass es Scheffel bekannt war. Die Rede ist von dem Hauptwort „Feine“. Aus der Gegenwartssprache ist es bis auf landschaftlichen Gebrauch verschwunden. Ganz anders liegt der Fall für das Mittelhochdeutsche.

Mittelhochdeutsch nennt man die Sprache der epischen Dichter und Minnesänger des Hochmittelalters ungefähr zwischen 1150 und 1350. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide und nicht zuletzt Gottfried von Straßburg sind die herausragenden Dichter jener Epoche, nicht zu vergessen der bis heute anonyme Autor des „Nibelungenliedes“ und viele andere. Das Deutschland des 19. Jahrhunderts ist geprägt von der Wiederentdeckung der mittelhochdeutschen Dichter. Die Begeisterung für das Zeitalter des Rittertums und der höfischen Minne kennt kaum Grenzen. Auch Scheffel liest die alten Texte. Sein „Ekkehard“-Roman ist ein Reflex der eigenen Mittelalterbegeisterung. Es gibt in Scheffels Gesamtwerk zahlreiche Hinweise darauf, dass er sich mit den mittelhochdeutschen Dichtern befasst hat und sich auch aus deren Wortschatz bediente. Vor allem – und das ist in unserem Zusammenhang besonders wichtig – hat sich Scheffel mit Gottfried von Straßburg und dessen „Tristan“-Epos beschäftigt. Zwei Hinweise darauf finden sich im „Ekkehard“, weitere gibt es in „Gaudeamus“ und anderswo in seinem Werk. Im „Tristan“ ist jenes Wort belegt, das hier in besonderem Maße interessiert. Zufall am Rande: Gottfried gebraucht es im Lob seines Kollegen Blicher von Steinach (d.i. Neckarsteinach). Gottfried schreibt über Blicher:

sinen sin den reinen, / ich wæne, daz in feinen
ze wundere haben gespunnen / und haben in in ir brunnen
geliutert unde gereinet.¹²

[Ich glaube, dass Zauberinnen seinen reinen Verstand so wunderbar gewirkt und in ihrem Brunnen geläutert und reingewaschen haben.]

Das Substantiv „Feine“ kommt nicht nur bei Gottfried vor. Es findet sich im „Trojanerkrieg“ ebenso wie in der Zusammensetzung „merfeine“ – also „Wassernixe“ – im „Lanzelot“. Neben „Feine“ steht die Form „Feie“. Im Neuhochdeutschen existiert praktisch nur noch „Fee“. Diese „Feinen“, „Feien“, „Feen“ werden hinsichtlich ihrer Funktion in den Wörterbüchern unterschiedlich beschrieben. Für Johann Christoph Adelung sind sie 1775 „eine Art erdichteter Untergöttinnen, so die verderbte Einbildungskraft wider alle Kenntnis der Naturkräfte ersonnen.“¹³ Heinrich Campe sieht 1808 in ihnen „gewisse Untergöttinnen oder Zauberinnen höherer Art, welche sich die Dichtkraft in der mittleren Zeit [also im Mittelalter] schuf.“¹⁴ Halten wir uns an Campe, dann gilt die Gleichung „Feinen“ sind Zauberinnen. Damit ist die Brücke geschlagen, ist „Alt-Heidelberg, du Feine“ in die Tradition der Hölderlin'schen und Lenau'schen Zaubersicht gestellt und zu Scheffels Ehrenrettung beigetragen. Nichts anderes würde, wenn sich unsere Hypothese als wahr erweisen sollte, „Alt-Heidelberg, du Feine“ heißen als „Alt-Heidelberg, du Zauberin“. Nur zu gern würden wir glauben, Scheffel den Gebrauch eines zwar altfränkischen, aber unter Heidelbergtypologischen Gesichtspunkten bedeutenden Begriffs unterstellen zu dürfen. Mit Blick auf die Urfassung des Liedes würde das allerdings heißen, dass bei Scheffel selbst im Laufe seiner Beschäftigung mit den Texten des Hochmittelalters ein Umdenken stattgefunden haben muss, das dazu geführt hat, dass er im Laufe der Jahre zur Großschreibung „Feine“ übergegangen ist, denn die überlieferte Handschrift der Urfassung des Liedes („Weinheim Juli 52“) weist, wie bereits ausgeführt, Kleinschreibung auf. In der handschriftlichen Ausgabe seines „Festgedichts zum Jubiläum der Universität Heidelberg“ (1886) endet Scheffels „Nun grüß Dich Gott, Alt-Heidelberg [sic!]“ mit der Strophe:

Heil Allen, die im Wissensschacht
Nicht Müh' noch Arbeit scheuten,
Die manche Nacht durchdacht, durchwacht,
Und sich der Jugend freuten.
Und Heil der Stadt, wo Schöpfungspracht
Mit Weisheit im Vereine:
Ein brausend Hoch sei Dir gebracht
Altheidelberg, du Feine.¹⁵

Hier schreibt Scheffel unverkennbar – und wie wir jetzt annehmen wollen: bewusst – groß. Damit kann jeder für sich entscheiden, ob Heidelberg in Scheffels Hymne einfach nur die „irgendwie schöne Stadt“ oder aber ganz im Sinne Hölderlins, Lenaus oder Graf Wickenburgs und anderer „die Zauberin“ sein soll. Im Grunde ist das aber völlig egal. Jeder darf hier nach seiner eigenen Façon glücklich werden. Was man auch immer in das „Alt-Heidelberg, du feine/Feine“ hineininterpretieren mag,

gültig bleibt in jedem Fall, was der 1979 verstorbene Heidelberger Privatgelehrte Werner Schindler einst über unser Lied schrieb: „Die schlanken Verse haben das Leuchtbild einer innerlichen Heimat aufgerichtet, die unverlierbar ist, wem sie einmal zu eigen wurde, und die deshalb auch in jederart Zukunft Bestand behält, solange sie innere, nicht äußere Wahrheit hat.“¹⁶

Anmerkungen

- 1 Michael Buselmeier (Hg.): Heidelberg Lesebuch, Frankfurt a. M. 1986, S. 41.
- 2 Wilhelm Zenker: Was bedeutet uns Joseph Victor von Scheffel?, in: Badische Heimat, 41. Jg. (1961), Heft 1, S. 1.
- 3 Ernst Boerschel: Joseph Victor von Scheffel, Bielefeld, Leipzig 1911, S. 18.
- 4 Alle Zitate aus dem „Trompeter“ nach: Joseph Victor Scheffel: Der Trompeter von Säckingen, 25. Aufl., Stuttgart 1873.
- 5 Rudolf Kettmann: Ein Loblied auf Heidelberg, in: Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 321ff.
- 6 Ebd.
- 7 Diese und die folgenden Textstellen zitiert nach Buselmeier (wie Anm. 1) und Sabine Underwood: Heidelberg in alten und neuen Reisebeschreibungen, Düsseldorf 1993.
- 8 Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden, 3. Aufl., Bd. 3, Mannheim 1999.
- 9 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 3. Bd., Leipzig 1982.
- 10 Ebd.
- 11 Badisches Wörterbuch, hg. vom Kultusministerium Baden-Württemberg, 2. Bd., Lahr 1942–1974.
- 12 Zit. nach: Gottfried von Straßburg: Tristan, hg. von Karl Marold, unver. 4. Abdruck nach dem 3., Berlin u.a. 1977, S. 71.
- 13 Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch, 10. überarb. und erw. Aufl. von Helmut Henne, Heidrun Kämper, Georg Objartel, Tübingen 2002.
- 14 Ebd.
- 15 Zit. nach der Handschrift.
- 16 Werner Schindler: Ein Lied ging um die Welt, in: Heidelberger Fremdenblatt 1961, III, S. 6.

Hans-Martin Mumm

„Die Stellung der jüdischen Religion unter den Weltreligionen“

Ein Heidelberger Vortrag von Franz Rosenzweig im Oktober 1919

Für Montag, den 6. Oktober 1919 kündigte eine Zeitungsannonce einen Vortrag von Franz Rosenzweig aus Kassel an: „Die Stellung der jüdischen Religion unter den Weltreligionen“, abends um halb neun. Veranstalter war eine „Arbeitsgemeinschaft der jüdischen Jugend“, Vortragsort der Saal des kaufmännischen Vereins, Hauptstraße 77, Ecke Bienenstraße, „Eingang durch Kaffee Hohenzollern“. Der Eintritt war frei, Gäste waren willkommen.¹

Dieser Auftritt des bedeutenden Religionsphilosophen soll im Folgenden nach den knappen Quellen dargestellt und in die Beziehungen Franz Rosenzweigs nach Heidelberg eingeordnet werden. Zum Inhalt des Vortrags ließen sich bislang weder ein Manuskript noch ein Pressebericht nachweisen. Der Zeitpunkt dieses Auftritts fällt allerdings ziemlich genau in die entscheidende Phase von Rosenzweigs Weg vom akademischen zum jüdischen Gelehrten. Weder in der Biografie Rosenzweigs noch in der Geschichte der Heidelberger Juden hat dieser Vortrag bislang Beachtung gefunden.

1. Der November 1918 und die Heidelberger Juden

Die institutionellen und mentalen Transformationen der Stadtgesellschaft infolge der Novemberrevolution sind für Heidelberg noch keineswegs erschöpfend untersucht. Schon deswegen sind die Erinnerungen des Juristen Hugo Marx (1892–1979) für die Lage der jüdischen Gemeinde von großer Bedeutung. Im Januar 1919 kam es in der Woche vor der Wahl zur Nationalversammlung vor zahlreichem Publikum zu einer kontroversen Diskussion, ob die deutschen Juden sich an dieser Wahl beteiligen sollen oder nicht. Nahum Goldmann, der spätere Präsident des Jüdischen Weltkongresses und damals Heidelberger Student, hatte dazu aufgerufen und vertrat die zionistische Position, dass die Zukunft des jüdischen Volks nicht in Deutschland, sondern in Palästina liege. Hugo Marx war von der Heidelberger Gemeinde um eine Gegenrede vom national-jüdischen Standpunkt aus gebeten worden und trat für die Beteiligung an der Wahl ein. Im Nachhinein kommt Marx zu einem anderen Urteil:

„Die Geschichte hat Nahum Goldmann recht gegeben. Ich habe seine Auffassung schon vor 1933 akzeptiert. In jenen Wahltagen aber wurde seine Handlungsweise von allen Angehörigen der jüdischen Gemeinde, der er nicht angehörte, als Anmaßung, Herausforderung und als eine Gefahr für die Abwehrstellung, in der sich die Juden ohnehin befanden, empfunden.“²

Der Weg des liberalen Judentums der Kaiserzeit, Gleichberechtigung durch religiöse Assimilation zu erreichen, war an sein Ende gekommen. Der Antisemitismus nahm nach 1918 zu und schränkte die Perspektive auf ein friedliches Zusammenleben

schon vor 1933 ein. Zugleich war das bisherige, historisch orientierte Selbstverständnis des jüdischen Lebens in Deutschland obsolet geworden. Die jüdischen Gemeinden waren verunsichert und suchten nach Orientierung. Hugo Marx wird im Oktober Rosenzweigs Manager sein, der seinen Auftritt organisiert und ihn begleitet. Es ist vielleicht symptomatisch, dass Marx die Begegnung mit Rosenzweig in seinen Erinnerungen übergeht.

2. Franz Rosenzweigs Weg vom Gelehrten zum religiösen Lehrer

Franz Rosenzweig (1886–1929) wurde in Kassel geboren. Er studierte Medizin, dann Geschichte und Philosophie in Göttingen, München, Freiburg und Berlin. Am 7. Juli 1913 kam es zu dem berühmten Nachtgespräch mit Eugen Rosenstock-Huessy und Rudolf Ehrenberg, Rosenzweigs Vetter. Die beiden getauften Juden überzeugten Rosenzweig in dieser Nacht kurzzeitig, ebenfalls überzutreten. Das Gespräch bestärkte Rosenzweig aber bald in seinem Entschluss, Jude zu bleiben. Neben dem Kriegsdienst ab 1914 arbeitete er zunächst weiter an seiner wissenschaftlichen Karriere als Hegelforscher. 1917 veröffentlichte er – in Heidelberg bei Winter – einen Fund aus dem Nachlass des Philosophen. 1920 folgte seine Arbeit „Hegel und der Staat“. Er gab dann den Weg zu einer akademischen Laufbahn auf und nahm in demselben Jahr einen Ruf an das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt/M an. 1921 erschien sein theologisch-philosophisches Hauptwerk „Stern der Erlösung“. 1922 erkrankte er an Amyotropher Lateralsklerose. 1925 veröffentlichte er sein letztes Werk „Das neue Denken“. Trotz der fortschreitenden Lähmung arbeitete er zusammen mit Martin Buber bis zu seinem Tod 1929 an einer Neuübersetzung der Bibel. Seit 1968 verleiht der Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit jährlich die Buber-Rosenzweig-Medaille an Persönlichkeiten, die sich um den christlich-jüdischen Dialog verdient gemacht haben.

Hans Philipp Ehrenberg (1883–1958), der zweite Protagonist dieser Geschichte, stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Altona. Mit seinen Vettern Paul, Rudolf und Victor Ehrenberg sowie mit Franz Rosenzweig, der ebenfalls zum Verwandtenkreis gehörte, stand er von Jugend an in engem Kontakt. Er schloss seine Studien 1906 in München und 1909 in Heidelberg mit einer volkswirtschaftlichen und einer philosophischen Dissertation ab. 1909 ließ er sich taufen und heiratete 1913 die Lehrerstochter Else Zimmermann (1890–1970), deren Familie zur Heidelberger Kapellengemeinde gehörte. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor.

1910 habilitierte sich Ehrenberg im Fach Philosophie und erhielt nach vier Jahren Kriegsdienst 1918 eine Professur. 1919 trat er der SPD bei und war im Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat sowie in der Stadtverordnetenversammlung aktiv. 1922 begann er ein Theologiestudium und wurde 1924 Pfarrer in Bochum. In der Bekennenden Kirche setzte er sich besonders für die verfolgten Judenchristen ein. 1939 wurde er aus der KZ-Haft nach England befreit. Nach dem Krieg war er zunächst wieder Pfarrer in Bielefeld und kehrte 1954 nach Heidelberg zurück. Sein Grab liegt auf dem Friedhof in Handschuhsheim.

3. Der Heidelberger Freundeskreis

Die Idee zu der Heidelberger Veranstaltung taucht erstmals in einem Brief Rosenzweigs vom 6. April 1919 auf:

„Von Heidelberg habe ich eine jüdische Einladung zu einem Vortrag gekriegt, für Juli – und zwar auf Anlass von Hans! vielleicht fahre ich doch noch von Frankfurt aus hinüber, Weizsäcker soll ja auch wieder da sein. Es ist freilich eine dumme Vorstellung, dass bei so einem Vortrag Hans und Else, und Weizsäcker und – Philips Publikum sein werden.“³

Rosenzweig hatte zwar in Heidelberg nicht studiert, aber hier war sein enger Freund und Diskussionspartner Hans Ehrenberg Philosophieprofessor. Der Auftrag zu dem Vortrag kam aus der jüdischen Gemeinde, dennoch fürchtete Rosenzweig – nicht ganz frei von Ironie –, es würde sich nur die kleine Zahl seiner Heidelberger Freunde dafür interessieren.

Wer waren seine Heidelberger Freunde? Mit seinem Vetter Hans Ehrenberg stand er seit früher Jugend in engem Kontakt. Nach einer Phase der Entfremdung nach 1911 waren sich beide über ihre Zuwendung zur Theologie – Hans zur christlichen, Franz zur jüdischen – wieder näher gekommen. 1919 war Ehrenberg für die SPD aktiv, unterstützte als Vorstandsmitglied die von Wilhelm Fraenger initiierte „Gemeinschaft“ und gab die Zeitung „Christliches Volk“ heraus.⁴ Viktor von Weizsäcker (1886–1957) war Schüler Ludolf von Krehls und 1919 Assistent an der Medizinischen Klinik in Heidelberg. Weizsäcker war vielfacher Gesprächspartner Rosenzweigs und Ehrenbergs.⁵ Carlo Philips (1868–1936) war zwei Jahrzehnte älter als die übrigen Freunde. Er stammte aus einer jüdischen Familie aus den Niederlanden, war Schriftsteller und stand außerhalb des akademischen Betriebs.⁶ 1910/11 gehörte Philips allerdings zu Hans Ehrenbergs Hörern. Auch wenn Rosenzweig auf die Freundschaft zwischen Hans Ehrenberg und Carlo Philips immer wieder mit Eifersucht reagierte, dürfte er doch Anteil an dieser Freundschaft gehabt haben; jedenfalls schätzte er Philips auch später noch als Übersetzer und Interpret griechischer Dichtung.⁷



Die Hochzeit Hans Ehrenbergs und Else Zimmermanns am 26. Juli 1913. Das Brautpaar in der Mitte, Franz Rosenzweig links stehend, Viktor Goldschmidt zweite Reihe, Carlo Philips dritte Reihe. (Quelle: wikimedia)

Zu diesem Freundeskreis, der sich keineswegs nur in Heidelberg traf, gesellten sich mit Paul, Rudolf und Victor weitere Ehrenberg-Vettern. Auch der Rechtshistoriker Eugen Rosenstock und später auch dessen Frau Margrit Huessy gehörten dazu. Ein Foto von 1913 zeigt den engeren Bund: Hans Ehrenberg, seine drei Vettern Paul, Rudolf und Victor Ehrenberg, Carlo Philips und Franz Rosenzweig.⁸ Dieser Kreis wurde von „starken Emotionen“⁹ zusammengehalten, die Beziehungen waren teilweise auch „erotisch aufgeladen“.¹⁰ Dieses Geflecht im Einzelnen darzustellen und zu entwirren, ist hier nicht der Ort.

Bemerkenswert ist die Beobachtung, dass die Dichtung Stefan Georges nicht ohne Einfluss auf diesen Freundeskreis war, jedenfalls bis 1914. Hans Ehrenberg hat sich 1943 in seiner Autobiografie ohne Umschweife zu Stefan George bekannt: „I was all the more easily affected by the other very significant pre-war cult in Germany: that of Stefan George.“¹¹

Eine persönliche Beziehung zu Stefan George ist damit nicht behauptet, auch nicht die Zugehörigkeit zu seinem Umkreis. Immerhin war Friedrich Gundolf sein Fakultätskollege. Etwas expliziter ist Ehrenbergs Zeugnis über Carlo Philips:

„Many people, as you know, regarded him as a cynic, but he had something about him, partly, perhaps, because of his education, which drew people to him and made friends for him of many who would not normally have associated with one who considered himself to be ‚emancipated‘. Only the Stefan George School, with whom he had considerable sympathy at first, hated him; they hadn't enough humour to be able to put up with his sarcasm.“¹²

Also auch hier gilt: keine Zugehörigkeit zum Georgekreis, aber eine ausgeprägte Sympathie für Georges Dichtung. Aus Carlo Philips' Leben in Heidelberg ist wenig bekannt; 1910 rezitierte er in einer Veranstaltung der Heidelberger Gesellschaft für Dramatik Werke von Stefan George.¹³

Aus diesen Befunden im Umkreis Franz Rosenzweigs zu schließen, auch dieser sei der Ausstrahlung Georges erlegen gewesen, wäre allzu kühn, wenn es nicht einen etwas verdeckten Hinweis aus späteren Jahren gäbe. 1928 äußerte sich Rosenzweig ein einziges Mal zu Stefan George:

„Ich habe George zu spät kennen gelernt, als daß er noch eine Rolle in meiner Entwicklung spielen konnte. Damals, 1907, bewegte ich mich schon, ob auch blind, auf den Pol des geistigen Kraftfelds zu, der jenem andern Pol, um den George kreist, genau entgegenliegt. Zwar könnte jemand, der nicht wie ich an die Untrennbarkeit von Geist und Sprache glaubt, ungeachtet der geistigen Fremdheit sprachliche Einflüsse vermuten.“¹⁴

Rosenzweig war demnach 1907 auf George gestoßen und schließt für die späteren Jahre „sprachliche Einflüsse“ nicht aus. Schon Siegfried Kracauer waren 1926 an den Übersetzungen aus der hebräischen Bibel stilistische Beziehungen zu Stefan George aufgefallen.¹⁵ Darauf kam es Rosenzweig aber gar nicht an. Entscheidend war für ihn die Feststellung eines polaren Gegensatzes zum Geist Georges. Diesen Gegensatz datiert er – mit der vielleicht bezeichnenden Einschränkung „ob auch blind“ – ebenfalls auf 1907, als ob er, gerade 21 Jahre alt, Georges Werk kennen gelernt und sofort abgelehnt hätte. Diese Datierung des polaren Gegensatzes ließe sich bezweifeln und ist auch bezweifelt worden.¹⁶

Solange es keine vollständige Aufarbeitung des Briefwechsels zwischen Rosenzweig und seinen Freunden gibt, ist eine weitere Beurteilung nicht möglich. Ange-

sichts der Tatsache, dass sich mit Hans Ehrenberg und Carlo Philips zwei Heidelberger Freunde, wenn auch nur kurzzeitig, zu Stefan George bekannt haben, macht die Frage nach Rosenzweigs Verhältnis zu George zu einem Heidelberger Thema.

4. „Der Stern der Erlösung“

Im Januar 1914 erschien Stefan Georges vorletzte Gedichtsammlung: „Der Stern des Bundes“. Darin findet sich ein Gedicht – wie alle übrigen ohne Titel –, in dem George sein Verhältnis zum Judentum verrätstelt thematisiert:

„Ihr Äusserste von windumsauster klippe
Und schneeiger brache! Ihr von glühender wüste!
Stammort des gott-gespenstes .. gleich entfernte
Von heitrem meer und Binnen wo sich leben
Zu ende lebt in welt von gott und bild! ..
Blond oder schwarz demselben schooss entsprungne
Verkannte brüder suchend euch und hassend
Ihr immer schweifend und drum nie erfüllt!“¹⁷

Georges Verhältnis zum Judentum war ambivalent. In diesem Gedicht grenzt er sich von einem rassistisch motivierten Antisemitismus ab, formuliert aber zugleich eine deutliche Distanz zu jüdischer Art und zu jüdischer Religiosität.

Vier Jahre nach dem „Stern des Bundes“ beginnt Franz Rosenzweig – dazwischen lagen vier Jahre Kriegsdienst – mit der Niederschrift seines „Sterns der Erlösung“. Obwohl die Duplizität des Sternmotivs auffällig ist, wurde sie bislang kaum beachtet.¹⁸ Ich kann mir nicht anders helfen, als den Titel von Franz Rosenzweigs Hauptwerk als eine polar entgegengesetzte Antwort auf Georges Gedichtband zu deuten. Georges „Krafffeld“ hatte Rosenzweig längst verlassen, aber die programmatische Anspielung war ihm offenbar noch wichtig genug. Dabei wäre „Der Stern des Bundes“ theologisch ebenfalls ein guter Titel für Rosenzweig gewesen, aber eben bereits vergeben.

Hans Ehrenberg war Rosenzweigs engster Diskussionspartner.¹⁹ Als Rosenzweig im Mai 1919 in Heidelberg war und mit der Akademie der Wissenschaften und dem Winterverlag über die Konditionen zur Veröffentlichung seines Werks „Hegel und der Staat“ verhandelte, las er Hans Ehrenberg aus seinem Manuskript vor. Obwohl nur drei Jahre älter, war Ehrenberg der philosophische Lehrer Rosenzweigs. Ganz einig waren beide nie, zuletzt gab es im August 1919 Streit darüber, ob Rosenzweigs „Stern“ in einem christlichen Verlag erscheinen soll, wie Ehrenberg sich das vorstellte.

Im Februar 1919 war das Manuskript abgeschlossen, letzte Änderungen gab es noch bis August. Der Heidelberger Vortrag vom 6. Oktober 1919 war also die erste öffentliche Präsentation von Rosenzweigs theologischem Hauptwerk, noch bevor es zwei Jahre später im Druck erschien. Da sich offenbar kein Vortragsmanuskript erhalten hat und es auch keine Mitschriften oder Berichte gibt, sollen hier wenige Passagen aus dem gedruckten Buch mitgeteilt werden. „Der Stern der Erlösung“ ist ein Werk, das sich in der Sprache der Philosophie eine Neumanifestation des jüdischen Glaubens zum Ziel setzt. Der Hintergrund ist der Zusammenbruch der alten Strukturen im Zuge der Novemberrevolution. Der Weg der kulturellen und religiösen Assi-

milation war obsolet geworden, jüdische Identität musste neu formuliert werden. Rosenzweig arbeitet die Grundlagen des jüdischen Glaubens heraus und grenzt ihn vom Christentum ab:

„Des Juden – denn von ihm reden wir – Wiedergeburt ist nicht seine persönliche, sondern die Umschaffung seines Volks zur Freiheit im Gottesbund der Offenbarung. Das Volk und er in ihm, nicht er persönlich als Einzelner, hat damals eine zweite Geburt erlebt. Abraham, der Stammvater, und er, der Einzelne nur in Abrahams Lenden, hat den Ruf Gottes vernommen und ihm mit seinem ‚Hier bin ich‘ geantwortet. Der Einzelne wird von nun an zum Juden geboren, braucht es nicht erst in irgend einem entscheidenden Augenblick seines Einzellebens zu werden. [...] Grade umgekehrt geht es nun dem Christen. Ihm geschieht im eignen Leben eines Tags das Wunder der Wiedergeburt, ihm dem Einzelnen; dem von Naturwegen als ein Heide Geborenen kommt da Richtung in das Leben.“²⁰

Mit der Analyse des Begriffs der Wiedergeburt ruft Rosenzweig die Juden auf, sich darauf zu besinnen, dass sie von Geburt an Gottes Volk sind; zugleich bestimmt er damit den fundamentalen Unterschied zu christlicher Frömmigkeit, in der die Wiedergeburt erst im Lauf des Lebens stattfindet. Damit ist religiöse Assimilation als Irrweg gekennzeichnet. Allerdings sieht Rosenzweig Juden und Christen aller Unterschiede und Feindschaften zum Trotz vor Gott in einer verwandten Situation:

„Vor Gott sind so die beiden, Jude und Christ, Arbeiter am gleichen Werk. Er kann keinen entbehren. Zwischen beiden hat er in aller Zeit Feindschaft gesetzt und doch hat er sie aufs engste wechselseitig aneinander gebunden.“²¹

Das ist der Beginn des christlich-jüdischen Dialogs des 20. Jahrhunderts.

5. Exkurs: Franz Rosenzweig, Hans Ehrenberg und Karl Barth

In Heidelberg kreuzten sich im Herbst und Winter 1919/20 die Wege zweier Denker, die theologisch für den Umbruch vom Liberalismus der Kaiserzeit in die existenzielle Ungewissheit eines neuen Zeitalters stehen: der Jude Franz Rosenzweig und der Schweizer Calvinist Karl Barth. Beide waren in Heidelberg, aber nicht gleichzeitig. Als Scharnier fungierte der Philosoph Hans Ehrenberg und als Ort dessen Wohnung in der Neuenheimer Landstraße 14.

Am 24./25. September 1919 fand im thüringischen Ort Thambach eine Konferenz jüngerer protestantischer Theologen statt, die Wege aus der aktuellen geistigen Krise suchten. Hans Ehrenberg nahm daran teil. Besondere Hoffnungen richteten sich dabei auf die Delegation aus der neutralen Schweiz. Karl Barth, Pfarrer im kleinen Safenwil, wurde mit seinem Referat „Das Christentum in der Gesellschaft“ zum Star der Konferenz mit deutschlandweitem Echo. Als nach dem Vortrag, erinnert sich Barth im Alter, nach dem Manuskript für eine Drucklegung gefragt wurde, „habe Hans Ehrenberg nur stolz und stumm auf seine Westentasche gedeutet“, er hatte sich den Text bereits für seinen Verlag gesichert.²²

Zwei Wochen später kam Rosenzweig zu seinem Vortrag nach Heidelberg. Ohne Zweifel spielte die Konferenz von Thambach in den Gesprächen zwischen Ehrenberg und Rosenzweig eine Rolle. Jedenfalls taucht Karl Barths Name Mitte Oktober 1919 erstmals in Rosenzweigs Briefen auf.²³

Im November verfasste Hans Ehrenberg das „Geleitwort“ für die Edition des Tambacher Vortrags. Karl Barth hatte einen ersten Entwurf dazu mit „dringenden Censurvermerken“ zurückgeschickt.²⁴

Das veröffentlichte Geleitwort spielt sehr aktuell, theologisch aber recht gewagt auf eine spekulative Dialektik zwischen dem Blutopfer Christi und den Blutströmen des Weltkriegs an, um dann die Bedeutung der Schweizer Theologen hervorzuheben:

„Unser Glück aber steht noch unter dem Drucke eines Wissens, das uns sagt: wir hätten die Heimat bei Gott durch das Blut der einen, durch das Elend der anderen errungen; und wir sind mit dem Ja, das Gott zu uns redet, noch dem Nein mitüberantwortet, das so viele Jahre gesprochen hat. [...] Während wir Deutsche nun noch im Tumult unserer Gefühle und unter dem Druck unserer Erlebnisse waren, konnten die Schweizer aus einem ruhigeren Inneren heraus sich auf tun und zu uns reden.“²⁵

Vom 9. bis 11. Februar 1920 kamen Karl Barth und sein theologischer Begleiter Eduard Thurneysen auf einer Deutschlandreise auch nach Heidelberg. Der Mediziner Richard Siebeck hat sich später an den Abend im Haus Ehrenberg erinnert, weitere Teilnehmer waren Viktor von Weizsäcker sowie die fünf Ehefrauen.²⁶ Siebeck kam Mitte Oktober 1920 zum Gegenbesuch nach Safenwil. Für beide entspann sich daraus eine lebenslange Freundschaft und ein fakultätsübergreifender Dialog.²⁷

Siebeck datiert seine Erinnerung fälschlich auf den September 1919; der Teilnehmerkreis und die Gesprächsinhalte sind aber lebendig wiedergegeben:

„Es war im September 1919, in der Zeit der großen Erregung und lebendigen Bewegung nach dem Zusammenbruch am Ende des ersten Weltkrieges, als wir eine Einladung zu Hans Ehrenberg erhielten, den Abend bei ihm zu sein. Wir gingen hin, mit Weizsäckers, und trafen dort Karl Barth und Eduard Thurneysen, die von der Konferenz in Tambach kamen. Diese Begegnung brachte eine Wendung in meinem Leben. Der sprühende Geist, die Kühnheit der Gedanken und die Kraft der Sprache und Wirksamkeit von Karl Barth machten vom ersten Augenblick an einen unerhörten und nie wieder verlassenden Eindruck auf mich. Ganz aufgewachsen im bürgerlichen Liberalismus, war mir sein Biblizismus zunächst fremd, – aber ich merkte sofort, daß da etwas Neues im Aufbruch war.

Der Abend verlief in angeregtestem Gespräch, – wir hatten es schon öfters im Freundeskreis um Hans Ehrenberg erlebt, – aber diesmal war es doch etwas ganz Besonderes, das mich nie mehr losgelassen hat. Ich las Barths Tambacher Vortrag, den Römerbrief, es war die erste Auflage, – verstand vieles nicht recht, – aber ich war doch zutiefst ergriffen.

Als ich dann einige Monate später bei Barths in Safenwil zu Gast war, als er am Sonntag seine Predigt über ‚das große Aber‘ hielt, da fand ich Antwort auf mein Suchen, – aber eine Antwort, die immer wieder zu neuem Suchen führen mußte.“²⁸

Das Verhältnis zwischen Ehrenberg und Barth blieb dagegen kompliziert. Ehrenberg besuchte Barth mehrfach in der Schweiz, ohne sich mit ihm dauerhaft verständigen zu können. Die Kommentare, die sich Barth und Thurneysen wechselseitig zuschickten, geben sich von Ehrenbergs Belesenheit und Beredsamkeit beeindruckt, es überwiegt allerdings eine spöttische Distanz.²⁹ Im Alter bekennt sich Karl Barth zu seiner „Aversion gegen Juden“ und nennt dabei auch Hans Ehrenberg.³⁰

1922 beendete Barth die Zusammenarbeit mit Ehrenbergs Patmos-Verlag. Die Restauflage der Tambachbroschüre übernahm Barths Hausverlag Christian Kaiser in München. Das Exemplar im Heidelberger Theologischen Seminar ist zwar das Original von 1920, hat aber einen zusätzlichen Umschlag des neuen Verlags.

Nach 1925 waren sich Barth und Ehrenberg in Münster und Bochum räumlich und landeskirchlich nahe. Barths Briefe an Ehrenberg sind nicht erhalten, Ehrenbergs Gegenbriefe unpubliziert. Ehrenbergs letzter Brief an Barth vom 11. November 1933 dokumentiert, dass Barth die Freundschaft schon längere Zeit beendet hatte. Er beginnt mit dem Satz: „Es fällt mir nicht leicht, noch einmal an Dich zu schreiben, weil Du niemals ein Wort der Antwort für mich hast.“³¹

Obwohl Barth und Ehrenberg 1934 der Bekennenden Kirche angehörten, blieben sie auf Distanz. Neben vielen theologischen Differenzen trennte sie die Sprachlosigkeit der Kirchenopposition gegenüber der Verfolgung der Juden, insbesondere auch der getauften Juden. Ob sich ihre Wege nach 1945 noch einmal kreuzten, ist ungewiss. Auf der Veranstaltung „Die Juden und wir Christen“ im Oktober 1949 sind sie sich offenbar nicht begegnet, aber in der gleichnamigen Veröffentlichung sind sowohl Barth als auch Ehrenberg mit Beiträgen vertreten.³² In der Festschrift zu Karl Barths 70. Geburtstag betont Ehrenberg 1956 auf dem Hintergrund der eigenen Exilerfahrung die weltweite und konfessionsübergreifende Bedeutung des deutschen Kirchenkampfs:

„Wir haben viel Neuland zu beackern. Und war der Bekenntniskampf zuerst auf Deutschland und Anrainer beschränkt, so weitete sich später sein Raum, und was exklusiv deutsch erschienen war, wurde ein Phänomen von ökumenischer Weite und erdumspannender Kraft.“³³

Damit behauptete sich Ehrenberg mit seinem jüdisch-christlichen Schicksal im Chor der Barthianer, ohne dass irgendeine äußere Verwerfung sichtbar war.

Franz Rosenzweig und Karl Barth sind sich nie begegnet. Rosenzweig ließ sich sofort die Druckfahnen der Tambachbroschüre zuschicken und war „hingerissen“.³⁴ In der Folgezeit geizte er nicht mit Anerkennung für Barths Mut und Scharfsinn. In seiner letzten Bemerkung flüchtet Rosenzweig sich in eine ironische Pointe, die als Einwand gegen jegliche calvinistische Glaubensbegründung gelten könnte: „Und schliesslich sicher auch der verdammte Barth, der das Christentum so unbequem macht, bis es schliesslich vor lauter Unbequemlichkeit die bequemste Sache von der Welt wird.“³⁵

Karl Barth und Franz Rosenzweig verbindet mehr als der Respekt zweier Glaubensgelehrter voreinander. Beide reagierten auf die Krise des 1. Weltkriegs, indem sie die vermeintlichen Gewissheiten der Vorkriegszeit auflösten. In gewisser Hinsicht ließen sie sich als Dekonstruktivisten bezeichnen, die den geltenden Historismus aufzulösen trachteten. Bernd Auerochs spricht von ihnen als „den beiden bedeutendsten Vertretern des religiösen Antihistorismus“, denen es – neben der „monumentalen Geschichtsschreibung, die aus dem Georgekreis hervorging“ – um die Rückkehr zu Kategorien ging, die „durch die Dominanz des geschichtlichen Denkens im 19. Jahrhundert schleichend oder offen entwertet worden waren: Ewigkeit, Offenbarung, Umkehr [...], Tradition.“³⁶

6. Der Vortrag vom 6. Oktober 1919

Als Franz Rosenzweig im Oktober 1919 nach Heidelberg kam, hatte er das unveröffentlichte Manuskript seines „Stern der Erlösung“ im Gepäck. Im Februar 1919 hatte er es abgeschlossen, aber noch bis August daran gefeilt. Der Vortrag in Heidelberg war also die erste öffentliche Präsentation nach Abschluss seines Werks. Im September schreibt Rosenzweig an Margrit und Eugen Rosenstock:

„Ich muss heut und bis spätestens übermorgen den Heidelberger Vortrag (den ich nun doch schon am 6.10. halten muss) aufschreiben; ich will es ja nicht riskieren, frei zu sprechen, teils überhaupt und teils wegen des heiklen (bei der jetzigen Pogromstimmung an den Universitäten heiklen) Themas.“¹³⁷

Veranstaltungsankündigung im Heidelberger Tageblatt vom 4. Oktober 1919, S. 12 (Vorlage: Stadtarchiv Heidelberg)



Arbeitsgemeinschaft der jüdischen Jugend.
Montag, 6. Oktober 1919,
abends 8¹/₂ Uhr
im Saale des kaufmännischen Vereins, Ecke
Bienenstr. (Eingang durch Kaffee Hohenzollern)
Vortrag
des
Hrn. Dr. Franz Rosenzweig-Kassel
„Die Stellung der jüdischen Religion
:: unter den Weltreligionen.“ ::
Eintritt frei! Gäste willkommen!

Ein Redemanuskript muss es demnach gegeben haben. Rosenzweig schätzte die Situation als nicht völlig ungefährlich ein und rechnete vielleicht mit Störungen. Drei Tage vor dem Auftritt kokettiert er mit seinem Lampenfieber:

„Ich gehe mit dem deutlichen Gefühl nach Heidelberg, dass ich den Vortrag besser nicht hielte, zumal er auch ganz einfach schlecht wird; es steht kein Satz drin, den ich vertreten möchte; alles kalte blosse **nochnichtmal** akademische Masche. Das typische Bild wenn man etwas tut was man nicht tun soll. Ich weiss noch nicht, was daraus entstehen wird, aber etwas Schlimmes jedenfalls. Übrigens habe ich erst 2/3 geschrieben, und schon die sind so, dass ichs noch nicht über mich brachte, sie nochmal anzusehen. Hans redet mir aus Kräften zu. Auch ein böses Omen.“¹³⁸

Am Tag nach dem Auftritt kehrt sich die Koketterie in Zufriedenheit um. Sicherlich waren die Freunde da, namentlich nennt Rosenzweig nur Viktor von Weizsäcker:

„Der Vortrag war der (verdiente) Misserfolg, aber wenigstens keine Blamage, sodass ich immer noch ganz zufrieden bin. Weizsäcker war da, das war vielleicht ganz gut, ich will jedenfalls nachher rübergehn und ein bischen nachbohren.“¹³⁹

Über Größe und Zusammensetzung des Publikums sind nur Mutmaßungen möglich. Da Rosenzweig über Mangel an Zuspruch nicht klagt, dürfte das Nebenzimmer des Café Hohenzollern gut besetzt gewesen sein. Weiter unten ist von „Studentinnen“ die Rede, vielleicht ein Hinweis auf ein eher akademisches Publikum.

Zum Inhalt des Vortrags ist leider nur der Titel überliefert: „Die Stellung der jüdischen Religion unter den Weltreligionen“.

7. Die beiden Tage nach dem Vortrag

Am Tag danach schreibt Rosenzweig an Margrit Rosenstock: „Heut Abend schleppt mich Marx, mein Manager hier, auf eine jüdische Studentenversammlung; ich soll in der Diskussion mitsprechen. Ich habe Kopfweh und keine Lust. Also werde ich es – wohl tun. So ist der Mensch.“⁴⁰

Hugo Marx wurde einleitend schon genannt als Opponent gegen Nahum Goldmann im Januar 1919. In seinen Erinnerungen kommt Franz Rosenzweig nicht vor; sein Tagebuch ging über die Flucht vor den Nazis verloren. Vermutlich war es Hans Ehrenberg, der Hugo Marx um den Gefallen gebeten hatte, Rosenzweigs Vortrag zu managen und den Redner bei seinem Heidelbergbesuch zu betreuen. Marx stammte aus Heidelberg, hatte hier Jura studiert und war 1919 Gerichtsassessor in Mannheim. Er wohnte aber weiterhin in Heidelberg und blieb sowohl in der jüdischen Gemeinde als auch an der Hochschule gut vernetzt. Ungefähr gleichzeitig mit Ehrenberg war Marx in die SPD eingetreten, der eine in Heidelberg, der andere in Mannheim. Hugo Marx nutzte nun seinen Betreuungsauftrag, um Franz Rosenzweig auf eine Studentenversammlung mitzunehmen, die am 7. Oktober stattfand. Über diese Versammlung ist sonst nichts bekannt. Der Benennung nach handelte es sich nicht um ein Treffen einer der jüdischen Verbindungen, sondern um eine Veranstaltung von Freistudenten. Rosenzweig scheint sich geziert zu haben, ging aber dann doch hin – ohne allerdings die Gelegenheit zu nutzen, seine Sicht der Dinge vorzutragen:

„Ich bin arg ärgerlich auf mich selbst; ich war gestern mit Marx in der jüd. Studentenversammlung und habe trotz heftiger äusserer (und innerer) Anforderung nicht gesprochen. Und dabei wäre es wirklich sehr gut und nötig gewesen. Und wenn ich dort nicht spreche, wo denn sonst? Aber ich hatte einfach nicht den Mut, das Nächste zu tun.“

Am nächsten oder übernächsten Tag erreichte ihn der Anruf eines Fräulein Salomon. Frauen, auf die diese Bezeichnung zutraf, gab es in Heidelberg 1919 zwei: Hilde Salomon-Calvi, eine Tochter des Geografieprofessors Wilhelm Salomon-Calvi, war Musiklehrerin, und Elisabeth Salomon, promovierte Volkswirtin und Assistentin von Alfred Weber, war die spätere Frau des Germanisten Friedrich Gundolf.⁴¹ Da im Folgenden von weiteren Studentinnen die Rede ist, handelt es sich unstreitig um Letztere. Rosenzweig suchte sie auf, erwähnt aber in seinem Bericht an Margrit Rosenstock nicht, ob er sie im Volkswirtschaftlichen Seminar in der Augustinergasse 15 oder in ihrem Privatquartier im Schlossberg 49 traf:

„Dann suchte ich das Fräulein Salomon auf, eine ganz reizende und sehr kluge Person ... Sie war nicht in meinem Vortrag, hatte aber von Studentinnen davon erzählt gekriegt und mich daraufhin angerufen. Übrigens hatten ihr die gesagt, es wäre was Aussergewöhnliches gewesen, so dass also das Publikum doch zufrieden war, was mir ja recht sein kann. Ich habe 200 M dafür gekriegt.“⁴²

Dass seine Gesprächspartnerin zum engeren Kreis um Stefan George gehörte, war Rosenkranz offenbar nicht bekannt, als er diesen Brief schrieb. Umgekehrt überrascht Elisabeth Salomons Interesse an Franz Rosenzweig und seinem Vortrag; 1928 trat sie aus der Jüdischen Gemeinde aus.

Als Informationen zu Rosenzweigs Erfolg bleibt am Schluss, dass mehrere Studentinnen der Volkswirtschaft bei Rosenzweigs Vortrag zugegen waren und dass der Referent ein ordentliches Honorar bekommen hatte.

Anmerkungen

- 1 Heidelberg Tageblatt, 4.10.1919, S. 12.
- 2 Hugo Marx: Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden (1892–1933). Ein soziologisch-politisches Zeitbild, Villingen 1965, S. 132, die gesamte Episode S. 131–134.
- 3 Franz Rosenzweig: Die „Gritli“-Briefe. Briefe an Margrit Rosenstock-Huessy, hg. v. Inken Rühle und Reinhold Mayer, Tübingen 2002, S. 274f. Zur Edition der Rosenzweig-Briefe siehe Sonia Goldblum: Die Gritli-Briefe. Forschungs- und Editions Perspektiven, in: Rosenzweig-Jahrbuch 4, 2009, S. 179–189. Dem Wunsch, „daß man dringend eine neue Ausgabe der gesamten Briefe Rosenzweigs bräuchte“ (ebd. S. 188), schließe ich mich gerne an.
- 4 Zu Ehrenbergs Biografie siehe Hans Ehrenberg: *Autobiography of a German Pastor*, translated by Geraint V. Jones, London 1943; Günter Brakelmann: Hans Ehrenberg. Ein jüdenchristliches Schicksal in Deutschland. Bd. 1 Leben, Denken und Wirken 1883–1932 (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft 3), Waltrop 1997; zu Hans Ehrenbergs Verhältnis zu Rosenzweig siehe u.a. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik: Hans Ehrenbergs Einfluß auf die Entstehung des „Stern der Erlösung“, in: Martin Brassler (Hg.): Rosenzweig als Leser. Kontextuelle Kommentare zum „Stern der Erlösung“, Tübingen 2004, S. 71–117.
- 5 Siehe Viktor von Weizsäcker: *Begegnungen und Entscheidungen*, Stuttgart 1949, S. 10–19.
- 6 Zu Philips Biografie siehe Jan Bürger: *Liebesbeweis, Tagebuch, Beichte*. Hans Henny Jahnn und seine Briefe an Ellinor, in: Hans Henny Jahnn: *Liebe ist Quatsch. Briefe an Ellinor*, hg. von Jan Bürger und Sandra Hiemer, Hamburg 2014, S. 5–18, hier S. 13f.; Friedrich Burschell: *Erinnerungen 1889–1919*, hg. von Roland Kruschke (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Ludwigshafen am Rhein 23), Ludwigshafen 1997, S. 227.
- 7 Franz Rosenzweig an Louise Dumont, 21.4.1925, in: Franz Rosenzweig: *Briefe und Tagebücher*, hg. von Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann (Franz Rosenzweig: *Gesammelte Schriften I*), Bd. 2 1918–1929, Den Haag 1979, S. 1031f.
- 8 *Abgebildet bei Rudolf Hermeier (Hg.): Jenseits all unseres Wissens wohnt Gott*. Hans Ehrenberg und Rudolf Ehrenberg zur Erinnerung, Moers 1967, S. 8; auch Wolfgang D. Herzfeld: Franz Rosenzweig, „Mitteleuropa“ und der Erste Weltkrieg. Rosenzweigs politische Ideen im zeitgeschichtlichen Kontext (Rosenzweigiana 8), Freiburg u.a. 2013, S. 31, bringt dieses Foto, lässt aber den Hinweis auf Carlo Philips in der Bildlegende weg.
- 9 Herzfeld: Rosenzweig (wie Anm. 8), S. 29.
- 10 Schmied-Kowarzik: Einfluß (wie Anm. 4), S. 71–117, hier S. 117. Gegen Wolfdietrich Schmied-Kowarzik ließe sich auch belegen, dass die Beziehung zwischen Franz Rosenzweig und Hans Ehrenberg nicht frei von emotionaler Aufladung und Eifersucht war.
- 11 Ehrenberg: *Autobiography* (wie Anm. 4), S. 94. (Übersetzung: „Um so mehr war ich beeinflusst von dem anderen, sehr bedeutenden Kult der Vorkriegsjahre, jenem um Stefan George“).
- 12 Ebd., S. 111. (Übersetzung: "Wie Sie wissen, hielten ihn viele für einen Zyniker, aber es war etwas um ihn, das, vielleicht auch wegen seiner Bildung, Menschen anzog, und ihn unter jenen Freunde gewinnen ließ, die sich gewöhnlich nicht mit einem zusammentun, der sich selbst für "emanzipiert" hielt. Nur der George-Kreis, an dem er anfangs starken Anteil nahm, hasste ihn; sie besaßen nicht genug Humor, um mit seinem Sarkasmus klarzukommen.").
- 13 Ankündigungen in den Heidelberg Neuesten Nachrichten, 29. und 30.1.1910. 1912 gab es offenbar eine weitere Lesung, siehe Ferdinand Rösiger: *Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1912*, Heidelberg 1915, S. 256, 260.
- 14 Franz Rosenzweig an Willy Haas, Anfang Juli 1928, in: Rosenzweig: *Briefe und Tagebücher Bd. 2* (wie Anm. 7), S. 1191.
- 15 Roland Kany: 6.6 Theologie, Religionswissenschaft, Religionsphilosophie, in: Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer, Ute Oelmann (Hgg.): *Stefan George und sein Kreis*. Ein Handbuch, Bd. 2, S. 1110–1127, hier S. 1116. Auch Kany hält „Stefan Georges Übersetzungen etwa von Dante und Baudelaire durchaus als Einflussfaktoren“ für erwägenswert (ebd.).
- 16 „Daß er [Rosenzweig] sich bereits 1907 auf den ‚Pol des geistigen Kraftfeldes‘ zubewegt habe, der dem Georgeschen entgegenliegt, muß man ungeprüft hinnehmen. Das prägende Ereignis, das ihn für Georges Lehre unempfindlich machte, ereignete sich erst einige

- Jahre später“ (Geret Luhr: *Ästhetische Kritik der Moderne. Über das Verhältnis Walter Benjamins und der jüdischen Intelligenz zu Stefan George*, phil. Diss. Bamberg, Marburg 2002, S. 145).
- 17 Stefan George: *Der Stern des Bundes*, Berlin ⁵1922, S. 35.
 - 18 Roland Kany stellt die beiden Titel nebeneinander und überlässt den Lesern mögliche Schlussfolgerungen, siehe Kany: *Theologie* (wie Anm. 15), S. 1117.
 - 19 Zum Folgenden siehe Schmied-Kowarzik: *Hans Ehrenbergs Einfluß* (wie Anm. 4).
 - 20 Franz Rosenzweig: *Der Stern der Erlösung*, Frankfurt/M 1921, S. 496f.
 - 21 Ebd., S. 520.
 - 22 Eberhard Busch: *Meine Zeit mit Karl Barth. Tagebuch 1965–1968*, Göttingen 2011, S. 259.
 - 23 Franz Rosenzweig an Eugen Rosenstock, Mitte Oktober 1919, *Gritli-Briefe* (wie Anm. 3), S. 451.
 - 24 Karl Barth, an Eduard Thurneysen, 11.11.1919, in: *Karl Barth – Eduard Thurneysen. Briefwechsel*, hg. von Eduard Thurneysen, Bd. 1 1913–1921, Zürich 1973, S. 351.
 - 25 Hans Ehrenberg: *Geleitwort*, in: *Karl Barth: Der Christ in der Gesellschaft. Eine Tambacher Rede*. Mit einem Geleitwort von Hans Ehrenberg, Würzburg 1920, S. III–VI, hier S. IV.
 - 26 Richard Siebeck: *Kleine Erinnerung*, in: *Johannes Harder (Red.): Kraft und Innigkeit. Hans Ehrenberg als Gabe der Freundschaft im 70. Lebensjahr überreicht*, Heidelberg 1953, S. 129f.
 - 27 Siehe Hartmut Baier: *Richard Siebeck und Karl Barth. Medizin und Theologie im Gespräch. Die Bedeutung der theologischen Anthropologie in der Medizin Richard Siebecks*, Göttingen 1988.
 - 28 Siebeck: *Kleine Erinnerung* (wie Anm. 26), S. 129.
 - 29 Karl Barth – Eduard Thurneysen. *Briefwechsel 1913–1930*, hg. von Eduard Thurneysen, 2 Bde., Zürich 1973/74, *passim*.
 - 30 Busch: *Tagebuch* (wie Anm. 22), S. 434.
 - 31 Faksimile in: <http://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=dokument&id=260> (Aufruf 2.2.2015).
 - 32 Karl Barth: *Die Judenfrage und ihre christliche Beantwortung*; Hans Ehrenberg: *Acht Thesen zur Judenfrage*, in: Hans Kallenbach (Hg.): *Die Juden und wir Christen*, Frankfurt/M u.a. 1950, S. 9–16; S. 35–40.
 - 33 Hans P. Ehrenberg: *Der Bekenntniskämpfer*, in: *Antwort. Karl Barth zum siebenzigsten Geburtstag am 10. Mai 1956*, Zürich 1956, S. 490–498, hier S. 491.
 - 34 Franz Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 7.11.1919, *Gritli-Briefe* (wie Anm. 3), S. 470.
 - 35 Franz Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 24.4.24, ebd. S. 810.
 - 36 Bernd Auerochs: *Philosophia perennis. Constantin Brunners Lehre von den Geistigen und dem Volke*, in: Irene Aue-Ben-David, Gerhard Lauer, Jürgen Stenzel (Hgg.): *Constantin Brunner im Kontext: Ein Intellektueller zwischen Kaiserreich und Exil*, Berlin u.a. 2014, S. 70–80, hier S. 70.
 - 37 Franz Rosenzweig an Margrit und Eugen Rosenstock, 24.9.1919, *Gritli-Briefe* (wie Anm. 3), S. 432.
 - 38 Franz Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 3.10.1919, ebd. S. 440.
 - 39 Franz Rosenzweig an Eugen Rosenstock, 7.10.1919, ebd. S. 443.
 - 40 Franz Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 7.10.1919, ebd. S. 444.
 - 41 Zur Biografie Elisabeth Salomons siehe Gunilla Eschenbach, Korinna Schönhärl: *Salomon, Elisabeth Agnes (ab 1926 Gundolf)*, in: Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer, Ute Oelmann (Hgg.): *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*, Bd. 3, S. 1606–1608.
 - 42 Franz Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 8.10.1919, *Gritli-Briefe* (wie Anm. 3), S. 444.

Ewald Keßler

Ehrenpromotion für einen Gegner der NS-Rassenlehre

Ein Vorschlag des Theologen und Hochschullehrers Martin Dibelius 1935

1. Zum Werdegang von Martin Dibelius

Martin Dibelius (1883–1947) kam in Dresden als „Sohn des späteren Oberhofpredigers und Vizepräsidenten des sächsischen Landeskonsistoriums Franz Dibelius“ zur Welt.¹ Nach dem Studium in Neuchâtel, Leipzig, Tübingen und Berlin wurde er 1905 in Tübingen zum Dr. phil. und 1908 in Berlin zum Lic. theol. promoviert. 1905–1914 war er Lehrer in Berlin und in Berlin-Charlottenburg.² Nach der Habilitation 1910 in Berlin und Privatdozentur wurde er „zum SS 1915 auf den Heidelberger neutestamentlichen Lehrstuhl berufen“³, den er bis zu seinem Lebensende 1947 bekleidete.⁴ Er war ein Cousin des damaligen Berliner Superintendenten und späteren Bischofs Otto Dibelius (1880–1967).⁵



Martin Franz Dibelius (geb. 14. Sept. 1883 in Dresden, gest. 11. Nov. 1947 in Heidelberg), Theologe und Professor für Neutestamentliche Exegese und Kritik an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 1915–1947, 1927/28 und 1929 Rektor der Universität Heidelberg. 1919–1930 Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei. Entzug des Passes 1938. (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg)

Als Student trat Martin Dibelius 1903 dem National-Sozialen Verein⁶ Friedrich Naumanns⁷, eines langjährigen Bekannten seines Vaters, bei. Aus seiner Studentenverbindung, dem BdSt, trat er „wegen dessen Antisemitismus aus“.⁸ Damit ist seine politische Haltung, die auch sein weiteres Leben prägte, bestimmt. Als überzeugter

Demokrat blieb er immer ein Mahner zur Besonnenheit und ein Warner vor gefühlbetontem Radikalismus von Rechts oder Links.⁹

Über die Grenzen seines Faches hinaus schrieb er auch über Friedrich Schiller, Richard Wagner, Joh. Seb. Bach und Friedrich Nietzsche. 1925 warnte er vor der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten und unterstützte zum Befremden vieler seiner Kollegen Wilhelm Marx¹⁰, den Kandidaten des Zentrums. 1927/28 machte er sich einen Namen als Rektor der Universität, 1931–32 unterstützte er Günther Dehn, einen religiösen Sozialisten, Anhänger der dialektischen Theologie, Sozialdemokraten und Pazifisten.¹¹ 1934 gehörte er zu den 127 Theologieprofessoren, die den „Reichsbischof“ Ludwig Müller (1883–1945) zum Rücktritt aufforderten. Er wurde aber nicht Mitglied der Bekennenden Kirche, auch wenn er viele ihrer Anliegen unterstützte.

„Seit Mitte der 20er Jahre entwickelte Dibelius aus seinem Streben nach Volks- und Völkerverständigung heraus ein starkes Engagement für die ökumenische Bewegung, das ihn zu zahlreichen Konferenzen und Vorträgen in Europa führte. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung setzte er diese Arbeit bis 1936 fort, wobei er vor dem Dilemma stand, sich entweder durch eine starke Vertretung der DEK-Linie¹² im Ausland unmöglich zu machen oder durch freimütige Äußerungen weitere Auslandsreisen zu gefährden. Tatsächlich nutzte er sie zu deutlichen Stellungnahmen über die Situation in Deutschland.“¹³

2. Ehrenpromotionen zum Universitätsjubiläum 1936 und Dekan Odenwald

Die Berliner Regierung beschloss, das 550-jährige Jubiläum der Gründung der Universität Heidelberg 1936 mit einer großen Feier zu begehen. „Folgerichtig erkannte Hitler dem Jubiläum im Januar 1936 den Status der Reichswichtigkeit zu.“¹⁴ Wie bei den früheren Jubiläen, die allerdings nur zu vollen Jahrhunderten gefeiert wurden, dachte man auch an Ehrenpromotionen verdienter Gelehrter. Allerdings waren Ehrenpromotionen seit dem Ende des Ersten Weltkriegs teilweise in Verruf gekommen, da man den Eindruck hatte, manche dieser Ehrendoktorhüte seien nicht durch wissenschaftliche Leistungen verdient, sondern durch Spenden erkaufte worden. In diese Kritik hatten auch die Nationalsozialisten in ihrem Streben nach Popularität eingestimmt, obwohl die Universitäten in dieser Hinsicht sehr vorsichtig geworden waren.

Nach den wirtschaftlichen Problemen und der politischen Unrast der vergangenen Jahre war das Universitätsjubiläum für die Heidelberger ein Hoffnungsschimmer für eine bessere Zukunft. Der parteilose Oberbürgermeister Neinhaus¹⁵, der 1933 flugs der NSDAP beigetreten war, und der philosemitische Pfarrer der Heidelberger Hauptkirche, der Heiliggeistkirche, Hermann Maas konnten für die Vorbereitung des Jubiläums die Trennmauer in der Heiliggeistkirche beseitigen lassen.¹⁶ Sie schafften damit einen Streitpunkt aus der Welt, der seit mehr als einem halben Jahrhundert die Atmosphäre zwischen römischen Katholiken bzw. Zentrumspartei einerseits und liberalen Katholiken, Alt-Katholiken und Protestanten andererseits vergiftet hatte. Das war sicher kein unerheblicher Prestigegewinn für die neuen Machthaber, die

noch immer nach der Konsolidierung ihrer Herrschaft strebten. Allerdings spielte die Kirche dann für das Jubiläum – im Gegensatz zu 1886 – kaum eine Rolle.

Was damals, nach der Vertreibung der jüdischen und anderer Mitglieder des Lehrkörpers der Universität, noch an Aufrechterhaltung bürgerlichen Anstandes möglich war, zeigt ein Erlass des badischen Kultusministeriums von der Jahreswende 1933/34 zum Schutz jüdischer Schüler. Hier heißt es, dass „jedes Verhalten der Schüler und Schülerinnen, das die jüdischen Schüler in ihren religiösen Gefühlen verletzen könnte (z.B. Singen kränkender Lieder) zu unterlassen ist. Dass die Lehrer durch ihr eigenes Verhalten auf die Schüler entsprechend einwirken, unterstelle ich als selbstverständlich.“¹⁷

Promotionen, auch Ehrenpromotionen waren und sind Sache der Fakultäten. Im Dritten Reich beachteten allerdings weder die verschiedenen Verwaltungsebenen, noch die NSDAP die hergebrachten Kompetenzen. Dekan der Heidelberger theologischen Fakultät war seit April 1935 Theodor Odenwald¹⁸, der seine Berufung 1929 Dibelius verdankte.¹⁹ Auf einer Rede zur Reichsgründungsfeier 1932



Universität Heidelberg 1936. Fassade des neuen Kollegiengebäudes (Neue Universität) nach der Anbringung der Inschrift „Dem deutschen Geist“ und des stilisierten Adlers anstelle der Inschrift „Dem lebendigen Geist“ und der Figur der Pallas Athene. (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg)

„beschrieb Odenwald ohne direkte Angriffe auf die Republik zwei Seiten des Deutscheins; eine katastrophale Lage des Reiches und seine äußere Machtlosigkeit sowie das große Erbe der Geographie, Wirtschaft, Kultur und Religion. Erst Kultur und Religion bestimmten den nur von Gott begrenzten Deutschen vollständig. Während Odenwald den Versailler Vertrag für den äußeren Niedergang verantwortlich machte, stelle er in Kultur und Religion den Verlust einer Wertrangordnung fest, der das Fehlen von Zielen und von Einheit mit sich bringe.“²⁰

Politisch stand er ursprünglich der DNVP nahe. „Die nationalsozialistische Machtergreifung schien die Antwort auf Odenwalds Suchen gewesen zu sein, weshalb er sich offen zu Hitler, den er als Retter Deutschlands wählte, und zur neuen Ideologie bekannte.“²¹ Rektor Wilhelm Groh²² hatte ihn folgerichtig zum Dekan der theologischen Fakultät gemacht. Trotzdem war er im Juni 1934 nach einer Rede in Karlsruhe mit einem Redeverbot belegt worden. Erst nach einer Intervention von Groh sandte das badische Innenministerium am 14. August 1934 eine Pressenotiz, in der es hieß:

„Die genaue Nachprüfung der Vorgänge, welche im Juni ds. Js. zu einem Redeverbot gegen den Professor Odenwald in Heidelberg geführt haben, hat die völlige Korrektheit der Haltung dieses Hochschullehrers ergeben. Es hat sich herausgestellt, dass der Bericht im ‚Evangelischen Gemeindeboten für die Stadt Karlsruhe‘ über eine in Karlsruhe gehaltene Rede des Prof. Odenwald infolge von groben Missverständnissen sachlich unrichtig war. Prof. Odenwald's Kampfansage richtete sich in keiner Weise gegen die nationalsozialistische Weltanschauung, sondern gegen die sogenannte ‚Deutsche Glaubensbewegung‘, welche unter Führung von Graf Reventlow²³, Dr. Hauser²⁴ und anderen eine ausserhalb der christlichen Kirche stehende Bindung ihrer Mitglieder erstrebt. Die gegen Odenwald ergriffenen polizeilichen Massnahmen konnten schon wenige Tage nach ihrem Erlass aufgehoben werden. Nachdem sich jetzt gezeigt hatte, dass gegen Professor Odenwald keinerlei Vorwürfe hinsichtlich seiner politischen Gesinnung zu erheben sind war aber auch die öffentliche Wiederherstellung seiner Ehre geboten.“²⁵

3. Martin Dibelius Votum für einen schottischen Missionstheologen und Gegner der modernen Rassenlehren

Durch seinen ökumenischen und internationalen Horizont war Dibelius für die Suche nach einer Persönlichkeit prädestiniert, die für eine Ehrenpromotion in Frage kam. So wandte sich Odenwald als Dekan an ihn und bekam am 26. Oktober 1935 die folgende Antwort:

„Spectabilis,

Ich beantworte nunmehr Ihre Anfrage wegen der Doktorierungen zum Universitätsjubiläum. Ich tue das in Form eines Briefes, weil ich meine, weder das Recht noch die Pflicht zu unmittelbaren Anträgen zu haben, sondern nur Erwägungen vortragen möchte, die Ihre Entscheidung unterstützen können.

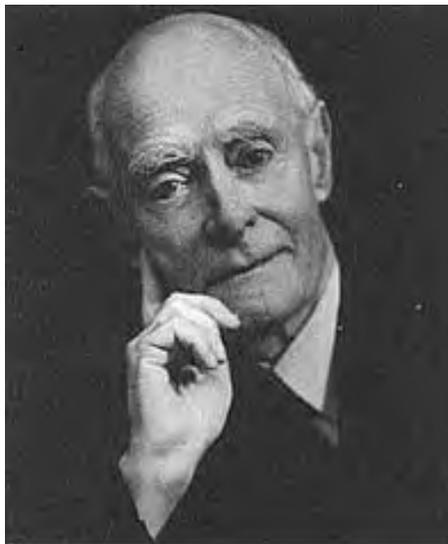
Was zunächst etwaige rein wissenschaftliche Doktorierungen angeht, so ist das Feld groß und die Auswahl auf meinem Gebiet fast unmöglich. In England kämen von der jetzt in Führung stehenden Generation Canon Streeter in Oxford, Prof. Dodd, jetzt als Burkitts Nachfolger in Cambridge und Prof. Howard in Birmingham in Frage, der erste Anglikaner, die beiden andern ‚die‘ repräsentativen Neutestamentler der Freikirchen (nach meinem und nach dem Urteil dortiger kompetenter Beurteiler). Aber die Auswahl unter ihnen ist fast unmöglich (man kann nicht gut Dodd nehmen und Streeter weglassen) und dann wäre noch zu fragen, ob nicht auf anderen Gebieten der Theologie ebensolche Verdienste zu finden wären. Auch Schottland käme als Konkurrent in Frage. Von den Skandinaviern würde ich weder Brun noch Friedrichsen die Palme reichen, in Kopenhagen schon gar niemandem.

Man wäre also auf Leute gewiesen, die mehr als Fachgrößen sind. Dabei würden wir alle wohl zunächst an die beiden für Deutschland am meisten interessierten Bischöfe, den schwedischen Erzbischof und den Lordbischof von Chichester, Bell, denken. Hier erhebt sich eine andere Schwierigkeit. Bischof Bell, [der] an den Verhandlungen mit Ribbentrop sicher mindestens am Rande beteiligt war, und vorher in dem bekannten Briefwechsel mit Müller stehend, jetzt auch mit Präses Koch in Fühlung ist, spielt eine solche hochpolitische Rolle als kritischer Freund Deutschlands, daß man ihm nach meinem Gefühl einen recht schlechten Dienst erwiese, wenn man ihn, mitten in unserer außenpolitischen Krisis, uns zu Dank verpflichtete. Er wäre vielleicht in Zukunft an jedem guten Wort für uns gehindert, aber auch an jener Kritik, die bei den Flottenverhandlungen eine Rolle gespielt hat, – und beides gehört nun einmal zusammen; d.h. wenn er nicht ganz unabhängig kritisieren kann, wie er es bei den Pfarrer-Verhaftungen tat, wird er auch nicht für uns eintreten kön-

nen. So halte ich es für nicht im Interesse Deutschlands liegend, daß wir diesen Mann jetzt in zu enge Verbindung mit uns bringen. Und das gleiche gilt wohl von Erzbischof Eidem²⁶. Er hat längst nicht das außenpolitische Format von Chichester, ist aber doch mit Müller in Wittenberg gewesen, hat schwere Unterhaltungen mit ihm gehabt, wenn ich recht unterrichtet bin, und dürfte, vielleicht im Gefühl einer gewissen Enttäuschung an Deutschland, mindestens so lange keine reine Freude an einer Ehrung haben, so lange die kirchliche Krise anhält. Aber wenn Sie oder jemand sonst das besser weiß, so müßte ich mein Urteil ändern.

Aus all diesen Überlegungen heraus kam ich auf die Idee Oldham. Hier würden sich verschiedene Interessen vereinigen. Joseph Houldsworth Oldham, 61 Jahre alt, gilt der Welt als Missionsmann.²⁷ Er ist Schotte von Geburt (gehört aber m.W. jetzt der anglikanischen Kirche an²⁸), war Sekretär der christl. Studentenbewegung, und dann des Christl. Vereins Junger Männer in Indien, wurde aber gelegentlich der großen Missions-Weltkonferenz in Edinburg 1908 in die Missionszentrale berufen (erst Fortsetzungsausschuß, dann International Missionary Council, und²⁹

Begründung und Redaktion der ‚International Revue of Missions‘.[]) Er hatte aber solche Erfahrungen mit den Rasseproblemen in der Mission gesammelt, daß er Regierungsaufträge in Kommissionen bekam, die sich mit der Erziehung der Farbigen beschäftigten. Er hat zwar Theologie studiert (auch nicht von Anfang an), hat aber noch sehr viel anderes gelernt, Biologisches, Volkswirtschaftliches und dergl. Und hat einen ungemein großen und weiten Blick für Weltprobleme des englischen Empire. Er hat dann bei den Missionskonferenzen nach dem Krieg eine wesentliche Rolle gespielt, namentlich bei den Untersuchungen über den ‚Säkularismus‘ – ich weiß nicht genau, ob der theologische Gebrauch des Terminus nicht überhaupt auf ihn zurückgeht –. Und nun ist er für die Studienarbeit der Stockholm-Bewegung verpflichtet und überzieht die Welt mit kleinen Studienkonferenzen zur Vorbereitung der zweiten Weltkonferenz in Oxford 1937. Die Richtlinien dieser Arbeit, die wie die Konferenz hauptsächlich das Problem ‚Kirche, Volk, Staat‘ betrifft, hat er in einer ausgezeichneten kleinen Schrift dieses Titels, englisch und deutsch erschienen, niedergelegt. Der bescheidene, etwas schwerhörige Mann, der aber in jedem Sinne gut zuhören kann, viel schweigt und wenn er redet, dann ohne Pathos und ohne irgend eine pietistische Art, wirklich Gehaltvolles sagt, ist eine Nummer für sich und eine höchst imponierende Nummer von erstaunlicher Arbeitskraft überall da, wo er mit dem Flugzeug vom Himmel fällt.



John Houldsworth Oldham, geb. 1874 in Indien, gest. 1969, schottischer Missionar und Theologe. Verfasser von *Christianity and the Race Problem* 1924/1925. Seit 1908 Sekretär des International Missionary Councils und Herausgeber der *International Review of Missions* (1912–1927) (Quelle: Wikimedia, eingesehen am 10. Juni 2016)

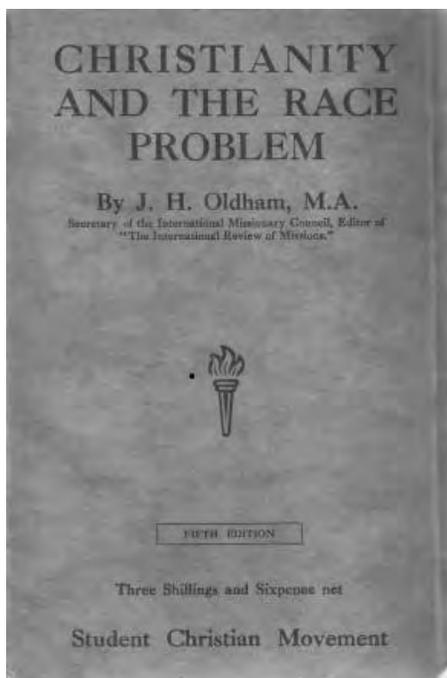
Und nun kommt leider das große Aber. Er hat als Sachverständiger natürlich über Rassefragen geschrieben: ‚*Christianity and the Race Problem*‘, erschienen 1924, von 1924–26 hat das Buch acht Auflagen erlebt!³⁰ ‚*Black and White in Africa*‘, 1930.

Und so groß sein Verständnis für die gegenwärtige Lage in Deutschland ist – er weiß wirklich, welche Mächte Blut und Boden darstellen! – so sind doch längst nicht alle Äußerungen in dem ersten Buch geeignet, von einem nationalsozialistischen Staat preisgekrönt zu werden. Er betont die Wichtigkeit der Rasse (natürlich stehen dabei nicht unsere, sondern die afrikanischen, indischen und amerikanischen Fragen vor seinem Auge); er führt aber die Rassenantipathie auf die Umstände zurück und leugnet, daß sie angeboren sei. Was sich als Rassenantipathie zeige, das hänge mit wirtschaftlichen Fragen, mit politischer Rivalität, mit nationalem Temperament, mit Zivilisationsunterschieden zusammen; auch Superioritäts- und Inferioritätsgefühle spielten eine Rolle dabei. Das physiologische Urteil über Rassen führe zumeist zu ungerechten Verallgemeinerungen;³¹ und man müsse im allgemeinen Interesse Verständigung und Zusammenwirken unter den verschiedenen Rassen befördern.³² Die Meinung von der Überlegenheit der nordischen Rasse sei nur ‚die Gestaltung des

üblichen Glaubens des gewöhnlichen Mannes in den betreffenden Ländern‘ (the elaboration of the ingrained belief of the ordinary man, wörtlich ‚des eingefärbten Glaubens‘). Juden, Japaner und Chinesen besäßen im Grunde denselben Glauben an ihre ‚superiority to other peoples‘.³³ – Fest stehe allein, daß die Rassen differieren; wir wüßten aber noch nicht genügend, wie und in welcher Ausdehnung.

Es werden dann Stellen aus verschiedenen Büchern zitiert,³⁴ von Madison Grant³⁵ und von Josey³⁶: ‚die nordische Rasse mit ihrer Fähigkeit für Führertum und Kampf‘ und ‚die weiße Rasse handelt als Herr und eignet sich den größten Teil des Reichtums der Welt an‘. Zu diesen Zitaten sagt Oldham: ‚wenn das unsere Maßstäbe sind, haben wir dann nicht aufgehört Christen zu sein, haben wir uns nicht von aller Kultur abgewendet? Solche Maßstäbe sind von dem Gesetz der Wildnis ³⁷ (‚Dschungel‘) kaum mehr zu unterscheiden.‘ Und derselbe Schriftsteller, der eine große Kenntnis der angelsächsischen Biologie besitzt und aus dieser Kenntnis heraus den Unterschied und die Bedeutung dieses Unterschiedes unter den Rassen wohl zu bewerten weiß, erklärt doch: ‚zu einer Rasse zu gehören ist an sich noch kein Zeichen von Superiorität oder Inferiorität‘. Das alles ist um so wichtiger, als Oldham selbst die neuen biologischen Erkenntnisse höchst eindrucksvoll in Gegensatz stellt zu der ‚liberalen‘ amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1775 und der französischen Erklärung der Menschenrechte: Diese Erklärungen von der Gleichheit aller Menschen hätten nur Volk und Königtum im Auge gehabt; 1919 aber sei Wilson nicht im Stande gewesen, der Bitte eines Japaners nachzugeben und die Gleichheit der Rassen im Völkerbundspakt offiziell auszusprechen (m.E. ein ausgezeichnetes Beispiel).

Bezeichnend für Oldham ist auch seine Stellung zur Mischehe (im rassistischen Sinn). Er konstatiert zunächst die gültige Lehre: schlimme Folgen der Fremdehe in der übernächst-



Titelblatt der 5. Auflage von J.H. Oldham, *Christianity and the Race Problem*, veröff. 1924 (Quelle: Scan privat Universitätsbibliothek Heidelberg)

ten Generation, nicht in der nächsten. Also – abgesehen von artverwandten Rassen – ist Mischehe im allgemeinen zu widerraten. Aber R[a]sse ist kein Hindernis innigsten Versteehens. Wenn also einer mit offenen Augen für alle möglichen Konsequenzen seines Schrittes für sich selber das Risiko eingeht, dann kann er es tun: ‚Versuche und Abenteuer mögen auf diesem Gebiet wie auf anderen sich als vorteilhaft erweisen‘³⁸. Bleiben aber muß die Gleichheit aller Rassen vor dem Gesetz (sehr eindrucksvoll mit der Appellation auch der Farbigen an den Rechtsausschuß des Geheimen Kabinetts in London belegt); sie ist ‚fest verwoben mit dem Gewebe der menschlichen Gesellschaft‘.

Nach alledem muß ich annehmen, daß ein Antrag auf Doktorierung von Oldham die Zensur eines kundigen Parteimannes nicht passieren dürfte. Es ist aber natürlich möglich, daß man im Reichsministerium einfach bei Heckel³⁹ anruft, und der sagt natürlich Ja. Wenn das, was ich zitiert habe, dann später herauskommt, dann sind Sie, Herr Dekan, und Bischof Heckel die angeprangerten. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Kameradschaft besonders erstrebenswert erscheint.

Darf ich noch ein grundsätzliches Wort zur Sache sagen? Neulich bat mich Herr Adler⁴⁰, ihm meine Doktorkandidaten aufzuschreiben (ohne daß ich im Geringsten das Thema Doktoren oder Jubiläum angerührt hatte). Ich lehnte ab, erstens weil nicht ich, sondern mein Dekan Anträge zu stellen hätte, zweitens weil auch die amtliche Bekanntgabe meiner Meinungen an die Zentrale über den Dekan gehen müsse (wenn sie überhaupt stattfindet). Wir sprachen aber dann privatim über das Thema. Dabei verriet er mir, es sei im wesentlichen Herr Hoops⁴¹, der behauptet habe, es gehe nicht ohne Auslandsdoktorierungen, ‚das Ausland erwartet das‘. Darf ich vertraulich zu Ihnen, Herr Dekan, darauf bemerken, daß ich in dieser Sache Herrn Hoops nicht glauben würde, weil er die Welt noch im Lichte der Vorkriegszeit sieht. Wenn wir wirklich keine Inländer doktorieren, was doch nach der Stellung der Partei ausgeschlossen erscheint, dann wird ‚das‘ Ausland gar nichts ‚erwarten‘ – und wenn, sich an den neuen Lebensstil gewöhnen müssen. Anders läge die Sache nur, wenn wir Inländer promovieren würden. Dann wäre ich auf alle Fälle für ein paar Ausländer – und würde dann wegen Oldham mindestens in Berlin anfragen (dann könnte man aber gleich von uns aus an Heckel schreiben). Dann sähe Verzicht auf das Ausland wie schlechte Autarkie aus. So lange aber die Dinge so liegen, daß fast jeder Ausländer bei einer Promotion (mindestens der Theologe, der um den Kirchenkampf weiß) sich fragen muß: welches Deutschland ist das nun, das mich da ehrt, und: kann ich um meiner selbst willen diese Ehrung annehmen? – so lange würde ich grundsätzlich dafür sein, nicht allein Ausländer zu doktorieren und etwa das Risiko einer Ablehnung auf sich zu nehmen. Im andern Fall, wenn um der Inländer willen Ausländer dabei sein müssen, wäre vielleicht eine Erkundung unter der Hand nicht ausgeschlossen.

Heil Hitler! Dibelius.⁴²

4. Dekan und Rektorat übernehmen und modifizieren Dibelius´Vorschlag

Nach gut zwei Monaten gab der Dekan den Vorschlag am 23. Januar 1936 an den Rektor der Universität Wilhelm Groh weiter und schrieb:

„Ew, Magnifizienz nenne ich für die Doktorierung anlässlich der 550-Jahrfeier der Universität Herrn Joseph Houldsworth Oldham.

Oldham ist der Missionsmann der Welt. War Sekretär der christlichen Studentenbewegung, wurde 1900 in die Missionszentrale berufen. Z.Zt. ist er für die Studienarbeit der Stockholmer Bewegung verpflichtet und bereitet die zweite Weltkonferenz in Oxford 1937 mit dem Thema: Kirche, Volk, Staat, vor. Er gilt in England als Deutschfreund.

Seine wissenschaftliche Arbeit gilt dem Rasseproblem. Ob nun aber seine Erfahrungen und sein Standpunkt in den Rassefragen von unserem nationalsozialistischen Staat preisgekrönt werden kann, vermag ich nicht zu beurteilen.

Sonst aber habe ich niemand zu nennen, der an diesem Tag geehrt zu werden würdig wäre.

An Bischöfen käme noch in Betracht, der schwedische Erzbischof und der Lordbischof von Chichester. Doch der erstere will Deutschland nicht wohl wegen der Kirchenfragen, der zweite gilt als kritischer Freund Deutschlands.

Odenwald.⁴³

Offenbar im Rektorat wurde dieser Vorschlag ergänzt mit: „Prof. James Mackinen D Theol, Dr. Phil Edinburgh“.⁴⁴

Der von Dibelius und Odenwald vorgeschlagene Oldham verfasste damals „The Function of the Church in Society“, den zweiten Teil von „The Church and its Function in Society“, das zur Vorbereitung der Life and Work Konferenz von 1937 in Oxford über „Church, community and State“ herausgegeben wurde.⁴⁵ Er entwickelte hier das Konzept der „Middle Axioms“⁴⁶: Um „Salz und Licht der Welt“ sein zu können sollte die Kirche mit ihrem „Propheten- und Lehramt“ der Christenheit Richtlinien für die Entscheidungen im konkreten Leben geben, orientiert an den allgemeinen ethischen Forderungen des Evangeliums. Diese Richtlinien, die „Middle Axioms“, sollten nicht für alle Zeiten verbindlich sein, aber doch definitive Umschreibungen für Tun und Lassen der Christen enthalten, die in einer vorgegebenen Zeit und unter vorgegebenen Bedingungen zu fordern seien.⁴⁷

Martin Dibelius, der „nicht nur ein Exeget mit historischer Ausrichtung, sondern auch ein stark systematischen und sozialetischen Fragen zugewandter Theologe war“⁴⁸ wollte zu der Konferenz nach Oxford fahren. Sein Reiseantrag war mit einem Bericht am 31. Jan. 1937 an das Ministerium gesandt worden. Doch nachdem sich die Deutsche Evangelische Kirche am 10. Juni 1937 gegen eine Teilnahme an der Konferenz in Oxford und Edinburg 1937 entschieden hatte, wurde der Reiseantrag vom zuständigen Minister in Berlin am 30. Juni 1937 „als erledigt“ angesehen.⁴⁹ So konnte Dibelius, dem Fragen der Ethik sehr am Herzen lagen, keinen Beitrag leisten zur Diskussion um Oldhams „Middle Axioms“, die mehr dem anglikanischen und weltkirchlichen Hintergrund ihres Autors entsprachen, als dem lokalkirchlich geprägten deutschen Protestantismus. Dibelius war der Überzeugung, jede christliche Generation müsse eine neue Ethik schaffen „aus dem Motiv der christlichen Ethik heraus, aber auch im Durcharbeiten der zeitbedingten Verhältnisse.“⁵⁰ Das kommt dem Anliegen Oldhams sehr nahe.

5. Die Entscheidung jenseits des Vorschlags von Dibelius

Am Ende wurden von der Heidelberger theologischen Fakultät zum Universitätsjubiläum 1936 zwei Ehrenpromotionen vorgenommen: Als Ausländer wurde der griechische Kultusminister und Prof. für Neutestamentliche Theologie und Religionsphilosophie Nikolaos Louvaris promoviert, der von der deutschen Gesandtschaft in Athen vorgeschlagen worden war. Er wurde gewürdigt als „Künder deutschen Geisteslebens in seinen Volke“ und „gelehrter Interpret des Paulus“.⁵¹ Als Deutscher wurde der Pfarrer von Cilli (Jugoslawien) Gerhard May (ehren-)promoviert. Er arbeitete

1936 im Kirchlichen Außenamt in Berlin unter Theodor Heckel. In ihm würdigte man „den charaktervollen Vertreter volksdeutscher Gemeindeglieder, den die Beziehungen von Christentum und politischer Wirklichkeit maßgeblich erhellenden Theologen, den wissenschaftlich wie organisatorisch bewährten Mitarbeiter der ökumenischen Bewegung.“⁵² „Er hatte mit seinem Buch über die Volksdeutsche Sendung der Kirche“⁵³ enormes Aufsehen erregt, weil er eine sehr zeitbezogene kontextuelle Theologie entwickelt hatte“.⁵⁴

Anmerkungen

- 1 Karl-Heinz Fix: Universitätstheologie und Politik. Die Heidelberger Theologische Fakultät in der Weimarer Republik, Heidelberg 1994, S. 93.
- 2 Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin, Heidelberg 1986, S. 47.
- 3 Fix (wie Anm. 1), S. 93.
- 4 Siehe auch Tabellarischer Lebenslauf vom 11.2.1953 für die deutsche Botschaft in Den Haag, in: Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), Theol. Fak. 206.
- 5 F. K. O. Dibelius (1880–1967), 1915 Pfarrer in Berlin, 1933 Amtsenthebung, 1945–1966 Bischof von Berlin-Brandenburg.
- 6 Der National-Soziale Verein bestand 1896–1903, gegründet von Naumann, H. v. Gerlach, M. Weber u.a., um einen Gegenpol gegen die SPD aufzubauen.
- 7 Friedrich Naumann (1860–1919), Pfarrersohn, Theologiestudium 1879–1883 in Leipzig, 1886–1896 Pfarrer, wandte sich gegen Adolf Stöcker, linksliberaler Politiker beeinflusst von Max Weber, 1907–1918 im Reichstag, 1919 in der Nationalversammlung, Vorsitzender der DDP (Deutsche Demokratische Partei).
- 8 Fix (wie Anm. 1), S. 94.
- 9 Fix (wie Anm. 1), S. 94–108.
- 10 Wilhelm Marx (1863–1946) „idealtypischer Zentrumsolitiker“ (Willy Hellpach), ab 1923 mehrmals Reichskanzler, verlor die Reichspräsidentenwahl 1925 knapp, weil die (kath.) Bayerische Volkspartei und andere katholische Gruppen Hindenburg unterstützten.
- 11 http://wikipedia.org/w/index.php?Hilfe=Martin_D... [27.2.2011]; Günther Dehn (1882–1970) wurde 1930 auf den Heidelberger Lehrstuhl für praktische Theologie berufen, doch setzte das Ministerium seine Ernennung aus „bis zur Klärung“ der politischen Vorwürfe gegen ihn wegen kriegskritischer Äußerungen.
- 12 DEK: Deutsche Evangelische Kirche unter Reichsbischof Müller.
- 13 Fix (wie Anm. 1), S. 108–109.
- 14 Ella Plett: Die 500-Jahrfeier 1936: Jubiläum unter nationalsozialistischer Diktatur, in: Frank Engehausen, Werner Moritz (Hgg.): Die Jubiläen der Universität Heidelberg 1587–1986, S. 64–77, hier S. 66.
- 15 Carl Neinhaus (1888–1965), Oberbürgermeister von Heidelberg 1929–1945 und 1952–1958, bereits ab 1950 für die CDU im Landtag. Für Karl Jaspers war er „ein typischer Mitläufer und unbedeutender Charakter, aber ein tüchtiger Bürgermeister.“ Frank Moraw: Neinhaus, Carl, in: Neue Deutsche Biographie 19 (1988), S. 48f.
- 16 Ewald Keßler: Die Niederlegung der Trennmauer in der Heiliggeistkirche, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt (HJG) Jg. 12, 2008, Heidelberg 2007, S. 157–177. Der seit dem 18. Jhd. katholische Chor (s.a. Ewald Keßler, Ein Bericht über den Heidelberger Konfessionsstreit von 1719, in: HJG Jg. 19, 2015, S. 205–220) war 1874 entsprechend der Nutzungsteilung des katholischen Kirchenvermögens nach dem badischen Altkatholikengesetz den Alt-Katholiken zugesprochen worden. Zum Jubiläum 1886 war die Mauer zwischen Chor und Kirchenschiff entfernt worden. Alt-Katholiken und Protestanten hatten sich auf eine simultane Nutzung der ganzen Kirche verständigt. Die römisch-katholischen Verwalter des katholischen Kirchengüterbesitzes in Baden hatten 1892 die Wiedererrichtung der Mauer durchgesetzt, obwohl sie die Kirche nicht benutzten und ihren Baupflichten nicht nachkamen, so dass die Kirche zu einer öffentlichen Gefahr wurde. Kaufangebote der Protestanten hatten sie mit unerfüllbaren Forderungen beantwortet.

- 17 UAH-IV-102/158, fol. 650, Erlass vom 29.12.1933, Nr. B 53465, mit Bezug auf einen Erlass vom 31.3.1933. Der Erlass wurde am 12.1.1934 von Rektor Groh an die Fakultäten weitergeleitet.
- 18 Drüll (wie Anm. 2), S. 195.
- 19 Eike Wolgast: Die Neubildung der Heidelberger Theologischen Fakultät 1945–1950, in: Udo Wennemuth (Hg.): Unterdrückung – Anpassung – Bekenntnis. Die Evangelische Kirche in Baden im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit, Karlsruhe 2009, S. 257–273, hier S. 259.
- 20 Fix (wie Anm. 1), S. 141.
- 21 Ebd.
- 22 Drüll (wie Anm. 2), S. 92.
- 23 Ernst Graf zu Reventlow (1869–1943) bis 1899 Offizier der Marine; Schriftsteller und Journalist, 1920–1943 Herausgeber der Zeitschrift „Der Reichswart“, seit 1924 Reichstagsmitglied, trat 1927 der NSDAP bei, Gefolgsmann Gregor Strassers.
- 24 Gemeint ist offenbar Jakob Wilhelm Hauer (1891–1962), ehemals württembergischer Pfarrer und Missionar, dann Indologe und Religionswissenschaftler. Auf einer Tagung am 29./30.7.1933 wurde als Zweckverband mehrerer antichristlicher Bewegungen eine „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Glaubensbewegung“ gegründet, die an Pfingsten 1934 zur „Deutschen Glaubensbewegung“ umgebildet wurde, deren „Führer“ Hauer wurde, sein Stellvertreter war Reventlow. Die Deutsche Glaubensbewegung zählte damals etwa 300 Ortsgruppen und Stützpunkte.
- 25 UAH, H-IV-102/158, fol. 589.
- 26 Erling Eidem, Erzbischof von Uppsala, Nachfolger von Nathan Söderblom.
- 27 J. H. Oldham, geb. 1874 in Indien von schottischen Eltern, Studium in Edinburgh und Oxford 1896 abgeschlossen, ging 1897 nach Indien, um für den YMCA (Christlicher Verein junger Männer) zu arbeiten, musste aber aus Gesundheitsrücksichten 1901 heimkehren, studierte nun Theologie in Edinburgh und Deutschland. 1908 wurde er Organisationssekretär der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910, die von vielen als Beginn der modernen ökumenischen Bewegung betrachtet wird. Im Ersten Weltkrieg setzte er sich für deutsche Missionare ein. 1921 Gründer und Sekretär des Internationalen Missionsrates. Er engagierte sich auch in der Kolonialpolitik, vor allem in Indien und in Afrika, insbesondere in Kenia. Das Buch „Christianity and the Race Problem“ von 1924 war sein erfolgreichstes Werk. Als Laie betonte er zunehmend die Bedeutung der Laienmitarbeit in der Kirche. 1934 wurde er Vorstand der Studiengruppe von „Life and Work“ und eine Schlüsselfigur der Konferenz in Oxford 1937. Seine Arbeit beeinflusste eine ganze Generation und trug wesentlich zur Gründung des Weltrats der Kirchen 1948 bei. Oldham starb 1969 in Sussex (England).
- 28 Er wurde nach dem Studium in der „United Free Presbyterian Church“ ordiniert, bekam aber kein Pfarramt und trat 1921 als Laie in die anglikanische Kirche über.
- 29 Im Jahr 1912.
- 30 Das Buch ist noch als Reprint erhältlich: ISBN-13:9780837111124 und ISBN-10:0837111129.
- 31 Seitenangabe am linken Rand: 43.
- 32 Seitenangabe am linken Rand: 66.
- 33 Seitenangabe am linken Rand: 75.
- 34 Seitenangabe am linken Rand: 78.
- 35 Madison Grant (1865–1937 in New York) verbreitete die Auffassung von den Blondhaarigen und Blauäugigen als der Herrenrasse.
- 36 Charles Conant Josey (geb. 1893) schrieb „Race and National Solidarity“, New York 1923.
- 37 Über der Zeile ergänzt: der „Dschungelmoral“.
- 38 Seitenangabe am linken Rand: 158.
- 39 Theodor Heckel (1894–1967), Theologiestudium 1913–1920 in Erlangen, unterbrochen von freiwilligem Kriegsdienst und Freikorps Epp 1915–1918; 1920–1922 Predigerseminar in München, Promotion 1928 mit der Arbeit „Exegese und Metaphysik bei Richard Rothe“. Ab 1928 Oberkonsistorialrat und Berufung an das Deutsche Evangelische Kirchenbundesamt in Berlin, wo er auch für die Auslandsgemeinden zuständig war. Er schloss sich weder der NSDAP noch den Deutschen Christen noch der Bekennenden Kirche an.
- 40 Hans Hermann Adler (1891–1956), Dr. phil., Leiter der Pressestelle der Universität, am 5.2.1934 zum Leiter des Instituts für Zeitungswissenschaft ernannt und zugleich Leiter der

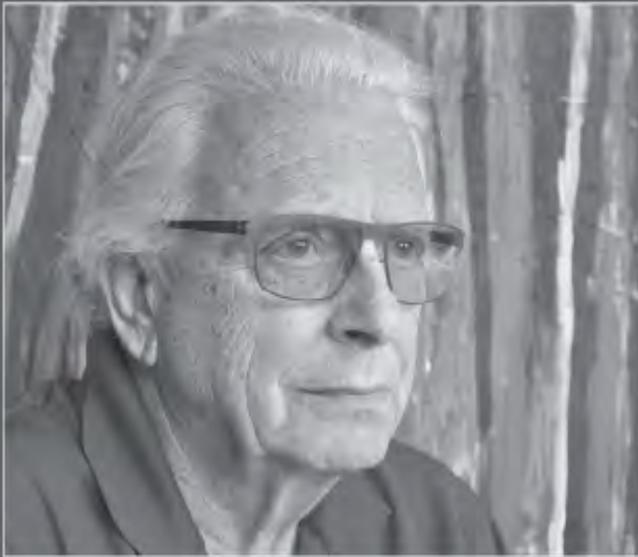
- Akademischen Lesehalle. Siehe Lesehalle, in: Personalverzeichnis und Vorlesungsverzeichnis der Universität Heidelberg 1935/36, S. 9, 19, 20 und 22; siehe auch Dagmar Drüll: Heidelberg Gelehrtenlexikon 1933–1986, Heidelberg 2009, S. 74–75.
- 41 Johannes Hoops (1865–1949), ab 1896 Prof. für Englische Philologie in Heidelberg, 1934 emeritiert, versah aber weiter Lehraufträge in Heidelberg und im Ausland als Gastprofessor. Im „Bericht des vorläufigen Ausschusses an den Rektor über die grundsätzlichen Fragen der 550 Jahrfeier“ vom 1.6.1935 steht: „Der Ausschuss hält die Vornahme von Ehrenpromotionen trotz mancher Bedenken für notwendig, weil vor allem das Ausland diese Tradition erwarten wird.“ UAH, B-1523/4. Hoops und Adler gehörten dem Ausschuss an.
- 42 UAH, Theol. Fak. 144.
- 43 UAH, B-1523/4.
- 44 Gemeint ist: James Mackinnon (1860–1945), Studium in Edinburgh (MA), Bonn, Heidelberg (Dr. phil.), Stellenbosch (Südafrika), 1908 auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte in Edinburgh berufen, Dr. theol. St. Andrews 1912, emeritiert 1936. Als Frucht seines Deutschlandaufenthaltes ist wohl zu werten: „Das moderne Deutschland in britischer Beleuchtung und die deutsch-britischen Beziehungen“, Dresden 1908; seine dreibändige „History of modern Liberty“ (1906–1908) wurde ins Deutsche und Französische übersetzt; weitere Werke: „The History of Jesus“ (1931), „Luther and the Reformation“ (1925–1929) und „Calvin and the Reformation“ (1937).
- 45 J.H. Oldham: The Function of the Church in Society, in: The Church and Its Function in Society, Hgg. W.A. Visser 't Hooft, J.H. Oldham, New York 1937, S. 89–161; siehe auch den offiziellen Konferenzbericht, den Oldham unter dem Titel „The Churches Survey Their Task“ herausgab.
- 46 William J. Danaher: Catholicity and Globalization in Anglican Tradition, in: Martha L. Dutton, Emily K. Stuckey, Globalization and Catholicity: Ecumenical Conversations on God's Abundance and the People's Need, Beiheft zur IKZ (Internationale kirchliche Zeitschrift) 100 (2010), Bern 2010, S. 131–146, bes. S. 135–141.
- 47 Danaher (wie Anm. 46), S. 136.
- 48 Fix (wie Anm. 1), S. 114–115.
- 49 UAH, Theol. Fak. 171.
- 50 <http://www.mdr.de/Geschichte-Mitteldeutschlands/r...> [27.2.2011].
- 51 UAH, B-1523/6, B-1523/7 a und b.
- 52 UAH, B-1523/6, B-1523/7 a, 7.6.1936, B-1523/7.
- 53 Gerhard May: Die volksdeutsche Sendung der Kirche, Göttingen 1934.
- 54 Gerhard May (1898-1980) war für einen Lehrstuhl für Diasporawissenschaft in Wien, der aber nicht errichtet wurde, im Gespräch gewesen (Karl W. Schwarz: Eine „Pflegerin wichtigster evangelischer und deutscher Lebensinteressen“. Die Wiener Evangelisch-theologische Fakultät und ihre Bedeutung für den Protestantismus in Galizien, in: Zeitweiser der Galiziendeutschen, Bd. 47 (2009), Sonderdruck, S. 15–16. 1944 wurde May Bischof der Evangelischen Kirche in Österreich.

MARION TAUSCHWITZ

DER KÜNSTLER PIETER SOHL

Ein Künstler darf verrückt sein
aber keine Schatten werfen

BIOGRAFIE



KURPFÄLZISCHER VERLAG

200 S., gebunden, 21x15 cm, Preis 15,80
86 Abb. im Text, 16 Bildtafeln mit Werken des Künstlers



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Dreikönigstraße 10 - 69117 Heidelberg
Tel.: 06221-20503 - www.kurpfaelzischer-verlag.de

Stefan Grote

Eine Gelehrtenfreundschaft in finsterner Zeit

Gustav Radbruch und Gustav Friedrich Hartlaub*

Während der NS-Herrschaft konnte der Heidelberger Rechtsphilosoph einen freundschaftlichen Gedankenaustausch mit dem Kunsthistoriker Gustav Friedrich Hartlaub pflegen. In den schweren Jahren der geistigen Verbannung war diese Freundschaft für den musischen Rechtsdenker eine wichtige Inspirationsquelle. Bislang hat diese Verbindung aber noch keine gebührende Beachtung in der Forschungsliteratur gefunden, daher zeichnet der Beitrag die Entwicklung der Freundschaftsbeziehung nach.

I. Einleitung

In seiner klassischen „Einführung in die Rechtswissenschaft“¹ entfaltet Gustav Radbruch (1878–1949) eine Typologie angehender Juristen, die drei Gruppen umfasst. Zum dritten Typus gehören feinsinnige junge Menschen, die sich für ein Studium der Jurisprudenz entscheiden, obwohl ihre ursprünglichen Neigungen eigentlich in andere Richtungen weisen.² Diesem Typus, der vom Autor mit unverkennbarer Sympathie beschrieben wird, kann der große Strafrechtler, Kriminalpolitiker und Rechtsphilosoph wohl auch selbst zugerechnet werden, denn zum Rechtsgelehrten war er keineswegs prädestiniert: Nicht aus eigenem Antrieb, sondern einem väterlichen Wunsch folgend entschloss er sich zum Jura-Studium. Radbruch war seinem Wesen nach eher eine musische Natur, und von den weitgespannten kulturellen Interessen seiner Jugendzeit – vor allem für die Welt der Kunst, aber auch für Literatur und Geschichte – musste er zunächst einen mühsamen Weg zur juristischen Fachdisziplin finden. Mit Hilfe der Philosophie³ vermochte er auch das Recht als Kulturphänomen eigener Art zu erfassen, aber die juristische Dogmatik wurde ihm nie zur Herzensangelegenheit und seiner ursprünglichen Passion für andere geistige Sphären ist der kunstempfindliche Rechtsdenker zeitlebens treu geblieben. In seinem Werdegang zeigt sich daher immer wieder eine spannungsreiche und zugleich produktive Wechselbeziehung zwischen dieser inneren Neigung und der von außen übernommenen Pflicht, den Beruf des Rechtswissenschaftlers auszuüben; die Polarität dieser beiden Elemente hat ein gehaltvolles Werk hervorgebracht, dem die Jurisprudenz zahlreiche Anregungen verdankt.⁴

Als der prominente sozialdemokratische Jurist 1933 von den neuen Machthabern aus seinem akademischen Lehramt entlassen wurde, konnte er in dieser Zäsur – mit sicherem Instinkt – auch eine Chance erkennen, und zwar die Möglichkeit, seinen eigentlichen Interessen, die er allzu lange in den Hintergrund geschoben hatte, fortan mehr Raum zu geben.⁵

* Erstveröffentlicht in der Neuen Juristischen Wochenschrift 2016, 755ff. Der leicht veränderte Wiederabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages C. H. Beck.

Der Heidelberger Gelehrte konzentrierte sich nun ganz bewusst auf Themen im Grenzbereich von Strafrechtsgeschichte, Kunst und Kultur. Durch diese Studien in den Jahren aufgezwungener Zurückgezogenheit kam seine musisch-kulturelle Veranlagung zur Entfaltung, und in dieser Forschungsarbeit fand Radbruch auch ein geistiges Refugium, denn sie bot Ablenkung von den düsteren Zeitgeschehnissen.

Die von den politischen Verhältnissen erzwungene Isolation konnte Radbruch außerdem durch den Gedankenaustausch mit anderen Geisteswissenschaftlern abmildern.⁶ In dem autobiografischen Text „Der innere Weg“ werden rückblickend die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Kulturwissenschaftler Reinhard Buchwald, zu dem Historiker Franz Schnabel und zu dem Kunstgelehrten Gustav Friedrich Hartlaub hervorgehoben.⁷ Diesen drei Gelehrten hatte er auch schon seinen Sammelband „Gestalten und Gedanken“ (1944) „in dankbarer Freundschaft“ gewidmet.⁸

Insbesondere das enge Freundschaftsverhältnis zu dem Kunsthistoriker Gustav F. Hartlaub (1884–1963) war überaus bedeutsam für Radbruchs intellektuelle Existenz in den Jahren der Verfehmung, daher soll im nachfolgenden Beitrag der Versuch unternommen werden, diese Verbindung im historischen Kontext etwas genauer ins Licht zu rücken.



Gustav Radbruch, ca. 1930 (Copyright: Universitätsarchiv Heidelberg / Fotograf: Robert Herbst, Heidelberg)



Gustav Friedrich Hartlaub, ca. 1922 (Quelle: Foto-Archiv, Kunsthalle Mannheim)

II. Gustav Hartlaub: Kunstforscher, Museumsleiter, Verfechter der Avantgarde

Gustav Hartlaub hat sich auf vielfältige Weise in den Dienst der Kunst gestellt.⁹ Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Philosophie sowie anschließender Promotion war er zunächst als Assistent an der Kunsthalle seiner Heimatstadt Bremen tätig. 1913 wurde Hartlaub Mitarbeiter von Fritz Wichert an der neu errichteten Städtischen Kunsthalle in Mannheim. Schon seit 1914 amtierte er als stellvertretender Direktor, und im Jahr 1923 wurde dem kongenialen Nachfolger schließlich die Leitung des Hauses übertragen.

In dieser Funktion bewährte sich Hartlaub als talentierter Museumsmanager mit einem Sensorium für die Trends der Kunstwelt: Der progressive Kurator förderte die Avantgarde des zeitgenössischen Kunstgeschehens,¹⁰ und mit der programmatischen Ausstellung „Neue Sachlichkeit“ (1925) konnte er sogar einen stilgeschichtlichen Fachbegriff für die wichtigste Kunstströmung der Weimarer Republik prägen.¹¹

In Personalunion war der Museumsmann zugleich ein produktiver wissenschaftlicher Autor, der geistreiche Abhandlungen zur Geschichte der Kunst vorgelegt hat.¹² In diesen Texten tritt der Kunstexperte als ein „philosophischer Kopf“¹³ mit vielseitigen Forschungsinteressen und großem Bildungshorizont in Erscheinung, der auch die Randbereiche seiner Disziplin ausleuchtet. Es ist kennzeichnend für Hartlaubs Schriften, dass Kunstwerke und Kunststile aus der umfassenden Perspektive der Kultur- und Geistesgeschichte betrachtet werden.

Bei seinen Forschungen hat Gustav Hartlaub vor allem die Zeitenwende vom ausgehenden Mittelalter zur frühen Neuzeit in den Blick genommen und geistige Unterströmungen dieser Übergangszeit ans Licht gebracht: In der wegweisenden Studie „Giorgiones Geheimnis“ (1925) und in einer Reihe weiterer Abhandlungen wird aufgezeigt, dass das okkulte Gedankengut der Hermetik (Astrologie, Magie und Alchemie) eine wesentliche Quelle für das Kunstschaffen der Renaissance war.

Im selben Jahr 1925 hat Hartlaub also nicht nur eine große Ausstellung zur Malerei der Moderne kuratiert, sondern auch eine wichtige Untersuchung zur Ideenwelt der Renaissance vorgelegt. Diese bemerkenswerte Koinzidenz macht deutlich, dass Hartlaub sein Engagement für die zeitgenössische Kunst mit dem kulturhistorischen Interesse für die Epochenschwelle um 1500 virtuos in Einklang bringen konnte.

III. Stationen einer Gelehrtenfreundschaft

1. Radbruchs Vortrag in der Kunsthalle

Dem Mannheimer Museum war Gustav Radbruch schon seit der Amtszeit des Gründungsdirektors verbunden: Zur didaktischen Vermittlung von Kunst und Museumskultur an alle Bevölkerungsschichten – auch jenseits des klassischen Bildungsbürgertums – hatte Fritz Wichert regelmäßige Lichtbild-Vorträge initiiert, und im Rahmen dieser sogenannten „Akademie für Jedermann“ konnte Radbruch bereits im Februar 1914 die Justiz-Karikaturen Honoré Daumiers präsentieren.¹⁴ Die Städ-

tische Kunsthalle war auch der Ort, an dem der kunstsinnige Jurist mit Gustav Hartlaub in nähere Bekanntschaft trat.

Auf Einladung des Museumsdirektors hielt der Heidelberger Rechtsprofessor im Januar 1930 einen Vortrag über Michelangelos Mediceer-Kapelle in Florenz.¹⁵ Damit war der Grundstein gelegt für eine amikale Verbindung, die gewissermaßen vom genius loci der Kunsthalle inspiriert wurde und sich in den finsternen Jahren des „Dritten Reichs“ allmählich entfaltete.

2. Nach 1933: Wissenschaft und „inneres Exil“

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten erlitten Hartlaub und Radbruch ein ähnliches Schicksal: Wegen seines Engagements für die moderne Gegenwartskunst, die nun als „entartet“ galt, wurde Hartlaub sofort zur Zielscheibe der NS-Funktionäre; nach vorangegangenen Hetzkampagnen¹⁶ wurde er schon im März 1933 als erster Museumsdirektor fristlos entlassen. Wenig später, im April 1933, wurde auch der bekannte sozialdemokratische Jurist als erster deutscher Hochschullehrer vom Bannstrahl des Unrechtsstaates getroffen und aus der Universität verdrängt. Nach der Vertreibung aus ihren Ämtern gingen Hartlaub und Radbruch notgedrungen als Privatgelehrte in die „innere Emigration“.

Es folgten stille Jahre, die von beiden zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Forschung genutzt wurden.¹⁷ Hartlaub begann mit der Ausarbeitung einer vergleichenden Entwicklungs- und Stilgeschichte der Künste, außerdem vertiefte er seine Untersuchungen zu den mystischen Grundlagen der Renaissance und zur Bilderwelt der Alchemie. Radbruch vollendete zunächst die lang geplante Biografie des großen Kriminalisten Feuerbach, und nach seinem Aufenthalt am University College in Oxford, der Einblicke in die Welt des englischen Rechtsdenkens ermöglichte, wandte er sich zunehmend Forschungsthemen zu, die seine kulturhistorischen Interessen und seine „alte Liebe“ zur Kunstgeschichte¹⁸ bekunden. Bei diesem Grenzgang auf ein wissenschaftliches Terrain jenseits der Jurisprudenz wurde er nicht zuletzt durch Hartlaubs Studien inspiriert.

1938 konnte der in Deutschland verfeimte Strafrechtsgelehrte in einem Baseler Verlagshaus den Aufsatzband „Elegantiae Juris Criminalis“ veröffentlichen. In den einzelnen Beiträgen zeigt sich nicht nur eine kulturwissenschaftliche Erweiterung der strafrechtshistorischen Forschungsperspektive, sondern auch ein klares kriminalpolitisches Bekenntnis im Widerspruch zum nationalsozialistischen Zeitgeist: Es wird deutlich, dass der Autor unbeirrt und überzeugungstreu an den Leitgedanken der Aufklärung und an den Grundwerten einer humanen Rechtskultur festhält. Der Sammelband enthält auch einen Text, der die Anlehnung an Hartlaubs Forschungsarbeit erkennen lässt, und zwar die Abhandlung „Planetarische Kriminalanthropologie“.

Dieser Aufsatz befasst sich mit der astrologischen Weltanschauung im gelehrten Diskurs¹⁹ und im Volksglauben an der Schwelle zur frühen Neuzeit. Neben der geistesgeschichtlichen Betrachtung setzt Radbruch außerdem einen juristischen Akzent, denn er entfaltet gedankliche Elemente des astrologischen Weltbildes, die einen Bezug zum Strafrecht aufweisen. Seine Untersuchung zeigt, dass die Lehre vom

Einfluss der Gestirne eine kriminalpsychologische Systematik ermöglicht: Den einzelnen Planeten können ganz bestimmte Kriminaldelikte und Verbrechertypen zugeordnet werden.

Dr. G. F. Hartlaub

Heidelberg-Schlierbach,
Schloß-Wolfsbrunnenvog 66

18. Juni 41

UBH

Lieber Herr Radbruch

Ingersheim Labo ist das Renate - Müch geben und
möchte Ihnen nun noch einmal danken (auch
für die fast alle freundschaftliche Erwiderung, mit der
Sie mich ein wenig an dem schönen Werk beteilig-
ten).

Ihre Arbeit atmet wieder - in alles, was Sie abhaken-
den, was der Dritte H. Jäncker einmal die
"Kleine Einfachheit" genannt hat. Alles ist lichtvoll,
deutlich und wird in der einfachsten und
präzisesten Weise gesagt. Dabei ist ein gewaltiges
Material in selbstständiger Verarbeitung und farblich,
überblickbar gemacht. Im Grunde kommt man aus
diesem Werk mehr ab als man aus diesen
Wälzern.

Hat die typ. Mainzer Verlag Monogramme
nicht schon hässliche Genuszeren in Innen-
räumen dargestellt?

Ich melde mich in den nächsten Tagen, bei
für Sie etwas mehr viel ist eingeladen.

Huzler Gießen Ihre geweihten erpeteren

Hartlaub

4

Brief von Hartlaub an Radbruch, 18. Juni 1941 (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg, Sign. Heid. Hs. 3716, 458)

Die Hinwendung zu „extrajuristischen Themen“²⁰ wurde bald darauf durch einen persönlichen Schicksalsschlag noch weiter verstärkt: Nach dem tragischen Unfalltod seiner Tochter durch ein Lawinenunglück beim Skifahren im März 1939 entschloss sich der trauernde Vater, ihr kunsthistorisches Dissertationsprojekt fortzuführen.²¹ Auf der Grundlage des Konzepts, das Renate Radbruch schon entworfen hatte, und anhand der hinterlassenen Notizen vollendete er die Studie „Der deutsche Bauernstand zwischen Mittelalter und Neuzeit“.

In dieser Untersuchung geht es um die Frage, wie die ständische und gesellschaftliche Daseinsform der Bauern in der bildenden Kunst der Übergangsepoche – also im Säkulum von Renaissance, Humanismus, Reformation und Bauernkrieg – dargestellt wurde. Im Zentrum der Betrachtungen stehen aber nicht die formal-ästhetischen Stilelemente, sondern die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge. Am Rande kommen in der Studie auch Aspekte der Rechts- und Sozialgeschichte sowie der juristischen Ikonografie zur Sprache; es gibt also noch vereinzelte Bezüge zur Rechtswissenschaft.

Genau in dieser Zeit, am Ende des Jahres 1939, verlegte Gustav Hartlaub seinen Wohnsitz aus Mannheim nach Heidelberg. Regelmäßige persönliche Begegnungen mit Radbruch waren nun häufiger möglich und vertieften die freundschaftliche Beziehung. Hartlaub gab fachliche Hinweise für die Vollendung der Promotionsarbeit,²² und er wurde schnell zu einem unentbehrlichen Gesprächspartner in Fragen der Kunstreflexion. Nach einem Gedankenaustausch über die barocke Allegorik schrieb Radbruch im April 1940 an den befreundeten Kunsthistoriker August Grisebach:²³ „Ich finde ihn besonders kenntnisreich und anregend und erhoffe viel vom Umgang mit ihm.“²⁴

3. Im Heidelberger Sonntagskreis von Marianne Weber

Gelegenheiten zum Ideenaustausch bot insbesondere der private Gesprächskreis von Marianne Weber:²⁵ Schon seit vielen Jahren traf sich die Heidelberger Gelehrtenwelt bei der Witwe des bedeutenden Soziologen Max Weber zu einem Sonntags-tee mit Vortrag und anschließender Aussprache.²⁶ Diese bildungsbürgerliche Salonkultur diente ursprünglich der geistig erfüllten Geselligkeit, aber seit dem Umbruch des Jahres 1933 war der Gesprächszirkel zugleich ein Zufluchtsort, und zwar eine Freistätte für Wissenschaftler und Intellektuelle, die dem NS-Regime distanziert gegenüberstanden.²⁷

Radbruch gehörte bereits seit Langem zu den regelmäßigen Gästen bei diesem Jour fixe,²⁸ und durch seine Vermittlung wurde auch Hartlaub in den Kreis aufgenommen.²⁹ Der ehemalige Museumsdirektor beteiligte sich schon bald aktiv an der Gesprächsrunde. Seine sonntäglichen Vorträge behandelten ein breit gefächertes Themenspektrum: die metaphysische Bedeutung der Kunst, magische und okkulte Phänomene, die Wechselbeziehungen von Ästhetik und Religion sowie den schillernden Begriff des Aberglaubens.³⁰

Während des Krieges gewann die religiöse Thematik zunehmend an Bedeutung, jetzt wurden vor allem Fragen der Theologie und der Religionsphilosophie erörtert. 1942 initiierte Radbruch daher ein Projekt für die Teilnehmer des Sonntagskreises

und für weitere Gleichgesinnte: Um den Nachweis zu erbringen, dass Religion zu den essenziellen und konstituierenden Elementen der *conditio humana* gehört, sollte ein Sammelband große Persönlichkeiten der Kulturgeschichte in den Blick nehmen und ihre verborgene individuelle Religiosität aufspüren. Für Hartlaub war ein Beitrag über Vincent van Gogh vorgesehen, Radbruch wollte sich mit Theodor Fontane beschäftigen.³¹ Dieses geplante Gemeinschaftswerk (mit dem prägnanten Arbeitstitel „Der Glaube der Ungläubigen“) konnte dann aber doch nicht realisiert werden.³²

4. Die Freundschaft im Spiegel der Korrespondenz

Der freundschaftliche geistige Austausch zwischen Radbruch und Hartlaub erfolgte auch im Wege der Korrespondenz. Für den Zeitraum 1939–1949 lässt sich dieser Briefwechsel nachvollziehen.³³ Die Inhalte der Schriftstücke geben zusätzlichen Aufschluss über die Art und Tiefe ihrer vertrauensvollen Beziehung.

Dr. G. F. Hartlaub
Heidelberg-Schlierbach,
Sädhls-Waldmonatag 3.III. 42

Lieber Herr Radbruch
in Heidelberg

Diese Nacht habe ich mir noch einmal die Frage Ihres Sammelwerkes "Die Religion der Ungläubigen" durch den Kopf gehen lassen. Ich glaube, man muss zwei Richtungen unterscheiden: erstens die von Ihnen ins Auge gefasste, bei der das Christentum trotz der Abkehr von aller konfessionellen Bindung doch unverlierbar in Fleisch und Blut bleibt, und zweitens diejenige, die an die Stelle des überkommenen Christentums bewusst eine überdogmatische "pansophische" Weltreligion setzt, für die alle historischen Ausprägungen der Glaubensformen nur wandelbare "Symbole" sind. Zu der letztgenannten Richtung gehört z.B. ausgesprochen Morgenstern, van Gogh, auch Rilke. Ich glaube Ihre Fragestellung - eine der aller aktuellsten, dringlichsten unserer Zeit! - würde manches wichtigste, was zum Glauben der Ungläubigen heute gehört, ausklammern, wenn man sich auf diejenigen Fälle beschränken wollte, bei denen die Tradition der christlichen Kirche in sublimierter Form weiterwirkt. Bei vielen Menschen unserer Zeit ist es ja gerade der Protest gegen die überlieferte Glaubensform und das Ausweichen in die "welt-religiose", gnostische Mysterienlehre, was ihren Glauben ausmacht. Natürlich gibt es zwischen der von Ihnen bezeichneten und der von mir angedeuteten Haltung viele Übergänge und Zwischenformen, die in einzelnen Fällen deutlich zu machen, eine höchst reizvolle und lohnende Aufgabe wäre.

Dann noch ein Wort zum Fall Rilke. Sie sagten mir selbst gelegentlich, dass Sie bisher persönlich kein inneres Verhältnis zur Jasperschen Existenzphilosophie gewonnen hätten. Trotzdem wünschen Sie seine Mitarbeit - und mit höchstem Recht, wie mir scheint, denn wenn irgend eine denkerische und "religiöse" Haltung, so kommt die von Jaspers für Ihre Sammlung in Betracht, zumal hier auch das protestantische Element sehr deutlich im Hintergrund bleibt. Nun meine ich aber, dass, was einem Jaspers recht ist, auch einem Rilke billig sein sollte. Sehr viele Menschen, die den Titel Ihres Werkes lesen werden, werden dabei sogleich und in erster Linie an Rilke denken. Und sie werden m. E. mit grossem Recht enttäuscht sein, wenn gerade diese zentralste und unbedingt typische Persönlichkeit, die so zahlreichen Menschen heute ein Führer in der Dunkelheit ist, nicht vertreten sein sollte. Kreist doch das ganze Denken und Trachten dieses Dichters um den "Glauben der Ungläubigen" oder die "Religiosität ohne Religion"!

Herzliche Grüsse Ihres getreuen

Hartlaub

Brief von Hartlaub
an Radbruch, vom
3. März 1942
(Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg, Sign.
Heid. Hs. 3716,
458)

In den Postkarten und Briefen kamen vor allem Themen der Kunstgeschichtsforschung zur Sprache, z.B. im Februar 1941 die Deutungsmöglichkeiten von Zeichnungen und Radierungen Albrecht Dürers.³⁴ In der Korrespondenz spiegelt sich aber auch der zweite harte Schicksalsschlag wider, den Gustav Radbruch als Familienvater erleiden musste: Nachdem sein einziger Sohn Anselm den Folgen einer schweren Kriegsverletzung vor Stalingrad erlegen war, plante Radbruch zunächst ein besonderes Grabdenkmal, daher bat er den befreundeten Kunstkenner im Januar 1943 um Auskunft über einige Krieger- und Soldatendenkmäler.³⁵

5. Nach dem Ende der NS-Herrschaft

Nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ wurden Radbruch und Hartlaub noch einmal vor neue Aufgaben gestellt: Dem Juristen blieben nur noch wenige Lebensjahre, und in dieser Zeitspanne unterstützte er mit ganzer Kraft den Wiederaufbau der Heidelberger Rechtsfakultät. Noch unter dem Eindruck der NS-Tyrannis bemühte er sich auch um eine Weiterentwicklung seiner rechtsphilosophischen Kerngedanken. Der Kunstfachmann konnte nach Kriegsende eine zweite Laufbahn in der akademischen Welt beginnen: Er wurde 1946 Lehrbeauftragter und 1949 Honorarprofessor für Kunstgeschichte an der Heidelberger Universität.

Der Gedankenaustausch mit Hartlaub hat auch noch in Radbruchs Spätwerk markante Spuren hinterlassen, und zwar vor allem in der feinsinnigen Studie „Das Strafrecht der Zauberflöte“. In diesem Text wird aufgezeigt, dass die freimaurerische Humanitätsidee, die dem Musikstück von Mozart/Schikaneder zugrunde liegt, auch zu den Strafrechtsreformen des 18. und 19. Jahrhunderts wesentlich beigetragen hat.³⁶

Die nachwirkende geistige Beeinflussung war aber keineswegs einseitig, es gab auch eine umgekehrte Rezeption: Radbruch hatte sich schon 1938 mit den rätselhaften Hexenbildern des Renaissance-Künstlers Hans Baldung Grien beschäftigt,³⁷ und dieses Thema wurde in einer späten Publikation auch von Hartlaub aufgegriffen.³⁸

IV. Gustav Radbruch und Felix Hartlaub

Ein flüchtiger Blick soll an dieser Stelle auch auf den Schriftsteller und Historiker Felix Hartlaub (1913–1945)³⁹ gerichtet werden, denn mit dem Sohn des Kunstkritikers stand Gustav Radbruch ebenfalls in Verbindung.

Felix Hartlaub war ein vielseitig begabter junger Mann,⁴⁰ dessen verheißungsvoller Lebensgang durch einen allzu frühen Tod ein vorzeitiges Ende fand: Nach der Schulzeit (u.a. an der reformpädagogischen Odenwaldschule) und einem geisteswissenschaftlich ausgerichteten Studium (Romanistik, Geschichte und Kunstgeschichte) mit anschließender Promotion wurde er bei Beginn des Zweiten Weltkriegs zur Wehrmacht eingezogen. Er diente zunächst in einer Sperrballon-Einheit, aber dank der Empfehlung seines Doktorvaters wurde der junge Historiker Ende 1940 zur wissenschaftlichen Archiv-Kommission des Auswärtigen Amtes abkommandiert, die im besetzten Paris französische Regierungsakten sichtete. Vom Mai 1942 bis

März 1945 gehörte Felix Hartlaub dem Bearbeiterstab des Kriegstagebuchs beim Oberkommando der Wehrmacht an.⁴¹ In dieser Zeit hatte er Zutritt zum Sperrkreis II des „Führerhauptquartiers“, und hier konnte der scharfsichtige Beobachter bemerkenswerte Einblicke gewinnen. In den letzten Kriegstagen verliert sich seine Lebensspur in der Ruinenlandschaft der umkämpften Reichshauptstadt; er gilt seither als verschollen.⁴²

Zu Lebzeiten konnte Felix Hartlaub nur wenige Texte publizieren. Seine Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren wurden erst posthum veröffentlicht. In diesen Schilderungen, Prosaskizzen und Fragmenten blickt der Autor mit innerer Distanz auf das gesamte Zeitgeschehen: Begebenheiten und Ereignisse werden mit nüchternem Realismus beschrieben.⁴³

Während eines Urlaubs Ende Mai 1940 lernte Felix Hartlaub (durch die Vermittlung seines Vaters) Gustav Radbruch persönlich kennen, und diese Begegnung hinterließ offenbar einen bleibenden Eindruck.⁴⁴ In der Folgezeit gab es noch weitere Zusammenkünfte und einen brieflichen Austausch. In der Korrespondenz mit dem Heidelberger Rechtsgelehrten manifestiert sich die Suche des jungen Schriftstellers nach einer Lebensperspektive, nach Plänen für die Zukunft und vor allem nach intellektueller Orientierung vor dem Hintergrund der bedrückenden Zeitumstände. Für seine eigene Generation sah er nur noch eine geistige Aufgabe: „Die Frage nach der Genese, nach dem ‚wie war es möglich‘ wird wohl die einzige sein, die noch an uns gerichtet werden wird, zu der vielleicht noch etwas zu sagen sein wird.“⁴⁵

V. Fazit

Die Gelehrtenfreundschaft mit Hartlaub war für Radbruch intellektuell und menschlich bereichernd, sie war Inspiration und Stütze in den düsteren Jahren der NS-Diktatur: Der kunstverständige Jurist hatte einen geistesverwandten und gleich gesinnten Gesprächspartner gefunden. Der rege Gedankenaustausch auf der Basis konvergenter Forschungsinteressen lieferte wichtige Impulse für Radbruchs Bemühungen, die juristische Wissenschaft kulturhistorisch zu vertiefen.

Gustav Radbruch selbst hat die Bedeutung dieser Freundschaftsbeziehung schon frühzeitig erkannt. In einem Brief an Felix Hartlaub vom 7. Juli 1941 wird der Vater des Adressaten nahezu auf eine Stufe mit Hermann Kantorowicz⁴⁶ gestellt: „Wir waren heute bei Ihren Eltern zum Tee. Es war wie immer anregend. Ich danke Ihrem Vater so viel Anregung, wie ich sie lange nicht mehr von irgendeinem anderen erhalten habe. Seit vor längerer Zeit mein nächster Freund in Cambridge verstorben ist, dem ich entscheidende Einflüsse auf meine wissenschaftliche Entwicklung danke, hatte ich nicht mehr hoffen können, so lebendige Ansprache wieder zu finden. Jetzt trat Ihr Vater in die Lücke ein, die sich freilich ganz nie wird schließen können.“⁴⁷

Anmerkungen

- 1 Dieses einzigartige Werk, erstmals veröffentlicht im Jahre 1910, ist noch immer lesenswert, nicht zuletzt wegen der Schönheit der Sprache. Das Hauptanliegen des Verfassers besteht darin, die Welt des Rechts aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive zu beschreiben und zugleich mit anderen Geistesgebieten in Verbindung zu bringen.
- 2 Vgl. Radbruch: Einführung in die Rechtswissenschaft, 1. Aufl. 1910, in: Gustav Radbruch-Gesamtausgabe (GRGA), Bd. 1 (Rechtsphilosophie I), Heidelberg 1987, S. 197f. – Heutzutage könnte dieser Typus im Kunstrecht ein spannendes und erfüllendes Betätigungsfeld finden. Vgl. Erik Jayme: Was ist Kunstrecht?, in: Matthias Weller, Nicolai Kemle, Karolina Kuprecht, Thomas Dreier (Hgg.): Neue Kunst – Neues Recht. Tagungsband des Siebten Heidelberger Kunstrechtstages, Baden-Baden u.a. 2014, S. 32.
- 3 Radbruch stand der Wertphilosophie des Südwestdeutschen Neukantianismus nahe.
- 4 So die treffende Beschreibung bei Manfred Stange: Nachlassverzeichnis Gustav Radbruch (1878–1949), Heidelberg 2001, Einleitung S. 27.
- 5 Vgl. Radbruch: Der innere Weg, GRGA, Bd. 16 (Biographische Schriften), Heidelberg 1988, S. 194.
- 6 Diesen intellektuellen Beziehungen und dieser kommunikativen Vernetzung hat die Radbruch-Forschung bislang wohl zu wenig Beachtung geschenkt. Nur der freundschaftliche geistige Austausch mit der gelehrten Dichterin, Schriftstellerin und Historikerin Ricarda Huch wurde schon genauer untersucht. Vgl. hierzu Günter Spendel: Gustav Radbruch und Ricarda Huch, in: Wolfgang Feuerhelm, Hans-Dieter Schwind, Michael Bock (Hgg.): Festschrift für Alexander Böhm zum 70. Geburtstag, Berlin u.a. 1999, S. 835ff.
- 7 Vgl. Radbruch (wie Anm. 5), S. 281: „Wissenschaftliche Anregung und persönliche Freundschaft verbanden sich in den neugegründeten Beziehungen zu Reinhard Buchwald, Gustav F. Hartlaub und Franz Schnabel.“
- 8 Auch im Vorwort des Buches erwähnt Radbruch diese drei Freunde, „die ihm das vergangene schwere Lebensjahrzehnt durch geistige Anregungen bereichert, durch menschliche Teilnahme erleichtert haben“. Das Vorwort ist jetzt abgedruckt in GRGA, Bd. 5 (Literatur- und kunsthistorische Schriften), Heidelberg 1997, S. 15.
- 9 Eine umfangreiche wissenschaftliche Biografie des Kunstgelehrten liegt bislang noch nicht vor (und ist zweifellos ein Desiderat der Forschung). Komprimierte Informationen bieten folgende Artikel: Ulrike Wendland: Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil. Leben und Werk der unter dem Nationalsozialismus verfolgten und vertriebenen Wissenschaftler, Teil 1 (A-K), München 1999, S. 261ff.; Peter Betthausen, Peter H. Feist, Christiane Fork: Metzler Kunsthistorikerlexikon. 210 Porträts deutschsprachiger Autoren aus vier Jahrhunderten, 2. Aufl. Berlin, Heidelberg 2007, S. 161ff. – Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördert momentan das literaturwissenschaftliche Forschungsprojekt „Die Hartlaubs. Zeitwahrnehmung und Ästhetik im frühen 20. Jahrhundert“.
- 10 Vgl. Karoline Hille: Mit heißem Herzen und kühlem Verstand. Gustav Friedrich Hartlaub und die Mannheimer Kunsthalle 1913–1933, in: Henrike Junge (Hg.): Avantgarde und Publikum. Zur Rezeption avantgardistischer Kunst in Deutschland 1905–1933, Köln u.a. 1992, S. 129ff.
- 11 Vgl. hierzu Hans-Jürgen Buderer, in: Manfred Fath: Neue Sachlichkeit. Bilder auf der Suche nach der Wirklichkeit. Figurative Malerei der zwanziger Jahre, München 1994.
- 12 Seine wichtigsten Fachaufsätze sind in einem Sammelband enthalten: Gustav Friedrich Hartlaub. Kunst und Magie. Gesammelte Aufsätze, hg. von Norbert Miller, Hamburg u.a. 1991. Einige Texte stehen inzwischen auch in einem kunstwissenschaftlichen Internetportal zur Verfügung (<http://www.arthistoricum.net/themen/themenportale/gkg/quellen/hartlaub/>).
- 13 Friedrich Schiller beschreibt den „philosophischen Kopf“, der über die engen fachlichen Grenzen der Einzelwissenschaft hinausblickt, in seiner berühmten akademischen Antrittsrede von 1789. Vgl. Schiller: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?, in: Schillers Werke (Nationalausgabe), Bd. 17, Weimar 1970, S. 360ff. – Natürlich könnte auch der Rechtsgelehrte Gustav Radbruch als ein „philosophischer Kopf“ charakterisiert werden.
- 14 Aus diesem Vortrag ist später die Studie „Honoré Daumier. Gens de Justice“ hervorge-

- gangen, die Radbruch in seinen Sammelband „Gestalten und Gedanken“ (1944) aufgenommen hat. Der Text ist jetzt auch abgedruckt in GRGA, Bd. 5 (wie Anm. 8), S. 234ff.
- 15 In der Kulturzeitschrift „Italien“ hatte Radbruch schon 1929 einen Aufsatz publiziert, der diesem Vortrag als Grundlage diente. Der kunsthistorische Artikel über die rätselhaften Grabmonumente der Medici-Herzöge Giuliano und Lorenzo in der Neuen Sakristei (mehreutige Allegorien von Tag und Nacht bzw. Morgen und Abend) wurde später in überarbeiteter Fassung auch in den Sammelband „Gestalten und Gedanken“ (1944) aufgenommen. Dieser Text ist jetzt abgedruckt in GRGA, Bd. 5 (wie Anm. 8), S. 135ff. – Durch seinen engsten Freund, den Strafrechtler, Rechtshistoriker und Mediävisten Hermann Kantorowicz, war Radbruch schon frühzeitig mit der Kultur der italienischen Renaissance und mit der Kunstwelt der Arno-Metropole in Berührung gekommen.
 - 16 In Mannheim wurde Chagalls Bild „Rabbiner“ zusammen mit einer vergrößerten Fotografie Hartlaubs durch die Straßen gekarrt und bis vor das Privathaus des Museumsdirektors befördert. In dieser Aktion kam die infame Kulturverachtung des neuen Regimes drastisch zum Ausdruck.
 - 17 Als freier Schriftsteller und Kunstjournalist konnte Hartlaub gelegentlich Artikel für das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ verfassen; seine Fachaufsätze wurden in der „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft“ veröffentlicht. Demgegenüber hatte Radbruch keinerlei Möglichkeiten, in deutschen Verlagen oder Fachzeitschriften zu publizieren.
 - 18 So Radbruch in seinem Brief an August und Hanna Grisebach vom 31.1.1938, GRGA, Bd. 18 (Briefe II [1919–1949]), 1995, S. 145.
 - 19 Im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus gewann das astrologische Traditionsgut der Antike erneut großen Einfluss auf das geistige Leben. Radbruch erwähnt in seinem Aufsatz den Florentiner Philosophen (Neuplatoniker) Marsilio Ficino.
 - 20 So Hermann Klenner in seiner Einleitung zu GRGA, Bd. 5 (wie Anm. 8), S. 2.
 - 21 Renate Radbruch hatte in Marburg, Wien und München Kunstgeschichte studiert. Durch die Fertigstellung der begonnenen Dissertation wollte Gustav Radbruch die geistige Gemeinschaft mit seiner Tochter über ihren Tod hinaus fortsetzen. Vgl. Radbruch, Der innere Weg, GRGA, Bd. 16 (wie Anm. 5), S. 283f.
 - 22 In der gedruckten Buchausgabe, die 1941 erscheinen konnte, bedankt sich Radbruch ausdrücklich bei Hartlaub „für eine Reihe von Anregungen“, jetzt GRGA, Bd. 5 (wie Anm. 8), S. 121.
 - 23 Grisebach war seit 1930 ordentlicher Professor für neuere Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Im Juni 1937 wurde er von den NS-Behörden zwangspensioniert. – Zu diesem Gelehrten vgl. auch Metzler Kunsthistorikerlexikon (wie Anm. 9), S. 140ff.
 - 24 Brief an August Grisebach vom 2. April 1940, GRGA, Bd. 18 (wie Anm. 18), S. 160. – In diesem Brief zieht Radbruch auch in Erwägung, von der Jurisprudenz dauerhaft zur Kunstgeschichtswissenschaft zu wechseln.
 - 25 Radbruch hat die kluge Frauenrechtlerin, die auch durch rechtshistorische Publikationen hervorgetreten ist, 1948 in einem kleinen Zeitungsartikel gewürdigt: Erfüllung in Pflicht und Geist – Ein Frauenleben. Zu Marianne Webers Lebenserinnerungen, jetzt abgedruckt in GRGA, Bd. 16 (wie Anm. 5), S. 160ff.
 - 26 Schon vor dem Ersten Weltkrieg, in der Blütezeit des „Heidelberger Geistes“, gab es sonntägliche Zusammenkünfte im Hause Max Webers. Die Witwe des Universalgelehrten hat diese Sonntagsveranstaltungen später fortgeführt.
 - 27 Zum Sonntagskreis in der NS-Zeit vgl. Bärbel Meurer: Marianne Weber. Leben und Werk, Tübingen 2010, S. 553ff.
 - 28 Er hatte schon als Privatdozent Zugang zum intellektuellen Kreis um Max Weber gefunden. Nach 1933 bot der Salon von Marianne Weber vermutlich einen gewissen Ersatz für das verlorene akademische Lehramt.
 - 29 Vgl. auch Gabriele L. Ewenz (Hg.), Felix Hartlaub. „In den eigenen Umriss gebannt“, Bd. 2 (Kommentar), 3. revidierte Aufl. Berlin 2007, S. 182.
 - 30 Zu Hartlaubs Sonntagsvorträgen vgl. auch Marianne Weber: Lebenserinnerungen, Hildesheim 2004 (Nachdruck der Ausgabe von 1948), S. 221ff. – Radbruch wird in diesen Memoiren mit großer Sympathie charakterisiert und als „inkarnierte Güte“ (S. 205) bezeichnet.

- 31 Vgl. Radbruchs Brief an Karl Jaspers vom 14. März 1942, GRGA, Bd. 18 (wie Anm. 18), S. 192. Der befreundete Philosoph wurde von Radbruch eingeladen, für die Sammeluntersuchung einen Artikel über die religiöse Haltung von Friedrich Nietzsche beizusteuern.
- 32 Radbruch veröffentlichte seinen Beitrag 1945 als eigenständige Studie unter dem Titel „Theodor Fontane oder Skepsis und Glaube“. In dieser Monografie wird die religiöse Entwicklungslinie im Leben und Werk des Literaten sorgfältig nachgezeichnet, die Abhandlung erlaubt aber auch Rückschlüsse auf Radbruchs eigenen Standpunkt in Glaubensdingen. Der Text der 2. Auflage (1948) ist jetzt abgedruckt in GRGA, Bd. 5 (wie Anm. 8), S. 291ff.
- 33 Der Quellenbestand ist überschaubar: In Band 18 der GRGA sind einige Schreiben an den Kunsthistoriker abgedruckt, und im umfangreichen Nachlass des Rechtsgelehrten, der von der Universitätsbibliothek Heidelberg verwahrt wird, befinden sich unter der Signatur Heid. Hs. 3716 III. F. auch Postkarten und Briefe (teilweise handschriftlich verfasst, teilweise mit der Schreibmaschine getippt), die Radbruch von Hartlaub erhalten hat. Vgl. Stange: Nachlassverzeichnis (wie Anm. 4), S. 289 (Katalognummer 2666). – Bei der Ausarbeitung dieses Aufsatzes konnten digitale Kopien genutzt werden, die die Universitätsbibliothek dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat.
- 34 Vgl. Radbruchs Brief an Hartlaub vom 18. Februar 1941, GRGA, Bd. 18 (wie Anm. 18), 1995, S. 168f. – Radbruch bezieht sich dabei auf einen Fachaufsatz Hartlaubs über abergläubische Sujets und Motive im Werk des Nürnberger Künstlers.
- 35 Vgl. Radbruchs Brief an Hartlaub vom 6. Januar 1943, GRGA, Bd. 18 (wie Anm. 18), S. 206f. – Es blieb dann aber schließlich bei einem schlichten Holzkreuz, das auf dem Familiengrab auf dem Heidelberger Bergfriedhof an den gefallenen Sohn erinnert.
- 36 Dieser Aufsatz wurde zunächst 1946 in einer Kulturzeitschrift und dann noch einmal 1948 in einem von Radbruch herausgegebenen Sammelband publiziert. Im Vorwort dieses Sammelwerkes werden auch Hartlaubs Studien zu den geistesgeschichtlichen Grundlagen der Freimaurerei erwähnt. Der strafrechtshistorische Aufsatz ist jetzt abgedruckt in GRGA, Bd. 4 (Kulturphilosophische und kulturhistorische Schriften), 2002, S. 283ff.
- 37 Der Sammelband *Elegantiae Juris Criminalis*. Sieben Studien zur Geschichte des Strafrechts, Basel 1938 enthält den Aufsatz „Hans Baldungs Hexenbilder“.
- 38 Der Todestraum des Hans Baldung Grien (1960), jetzt wieder abgedruckt in: Hartlaub (wie Anm. 12), S. 275ff. In diesem Aufsatz unternimmt Hartlaub den Versuch, Baldungs Holzschnitt „Der behexte Stallknecht“ zu interpretieren.
- 39 Zu seinem Lebensweg vgl. Monika Marose: *Unter der Tarnkappe. Felix Hartlaub – Eine Biographie*, Berlin 2005.
- 40 Sein Talent als phantasiebegabter Zeichner zeigte sich schon früh im Kindesalter. Vgl. hierzu den schönen Ausstellungskatalog: Inge Herold, Ulrike Lorenz (Hgg.): *Felix Hartlaub. Gezeichnete Welten*, Heidelberg 2012.
- 41 Aus heutiger Sicht mutet es kurios an, dass der Sohn des abgesetzten Museumsdirektors in die Kommandozentrale der NS-Militärführung versetzt wurde.
- 42 1955 wurde er vom Amtsgericht Heidelberg offiziell für tot erklärt.
- 43 Diese Aufzeichnungen umweht also eine Kühle, die an die Kunst der „Neuen Sachlichkeit“ erinnert; zugleich wird auch schon der Stil der „Kahlschlagliteratur“ bzw. „Trümmerliteratur“ vorweggenommen. Am Neubeginn in der „Stunde Null“ konnte sich der Schriftsteller Felix Hartlaub aber leider nicht mehr beteiligen.
- 44 Vgl. Ewenz (wie Anm. 29), S. 179.
- 45 So Felix Hartlaub in seinem letzten Brief an Gustav Radbruch (30. Mai 1944), abgedruckt in: Ewenz (wie Anm. 29), Bd. 1 (Texte), S. 715.
- 46 Zu der jahrzehntelangen Freundschaft zwischen Radbruch und Kantorowicz und zu den Gemeinsamkeiten ihres rechtsphilosophischen Denkens vgl. Frank Saliger, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie (ARSP)*, Bd. 93, Wiesbaden 2007, S. 236ff. – Radbruchs engster Freund war im Februar 1940 im Exil in Großbritannien verstorben.
- 47 GRGA, Bd. 18 (wie Anm. 18), S. 177.

Jacqueline Dotzer

Heimtücke, Hochverrat, Widerstand

Die Verfolgung und Verurteilung des jüdischen und sozialistischen Studenten Helmut Meyer.

Wie bereits hinreichend erforscht, waren jüdische Deutsche schon bald nach dem Herrschaftsantritt der NSDAP der stetig wachsenden Diskriminierung ausgeliefert. Auch für den Raum Heidelberg sind die nationalsozialistische Diktatur und die damit verbundenen Folgen für die Juden gut erforscht. Mehr als die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Heidelbergs sah sich, solange es noch möglich war, zur Auswanderung gezwungen. Obwohl in diesem Zusammenhang bereits aussagekräftige autobiografische Texte vorliegen, muss an dieser Stelle auf das Forschungsdefizit in Bezug auf die individuellen Beweggründe der Emigranten hingewiesen werden. Die vorliegende Studie setzt sich zum Ziel einen Beitrag zu diesem bestehenden Forschungsdesiderat zu leisten.¹

1. Quellenlage

Auf das persönliche Schicksal des jüdischen Emigranten Helmut Meyer wurde die Verfasserin bei der Lektüre eines Aufsatzes von Max Ludwig Oppenheimer² aufmerksam, in dem erwähnt wurde, dass Meyer im Jahre 1936 wegen eines Briefs mit antifaschistischem Inhalt zu zehn Monaten Haft verurteilt worden war.³ Besonders bemerkenswert ist, dass es Meyer dennoch im Oktober 1938, kurz vor der Reichspogromnacht und der darauf folgenden Verschärfung der nationalsozialistischen Judenpolitik, gelang, Deutschland zu verlassen. Der „Fall“ Helmut Meyer erscheint daher einzigartig und eine Rekonstruktion seines Schicksals unabdinglich. Neben Unterlagen aus dem Heidelberger Universitätsarchiv und dem Wieslocher Stadtarchiv konnten im Generallandessarchiv Karlsruhe Akten über den Prozess gegen Meyer aufgefunden und ausgewertet werden.⁴ Des Weiteren konnten anhand der Anträge auf Wiedergutmachung von Helmut Meyer in den Jahren 1950 und 1959 weitere Bruchstücke in diesem Mosaik der Erinnerungen ermittelt werden.⁵ Außerdem wurde im wissenschaftlich-politischen Nachlass von Max Ludwig Oppenheimer ein nicht verwirklichtes Buchkonzept zur Verfolgung und zum Widerstand der Heidelberger Juden 1933 bis 1945 entdeckt, das ein kurzes Kapitel über die „Gruppe Helmut Meyer“ enthalten sollte.⁶

2. Biografische Hinweise

Helmut Willi Julius Meyer wurde am 25. Januar 1912 als einziger Sohn von Harry und Meta Meyer in Konstanz geboren.⁷ Sein Vater stammte aus Lippehne in Westpommern und war Kaufmann im Bereich Filmreklame und Werbung. Bereits vor 1800 war die Familie von Harry Meyer im heutigen Brandenburg als Kaufleute ansässig gewesen. Seine Mutter wurde als Meta Lewin in Thorn in Westpreußen gebo-

ren und war Hausfrau. Auch die Familie Lewin war schon 1780 in Westpreußen ansässig und entschied sich 1920 für die deutsche Staatsangehörigkeit.⁸ Über die Kindheit Helmut Meyers ist wenig bekannt. Offensichtlich war das Ehepaar Meyer vor der Geburt ihres Sohnes Helmut nach Konstanz umgesiedelt und zog im Verlauf seiner Kinderjahre nach Heidelberg um. Die Familie Meyer war Teil der assimilierten jüdischen Gemeinde in Heidelberg und lebte in der Steubenstraße 36. Der junge Helmut besuchte bis 1931 das Heidelberger Gymnasium, wo er als ein gut begabter, vielseitig interessierter Schüler auffiel.⁹ Am 21. April 1931 schrieb sich der neunzehnjährige Helmut Meyer an der Universität Heidelberg für das Jurastudium ein.¹⁰ Im Jahr der Machtübernahme der Nationalsozialisten unternahm er eine mehrmonatige Fußreise durch ganz Italien bis in die Region Sizilien.¹¹ Diese Reise fiel in die Zeit der Judenboykottaktion vom 1. April 1933 und dem Beginn systematischer Repressionen gegen Juden.¹² Wie Max Oppenheimer betont, sei die jüdische Gemeinde trotz all der Ausschreitungen dennoch nicht „trauernd in ihren Wohnungen gesessen“, sondern betrieb in den 1930er Jahren ein reges kulturelles Leben, vor allem dank der zahlreichen Vereine aus der Zeit der Weimarer Republik.¹³ Auch Helmut Meyer war Mitglied des jüdischen Sportvereines. Als sich nach einer Verordnung des Reichssportführers die jüdischen Sportvereine dem Sportbund Schild des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“ oder dem Verband „Makkabi Deutschland“ unterordnen sollten, regte der Vorstand des Heidelberger Vereins an, sich dem zionistisch ausgerichteten Makkabi-Bund anzugliedern. Helmut Meyer war mit diesem Anschluss nicht einverstanden und trat aus dem Sportverein aus.¹⁴ Für Meyer spielte seine Religionszugehörigkeit allem Anschein nach eine nebensächliche Rolle. In erster Linie betrachtete er sich als Deutscher und war stolz auf seine deutschen Wurzeln.¹⁵ Er lehnte den Zionismus ab und war der Meinung, „dass das Judentum in der Diaspora viel länger gedauert habe, als die Geschichte des jüdischen Volkes in Palästina.“¹⁶ Auch die Aussage eines weiteren Zeitgenossen gibt Auskunft über Meyers Selbstverständnis als Deutscher:

„Meyer war deutsch bis auf die Knochen. Er fühlte sich 100% als Deutscher. Er verneinte das Bestreben der zionistischen Richtung. Er brachte mir Unterlagen, dass seine Vorfahren schon seit etwa 100 Jahren in Deutschland wohnten und er sich infolgedessen verbunden fühle für Deutschland.“¹⁷

Doch für die Nationalsozialisten war Helmut Meyer in erster Linie ein Jude. Meyer war, da er sich schon 1931 immatrikuliert hatte, nicht von dem 1933 etablierten Numerus clausus für jüdische Studierende betroffen.¹⁸ Er trat niemals einer politischen oder konfessionellen studentischen Verbindung bei, obwohl er die Gelegenheit dazu gehabt hätte.¹⁹ Dies lag vermutlich daran, dass „seine [politischen] Ansichten durchaus nicht parteimäßig einseitig [waren], sondern auf einer sehr genauen Orientierung über die Lage [...] gründeten.“²⁰ Um seinen Platz an der Universität Heidelberg zu sichern, musste Helmut Meyer jedoch im Wintersemester 1935/36 einen Nachweis des Frontkämpferstatus seines Vaters erbringen.²¹ Weiterhin ist über Meyer bekannt, dass er sich neben dem Jurastudium mit wirtschaftlichen und politischen Schriften beschäftigte und zahlreiche Fremdsprachen erlernte.²² In seiner Studentenakte ist vermerkt, dass Meyer sich in den Sommersemestern 1935 und 36 sowie im Wintersemester 1935/36 vom Belegen der Vorlesungen befreien ließ, um seine

Dissertation über ein Thema des römischen Rechts bei Prof. Ernst Levy fertigzustellen.²³

Da es für Juden bald schwierig wurde, sich öffentlich zu treffen, kamen Helmut Meyer und sein jüdischer Freundeskreis jeden Freitagabend in der Wohnung der Familie Meyer zusammen, um den Sabbat zu feiern. Meyer beschreibt die Abende als Zusammenkommen geselliger Natur, an denen Bowle getrunken, geraucht und Unterhaltungen über religiöse und allgemeine Themen geführt wurden. Auch die „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935 und durch sie legalisierte rechtliche Degradierung von Juden wurden bei diesen Versammlungen thematisiert.²⁴ Im Januar 1936 lernte Meyer die in Heidelberg Dolmetscher studierende Anneliese Bauer aus Bensheim kennen. Ab April trafen sich die jungen Leute fast täglich, während der vorlesungsfreien Zeit schrieb sich das Paar Briefe.²⁵ Am 12. Juni 1937 wurde Helmut Meyer dauerhaft vom Studium an allen deutschen Hochschulen ausgeschlossen. Der Grund: Heimtücke.²⁶

3. Vorwürfe, Verfahren, Verurteilung

Helmut Meyer wurde am 12. August 1936 von der Landeskriminalpolizei bei der Polizeidirektion Heidelberg wegen eines politischen Delikts festgenommen. Im Haftbefehl vom 13. August 1936 steht, dass Meyers Vergehen nach § 1 des „Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“ vom 20. Dezember 1934 strafbar ist.²⁷ „Heimtücke“ ist ein besonderer Strafbestand, den die Nationalsozialisten eigens entwickelt hatten. Neben Tatsachenäußerungen wurden auch Meinungen und Werturteile systematisch unter Strafandrohung gesetzt. Zur Aburteilung der „Heimtückefälle“ wurden am 21. März 1933 in allen Oberlandesgerichtsbezirken des deutschen Reiches Sondergerichte eingerichtet.²⁸ Die Rechte der Beschuldigten waren auf ein Minimum reduziert – die Ladungsfrist für den Angeklagten betrug nur noch drei Tage, das Urteil wurde mit Verkündung rechtskräftig und der Verurteilte besaß keine Möglichkeit weitere Rechtsmittel anzuwenden.²⁹ Auch im Fall Helmut Meyer ermittelte die Gestapo der Landeskriminalpolizeistelle bei der Polizeidirektion Heidelberg für den Prozess am Sondergericht Mannheim. Im Haftbefehl vom 13. August wird der Tatbestand samt Beweismittel gegen Meyer festgehalten. Meyer habe sich der Heimtücke schuldig gemacht, indem er sich in einem Briefe an Anneliese Bauer „in gehässiger und von niedriger Gesinnung bezeugender Weise“ über Verhältnisse in Deutschland geäußert hat.³⁰ Der zuständige Staatspolizeianwärter zitierte zum Beweis folgende Stelle des Briefes:

„Auf dem Neckar-Vorland halten sie gegenwärtig Strandfest. Das Blumenboot-Korsofahren wies etwa schäbig geschmückte Fischerkähne auf, das Feuerwerk hatte 6,5 Raketen, Drehorgeln, Tanzpodium, Weinzelt, und das Liter Bier zu 80-, wie lange täuscht sich dieses Land noch mit billigen Vergnügen über seinen wahren Zustand hinweg? Wir haben eine Hand voll verbissener Idealisten nötig. Was die Emigrantenmeldungen aus Sp[anien] angeht, so sind sie wie alle Emigrantenberichte fragwürdig bis tendenziös und durchweg gegen die Madrider Regierung gerichtet. Allein was haben die Herrschaften de facto in vier Wochen ihres Putsches bisher erreicht? Nicht mehr als eine fürchterliche Bestrafung der aufständischen Armee für ihren Volksverrat [...].“³¹

Wie in dem Brief offensichtlich wird, bekundet Meyer seine Abneigung gegen die Herrschaft der Nationalsozialisten in Heidelberg und äußert Sympathien für die spanischen Republikaner und gegen die Franco-Putschisten. Helmut Meyer wurde bereits einen Tag nach der Entdeckung des Briefes inhaftiert.³² Beim Verhör gab Meyer an, den Brief in einem Zustand der Gemütsverstimmung geschrieben zu haben und den Inhalt selbst nicht zu verstehen. Doch diese Aussage entlastete ihn nicht, sondern wurde von dem Gestapobeamten dazu verwendet, ihn als „besonders raffinierten Juden“ zu kennzeichnen. Meyers Religionszugehörigkeit wird in den Ermittlungsakten mehrfach betont.³³ Am 1. September 1936 wurde eine Hausdurchsuchung bei Meyer vorgenommen, bei der ausländische Zeitungen und Briefe sowie zahlreiche verbotene kommunistische und sozialistische Bücher und Schriften gefunden wurden.³⁴ Außerdem wurden zwei Notizbücher aus dem Besitz von Meyer beschlagnahmt.³⁵ Zum Tatbestand der kritischen Äußerung gegen die regierende Partei und ihre Politik kam somit nach dieser Hausdurchsuchung der unter Strafdrohung stehende Besitz von verbotenen Materialien hinzu. Die kommunistische Ausrichtung der Mehrzahl seiner Bücher verleitet die Gestapo zu der Annahme, dass es sich bei Meyer um einen Kommunisten handle. Ein besonders entscheidendes Indiz war, dass mehrere selbstverfasste regimekritische Gedichte in Meyers Notizbuch gefunden wurden. (Siehe Anhang)

Die nachfolgenden Ermittlungen, das heißt vor allem die Zeugenbefragungen der Gestapo, konzentrieren sich hauptsächlich auf das Auffinden von Beweisen, dass Meyer diese politischen Gedichte, bei denen das nationalsozialistische Regime in ein negatives Licht gerückt wird, öffentlich vorgetragen und dadurch seine kommunistische Gesinnung „unter das Volk gebracht“ hat. Diese Beweise würden Meyer – juristisch gesehen – unter das politische Strafrecht der Nationalsozialisten im engeren Sinne stellen und seine „Taten“ könnten damit als Hochverrat ausgelegt werden. Jegliche Stellungnahmen Meyers zu seiner Verteidigung, dass er niemals einer politischen Partei angehört habe, die Gedichte aufgrund seiner Gemütsverstimmung aufgrund der politischen Ereignisse geschrieben und niemals einer anderen Person vorgelesen oder gezeigt habe, werden von der NS-Behörde unbeachtet gelassen, obwohl die Nachforschungen und Zeugenbefragungen der Gestapo nichts Gegenteiliges beweisen konnten.³⁶ Insgesamt werden von den Beamten 18 (!) Personen, mit denen Meyer im Verlaufe seines Lebens in Kontakt getreten war, wie beispielsweise Freunde, ehemalige Lehrer oder Schulkameraden ermittelt und befragt.³⁷ Die Anzahl der Personen und auch die zeitliche Länge der Ermittlungen von etwa fünf Monaten zeigen auf, für wie schwerwiegend die Tat von den Nationalsozialisten gehalten wurde. Obwohl die von Meyer bekundete Einstellung zu Deutschland und zum Zionismus von allen Befragten mit Nachdruck bestätigt wurde und jegliche gegen das Regime gerichtete Äußerungen durch Meyer verneint wurden, hatte dies keinen Einfluss auf die Einschätzung der Beamten.³⁸ Verständlicherweise wollten Meyer und seine Freunde um jeden Preis den Verdacht vermeiden, dass Meyer Anführer einer politischen (Widerstands-)Gruppe gewesen sein könnte. Ein Glück für Helmut Meyer, dass die Gestapo keinerlei Anhaltspunkte für (s)eine studentische Widerstandsgruppe fand.

Laut Max Oppenheimer versammelte Meyer zu dieser Zeit nämlich einen Kreis von fünf bis sechs Gleichgesinnten um sich, der sich auf einer Insel im Neckar, etwa auf der Höhe des heutigen Thermalbads, traf. Eine Aktivität dieser Gruppe war das Abhören des Senders der Internationalen Brigaden aus Madrid. Ein Produkt der Gruppe war ein Flugblatt zum Spanischen Bürgerkrieg, in dem ein Aufruf zum Widerstand gegen den Krieg enthalten war. Dieses Flugblatt wurde von einer Frau aus Hockenheim abgetippt, in der Rohrbacher Straße in der Wohnung eines früheren Mitgliedes der KPD vervielfältigt und in verschiedenen Briefkästen verteilt.³⁹

Wie bereits erwähnt, fällt die extensive Dauer und Intensität der Ermittlungen im Fall Meyer auf.⁴⁰ Das Urteil des Mannheimer Sondergerichts bringt Licht in diese ungewöhnliche lange akribische Suche von Indizien durch die Heidelberger Gestapo. Am 18. Dezember 1936 fand die Verhandlung vor dem Sondergericht Mannheim statt. Die Anklage lautete nun aber nicht auf Heimtücke, sondern bezieht sich auf die sogenannte Reichsbrandverordnung, d.h. die Verordnung zum Schutz von Volk und Staat, die von den NS-Machthabern nach dem Reichstagsbrand „zur Abwehr kommunistischer und staatsgefährdender Gewaltakte“ erlassen wurde. Das Verfahren gegen Meyer wurde also deutlich aufgewertet gegenüber dem bloßen Heimtückeverdacht.⁴¹ Am 18. Dezember 1936 wird Helmut Meyer vom Sondergericht Mannheim als Staatsfeind verurteilt. Meyer gilt für das Gericht als politischer Schädling kommunistischer Ausrichtung. Das Urteil des Sondergerichts lautete 10 Monate Gefängnis unter Anrechnung der Untersuchungshaft.

Wie bei den Sondergerichten üblich, trat das Urteil sofort nach der Verhandlung in Kraft. Nach der Verbüßung eines Teils der Haftstrafe im Landesgefängnis Bruchsal wurde Meyer von der Gestapo ins „Konzentrations- und Schulungslager“ Kislau bei Kronau in Baden gebracht und daselbst von 15. Juni 1937 bis zum 15. November 1937 inhaftiert.⁴² Von Juni bis Juli 1938 wurde er erneut von der Gestapo verhaftet und für die Dauer eines Monats im Heidelberger Gefängnis inhaftiert.⁴³ Der Entschluss zur Emigration war zu diesem Zeitpunkt vermutlich bereits längst gefasst.

4. Flucht und Emigration

Wie die Mehrheit der jüdischen Emigranten aus Heidelberg entschied sich Helmut Meyer für die USA als Flucht- und Aufnahmeland.⁴⁴ Aus seinem Schreiben vom 5. März 1953 an das Landgericht Karlsruhe geht hervor, wie Helmut Meyer 1938 emigrierte. Zur Erlangung des amerikanischen Visums reiste sein Vater dreimal nach Stuttgart, er selbst zwei weitere Male. Außerdem reiste Helmut Meyer mehrmals nach Mannheim, um dort die sogenannten „Unbedenklichkeitsbescheinigungen“ und die, wie er sie selbst nennt, „weißen Scheine“ vom Sondergericht Mannheim zu erhalten. Am 24. Oktober 1938 fuhr er von Heidelberg nach Hamburg und hielt sich dort zwei Tage auf. Mit dem Transportunternehmen Hapag nahm er am 26. Oktober 1938 eine Überfahrtspassage von Hamburg nach New York.⁴⁵ Seine Eltern erleben das Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft nicht.⁴⁶ Der politisch Verfolgte Helmut Meyer hätte den Untergang der NS-Diktatur vermutlich ebenfalls nicht

überlebt, wenn er mit seiner Emigration nach Übersee nur wenige Tage gewartet hätte.⁴⁷

Am 27. Dezember 2004 ist Helmut Meyer in New York gestorben. Im Juni 1951 wurde das Strafurteil gegen ihn vom Präsidenten des Landes Baden aufgehoben. Seine Anträge auf Wiedergutmachung von 1951 und 1959 bedürfen noch der Aufarbeitung, ebenso sein weiterer biografischer Weg in den USA.

5. Anhang

Gedichte aus dem schwarzen Notizbuch von Helmut Meyer, vgl. GLA 507 Sondergericht Mannheim wegen kommunistischer Betätigung, Nr. 2398c-d.

Den Toten von Dachau (1933)

Mondüber wandern Wolken durch die Nacht
Des Himmels Lichter haben sich verborgen
So grau wie Scham und ferner als der Morgen
Kein Sternenschauer fällt in diese Schlacht.

Sie mordet wie durch Henkershand geheim
Die tapfer schönsten unsrer treuen Söhne
Der Jammerruf der klagenden Kamaene
Erreicht Euch spät doch süß wie Abendseim.

Es gibt ein Pflänzlein heißt Revolution
Wir müssen es mit gutem Blute düngen
Drum wird es schießen, blühen, Frühling bringen
Der Welt zum Leben und dem Tod zum Lohn!

Rot ...

Rot ist die Sonne, wenn sie scheidend sinkt
Rot öffnen sich die Blumen in der Nacht.
Rot glüht das Feuer das von fernher winkt
Rot blüht ein zarter Frauenmund der lacht.
Rot kreist im Aderlauf das warme Blut
Rot sprüht auf Stirn und Wangen tiefe Scham.
Rot schwillt im Herzen Mut und tolle Wut
Rot lichten sich die Augen voller Gram
Rot nickt am Ackersrand der junge Mohn
Rot leuchtet es um Feld um Flur um Saat
Rot wartet Bubensinn auf schieren Lohn
Rot kommt das Ende über rohe Tat
Rot trägt ein Morgen, röter als Rubin
Rot streicht der Richter aus dem Welten Buch
Rot wird das Schwert die neuen Grade ziehen
Rot wie der Wein und unser Fahmentuch.

Warte-Lied

Wir überdauern Tag um Tag
End' unsrer Träume
Hammerschlag.
Den blassen Leib ergreift Gefahr.
Die Drohnen weben Jahr um Jahr.
Sie schaffen nicht und fressen bloß die schmalen Brote
Stoß um Stoß

Brich durch die Erde
Wo du seist
Zu näher Fährte
Schöpfergeist.

(Goethe)

Anmerkungen

- 1 Norbert Giovannini, Jo Bauer, Hans-Martin Mumm: Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992; Norbert Giovannini, Frank Moraw: Erinnerungtes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs, Heidelberg 1998 sowie Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945, Heidelberg 2011.
- 2 Max Oppenheimer: Sozialer Zusammenhalt und kulturelles Ghetto. Die Lebenssituation Heidelberger Juden vom Beginn der nationalsozialistischen Machtübernahme bis zur Deportation, in: Giovannini et al.: Jüdisches Leben (wie Anm. 1), S. 107–116. Zu Max Oppenheimer siehe Giovannini et al.: Erinnern (wie Anm. 1), S. 322. Max Ludwig Oppenheimer (1919–1994) war Sohn des aus Dossenheim stammenden Regierungsbaurats und späteren Fabrikdirektors Leopold Oppenheimer und seiner Ehefrau Rositta Oppenheimer, die nach der Rückkehr aus Frankreich viele Jahre Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Heidelbergs war. Max, der bis 1936 das Heidelberger Gymnasium besuchte, floh 1939 nach Großbritannien, wo er in der Industrie arbeitete und sich der sozialistischen Linken anschloss. Nach der Rückkehr 1947 engagierte sich Max Oppenheimer in der KPD, der DKP und der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), publizierte zahlreiche Untersuchungen zur Widerstandsgeschichte und Arbeiterbewegung und editierte das Tagebuch seines 1945 in Buchenwald verstorbenen Bruders Hans.
- 3 Oppenheimer: Sozialer Zusammenhalt (wie Anm. 2), S. 115.
- 4 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH): Studentenakte Helmut Willi Meyer; Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 507 Sondergericht Mannheim wegen kommunistischer Betätigung Nr. 2398c-d, Name: Meyer, Hellmut Julius Willi.
- 5 GLA 480 Landesamt für Wiedergutmachung Karlsruhe Nr. 7506, Nr. 1–2 Name: Helmut Meyer.
- 6 Wissenschaftlich-politischer Nachlass von Max Ludwig Oppenheimer, Stadtarchiv Wiesloch (StAW) 1998, bearbeitet von Manfred Stange 2002.
- 7 Es fanden sich in den besuchten Archiven unterschiedliche Schreibweisen des Namens wie Hellmut Willi Meyer, Hellmut Harry Meyer, Hellmut Willi Julius Meyer oder Helmut Julius Meyer. Im Folgenden soll der Betreffende gemäß der am häufigsten gefundenen Schreibweise als „Helmut Meyer“ bezeichnet werden; Giovannini et al.: Erinnern (wie Anm. 1), S. 296.
- 8 Ebd.; vgl. GLA 507 Nr. 2398c, 79: Stellungnahme Helmut Meyers an den Oberstaatsanwalt vom 18.9.1936.
- 9 GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Dr. Hermann Ostern, Prof. i.R. Karl Reinig.
- 10 UAH: Studentenakte Helmut Meyer: Anmeldung zur Immatrikulation an der Universität Heidelberg 1931.

- 11 GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Kurt Wildhagen; zu den Wahlerfolgen der NSDAP im ursprünglich nationalliberal geprägten Baden von 1930–1933 siehe Antje Sommer: Der Aufstieg der NSDAP in Heidelberg 1928–1933, in: Jörg Schadt, Michael Caroli (Hgg.): Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, Heidelberg 1985, S. 32–41.
- 12 Zum Judenboykott Arno Weckbecker: Phasen und Fälle der wirtschaftlichen „Arisierung“ in Heidelberg 1933–1942, in: Giovannini et. al.: Jüdisches Leben (wie Anm. 1), S. 143ff.
- 13 Zu den ortsansässigen Vereinen: Oppenheimer (wie Anm. 2), S. 108.
- 14 GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Karl Wertheimer: „[...] denn er war ziemlich deutsch eingestellt. Dieses bestätigt sein Austritt aus dem zionistisch gerichteten Sportverein“; vgl. ebd. Aussage Berthold Sulkes; vgl. Wolf Dieter Mattausch: Sport, in: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 2007, S. 278. 1933 wurden die Sportverbände im Sinne der NS-Ideologie indoktriniert und der Ausschluss der jüdischen Mitglieder vollzogen, ohne dass die politische Führung dies ausdrücklich gefordert hat.
- 15 GLA 507 Nr. 2398c, 79: Stellungnahme Helmut Meyer.
- 16 GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Ludwig Kaufmann.
- 17 Ebd.: Aussage Albert Sulkes.
- 18 Wolfgang Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 62f; Weckbecker: Arisierung, in: Giovannini et al.: Jüdisches Leben (wie Anm. 1), S. 38.
- 19 GLA 507 Nr. 2398c, 79: Stellungnahme Helmut Meyer.
- 20 GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Kurt Wildhagen.
- 21 UAH Studentenakte Helmut Meyer: Ahnennachweis 1935.
- 22 GLA 507 Nr. 2398c, 53: Landeskriminalpolizeistelle Gestapo bei der Polizeidirektion Heidelberg an den Herrn Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Mannheim vom 9.9.1936: Aussage Helmut Meyer; GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Kurt Wildhagen.
- 23 UAH Studentenakte Helmut Meyer: Beurlaubungsgesuche an das Rektorat der Universität Heidelberg; vgl. Eckart: Universität Heidelberg (wie Anm. 18), S. 261 sowie ebd., S. 271f.; Ernst Levy (1881–1968) war Ordinarius für römisches und deutsches bürgerliches Recht an der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg. Er wurde im Januar 1935 seiner Funktionen enthoben und ab Januar 1936 in den Ruhestand versetzt. Levy emigrierte in die USA.
- 24 GLA 507 Nr. 2398c, 114: Aussage Helmut Meyer.
- 25 GLA 507 Nr. 2398c, 53: Aussage Anneliese Bauer.
- 26 UAH Studentenakte Helmut Meyer: Exmatrikulationsbescheid.
- 27 GLA 507 Nr. 2398c: Haftbefehl Landeskriminalpolizeistelle Gestapo bei der Polizeidirektion Heidelberg vom 13.8.1936; zur „Heimtücke“-Verordnung siehe Bernward Dörner: „Heimtücke“. Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland, Paderborn u.a. 1998, S. 17–20: Dieses Gesetz löste die sog. „Heimtücke-Verordnung“ vom 21.3.1933 ab und erweiterte deren Strafrahmen maßgeblich.
- 28 Dörner (wie Anm. 27), S. 36: Im Laufe der nationalsozialistischen Diktatur weitete sich der Aufgabenbereich der Sondergerichte jedoch in so starkem Maße aus, dass sie die ordentlichen Gerichte als Regelgerichte de facto ablösten.
- 29 Ebd., S. 19.
- 30 GLA 507 Nr. 2398c: Haftbefehl vom 13.8.1936.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd., Hinweise auf Meyers Inhaftierung am 12.8.1936, einen Tag nach der Entdeckung des Briefes am 11.8.1936 bei der Devisenüberwachungsstelle Heidelberg.
- 33 Ebd.
- 34 Ebd., Landeskriminalpolizeistelle Gestapo bei der Polizeidirektion Heidelberg. Ermittlungen Gestapo vom 1.9.1936. Bei den Büchern und Schriften handelt es sich um folgende Titel: Josef Stalin: Lenin und der Leninismus; Rosa Luxemburg: Briefe; Leitfaden zur Geschichte der Arbeiterbewegung; Lehrbücher über den proletarischen Klassenkampf; Das kommunistische Manifest; Rosa Luxemburg: Briefe an Karl und Luise Kautsky, Über den Reformismus: Elementarbücher des Kommunismus; Rosa Luxemburg: Briefe aus dem Gefängnis; Platz! Dem Arbeiter, Reden von August Bebel; Karl Radek, die Offensive des Weltkapitals und die Taktik der kommunistischen Internationale; Marxistische Schülerzeitung (November 1930); russische Tageszeitung Prawda vom 13.3.1935.

- 35 Ebd., Ermittlungen Gestapo vom 1.9.1936.
- 36 Ebd., Sämtliche Befragungen von oder zu Meyer.
- 37 GLA 507 Nr. 2398c, 114. Zeugen waren Albert Kaufmann, Ludwig Kaufmann, Karl Wertheimer, Berthold Sulkes, Albert Sulkes, Dr. Hermann Ostern, Karl Reinig, Gustav Klingenstein, Albert Sandhaas, Heinrich von Müller, Walter Ammann, Hans Schlüter, Karl Fiederli, Wilhelm Plank, Kurt Wildhagen, Kurt Mampel, Maria Plank sowie (GLA 507 Nr. 2398c, 53) Anneliese Bauer.
- 38 GLA 507 Nr. 2398c: Aussage Albert Kaufmann zum Inhalt der Treffen bei Meyer: „Über politische Tagesfragen wurde dabei auch als gesprochen, weil dieses Zusammenkommen auch den Zweck haben sollte, dass wir uns über das und jenes aussprechen können, weil solches uns als Juden anderen Orts so gut wie unmöglich ist. Es wurden Tagesfragen berührt, welche die Zeitungen brachten, so auch die Nürnberger Gesetze.“
- 39 Oppenheimer (wie Anm. 2), S. 115. Leider konnten weder im Nachlass Oppenheimers im StAW noch in anderen lokalen Archiven weitere Informationen zu dieser Widerstandsgruppe ermittelt werden. Max Oppenheimers Erinnerungsvermögen war indes bis ins hohe Alter außergewöhnlich gut, auch wenn die Angaben in dem o.g. Artikel teilweise korrigiert werden müssen.
- 40 Besonders die Zeitspanne zwischen Inhaftierung und Hausdurchsuchung, dem Verhör der Anneliese Bauer und der Vernehmung der Zeugen sowie die Zeitspanne von eben diesem Verhör und dem Prozess am 18.12.1936 sind höchst ungewöhnlich für einen „Heimtücke“-Prozess.
- 41 GLA 480 (wie Anm. 5) Nr. 7506, Nr. 1: Name: Helmut Meyer: Generalsanwaltschaft der rassistisch, religiös und politisch Verfolgten Karlsruhe an das badische Landesamt für Wiedergutmachung am 26.6.1950. Zur Verordnung siehe Reichsgesetzblatt I/1933, Nr. 17, 28.2.1933, S. 38, zitiert nach: <https://www.kiel.de/kultur/stadtgeschichte/erinnerungskultur/hindenburg/dokumente/VerordnungzumSchutzvonVolkundStaat.pdf>
- 42 GLA 480 (wie Anm. 5), Nr. 7506, Nr. 1–2: Name: Helmut Meyer. Als Beweis für diese Haft liegt den Unterlagen eine „Abrechnungskarte“ des Lagers Kislau bei.
- 43 Ebd.
- 44 Arno Weckbecker: Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933–1945, in: Schadt, Caroli (wie Anm. 11), S. 448.
- 45 Giovannini et al.: Erinnern (wie Anm. 1), S. 296; GLA 480 (wie Anm. 5).
- 46 Giovannini et al.: Erinnern (wie Anm. 1), S. 296: Seine Mutter Meta Meyer wurde am 22.10.1940 nach Gurs und am 10.8.1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert. Sein Vater Harry Meyer, der sich 1940 auf Reisen befand, wurde am 24.4.1942 nach Izbica deportiert und von dort aus nach Auschwitz verbracht. Beide wurden 1945 amtlich für tot erklärt.
- 47 Vgl. Anm. 46. Am 27.12.2004 starb Helmut Willi Meyer in New York; an dieser Stelle darf der Hinweis nicht fehlen, dass das Schicksal Helmut Meyers im Exilland sowie die von ihm 1950 und 1959 erstellten Anträge auf Wiedergutmachung noch der Aufarbeitung bedürfen.

Daniela Gress

Der Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ und die Vertreibung der Heidelberger Sinti

Bürgerlicher Antiziganismus und lokale Handlungsspielräume unter dem NS-Regime

Der traditionsreiche Stadtteilverein „Alt-Heidelberg e.V.“ hat sich 2016 der Aufarbeitung eines der dunkelsten Kapitel seiner Geschichte angenommen.¹ Im Jahr 1935 beteiligte sich dessen Vorstand an der von Oberbürgermeister Carl Neinhaus veranlassten und von den städtischen Behörden ausgeführten Vertreibung der in Heidelberg ansässigen Sinti²-Familien. Diese Aktion markierte den Beginn einer Verfolgungsgeschichte, welche für mindestens drei Personen und ein Neugeborenes mit dem Tod im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau endete. Mittels eines stufenförmigen behördlichen Vorgehens wurden Sinti, die größtenteils seit Jahrzehnten im Herzen der Altstadt gelebt hatten, stigmatisiert, an den gesellschaftlichen Rand gedrängt und ihrer ökonomischen Lebensgrundlage beraubt – mit dem Ziel, sie aus der Altstadt zu verdrängen.³

Dieses Vorgehen resultierte aus der stereotypen Wahrnehmung der Sinti als „Zigeuner“⁴, die in der wissenschaftlichen Forschung als Antiziganismus bezeichnet wird. Damit verbunden sind Vorurteile, Bilder sowie daraus resultierende Diskriminierung, Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung, die als „historisch gewachsene[...] und sich selbst stabilisierende[...] soziale[...] Phänomen[e]“⁵ zu bewerten sind und nicht erst unter dem NS-Regime entstanden. Sie reichen bis in die Frühe Neuzeit zurück und waren unmittelbar mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaften verbunden.⁶ Die Wirkungsweise von Antiziganismus liegt in einer Homogenisierung, Stigmatisierung und Reduzierung der betroffenen Individuen auf die Mitgliedschaft in einer als Gegenbild zur Mehrheitsgesellschaft konstruierten Gruppe der „Zigeuner“, der etwa „deviante“, „delinquente“, oder „vormoderne“ Eigenschaften zugeschrieben werden. Diese Zuschreibungen unterscheiden sich von realen Personen und ihrer sozialen Lebenswirklichkeit, weshalb es bei der historischen Quellenarbeit zu beachten gilt, dass der „Zigeuner“-Begriff nichts über das Selbstverständnis der so Bezeichneten aussagt. Die Kategorisierung als „Zigeuner“ diente den Behörden dazu, über Freizügigkeits- und Freiheitsrechte von Personen zu entscheiden, die weder als homogene Gruppe angesehen werden können, noch ausschließlich der ethnischen Minderheit der Sinti und Roma angehörten.⁷ Vielmehr wurden hauptsächlich Menschen unter Generalverdacht gestellt, die ein ambulantes Gewerbe betrieben. Die Behörden sahen mobile Berufe, etwa als reisende Händler, die traditionell von ärmeren Bevölkerungsschichten ausgeübt wurden, als „unstet“ sowie „amoralisch“ und somit als „Gefahr“ für die öffentliche Sicherheit an. Besonders seit dem 19. Jahrhundert wurden als „Zigeuner“ diffamierte Personengruppen zunehmend kriminalisiert und einer restriktiven Gesetzgebung unterworfen mit dem Ziel, sie zur Sesshaftigkeit zu zwingen. In Widerspruch dazu stand andererseits die

Tendenz vieler Kommunen, das Niederlassen von „Zigeunern“ verhindern zu wollen. Damit verbunden nahm die Kontroll- und Vertreibungspolitik gegenüber „Zigeunern“ im Deutschen Reich und während der Weimarer Republik stark zu.⁸

Verschärfung der restriktiven „Zigeunerpolitik“ in Baden seit 1934

Unter der Herrschaft des NS-Regimes wurden „Zigeuner“ zunehmend mittels rassistischer Kriterien klassifiziert, wovon nunmehr fast ausschließlich Sinti und Roma betroffen waren.⁹ Damit wuchs der Verfolgungsdruck nach 1933 erheblich, weshalb seitdem auch Minderheitsangehörige verfolgt wurden, die schon jahrelang sesshaft lebten und bürgerliche Berufe ausübten. Das badische Innenministerium erließ im Mai 1934 eine umfangreiche Anordnung zur „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ an die Bezirks- und Polizeiamter, da sich die „Klagen der Bevölkerung über das Auftreten und das Treiben von Zigeunern und Zigeunerbanden [...] in letzter Zeit verstärkt“¹⁰ hätten – eine Begründung, die in behördlichen Quellen zum sog. „Zigeunerunwesen“ auch schon Ende des 19. Jahrhunderts zu finden ist.¹¹ Obwohl die badische „Zigeunerpolitik“ bereits 1922 durch die reichsweit erstmalige Einführung des Fingerabdruckverfahrens auf diesem Feld professionalisiert und verschärft worden war¹², erschienen dem Innenministerium 1934 „umfassendere Massnahmen zur Erzielung geordneter polizeilicher Zustände notwendig“. Somit wurde eine „Bestandsaufnahme über alle sich in Baden aufhaltenden (sesshaften und umherziehenden) Zigeuner durchgeführt.“¹³ Zu jeder Einzelperson sollten die Polizeibehörden eine Personenkarte und Fingerabdruckblätter anfertigen. Insgesamt wurden bei dieser Aktion 1019 „Zigeuner“ erfasst. Weiterhin beschloss das Innenministerium im Dezember 1934, dass „alle Ausweispapiere für Zigeuner [...] nur mit Zustimmung des Landeskriminalamts Karlsruhe ausgestellt werden dürfen. Dies bezieht sich vor allem auf Pässe, Staatsangehörigkeitsausweise und Wandergewerbescheine.“¹⁴ Damit lag es in der Hand der Polizei, über die Ausstellung von wichtigen Dokumenten für „Zigeuner“ zu entscheiden. 1935 ordnete Paul Werner, der Leiter des Landeskriminalamts Karlsruhe, eine weitere Razzia zur Personenbestandsaufnahme aller badischen „Zigeuner“ innerhalb von drei Tagen an.¹⁵ Diese regional durchgeführten Sondererfassungsmaßnahmen wurden begleitet durch lokale Ausgrenzungsiniciativen, wie das Beispiel Heidelberg zeigt.

Heidelberger Sinti im Visier von NSDAP und Behörden

Mitte der 1930er Jahre wohnten acht Sinti-Familien zentral in der Heidelberger Altstadt zwischen Hauptstraße und Neckar in Höhe der Heiliggeistkirche. Ferner lebten drei weitere Familien im Bierhelder Weg in Rohrbach und sechs in der Industriestraße im Pfaffengrund. Viele von ihnen waren schon seit Jahren in Heidelberg ansässig, fünf ihrer Familiennamen tauchten bereits in den Listen einer Polizeikontrolle aus dem Jahr 1916 auf.¹⁶ Der Zuzug der Familie Reinhard in die Steingasse 18 veranlasste den NSDAP-Ortsgruppenleiter Riehl am 12. Juni 1935 jedoch dazu, Oberbürgermeister Carl Neinhaus schriftlich aufzufordern, die Reinhardts „aus dem Stadtinneren [zu] entfernen“. Dies begründete er wie folgt:

„Die Kinder dieser lumpigen Gesellschaft treiben sich täglich am Neckarstaden und besonders bei der alten Brücke herum [...]. Es gereicht einer Fremdenstadt wie Heidelberg nicht zur Zierde, wenn sich dieses Gesindel am Hauptfremdenverkehrspunkt der Stadt herumtreibt. [...] Ich habe festgestellt, daß in anderen Städten Zigeuner nur außerhalb des Stadtgebiets untergebracht sind, was auch für die Fremdenstadt Heidelberg wünschenswert wäre. Abhilfe tut dringend Not.“¹⁷

Unterstützt wurde dieses Anliegen zwei Tage später durch ein weiteres Schreiben des NSDAP-Kreisorganisationsleiters, der sich ebenfalls über „das Bild badender Zigeunerkinder in der Nähe der Alten Brücke“ beschwerte, da dieses „für Heidelberg [...] nicht gerade erfreulich [...]“ sei.¹⁸ Neinhaus antwortete dem Ortsgruppenleiter, dass er „[z]ufällig [...] persönlich die gleiche Wahrnehmung“¹⁹ gehabt habe und leitete daraufhin eine behördliche Untersuchung des Wohlfahrts- und Jugendamtes ein, um zu prüfen, „ob die Familie nicht ferngehalten werden könne“.²⁰ Obwohl sich die Reinhards nichts hatten zu Schulden kommen lassen, missfiel den lokalen NSDAP-Größen ihre bloße Anwesenheit in der Altstadt in der Nähe von touristischen Attraktionen. Da Neinhaus zunächst davon ausging, dass Sinti von der Fürsorge lebten, erschien ihm die Streichung der Sozialhilfe als geeignete Maßnahme, um die Familie zu einem Wohnungswechsel zu bewegen. Das Bild des „faulen“ „Zigeuners“, der auf „Kosten der Gesellschaft“ lebe, entspringt einer zentralen Vorurteilsstruktur des Antiziganismus, die bereits seit Jahrhunderten tradiert wird.²¹ Die von vielen Sinti traditionell ausgeübten selbstständigen Berufe als Händler oder Musiker waren den Polizeibehörden stets ein Dorn im Auge gewesen, wurden als „unproduktive Gewerbe“ diffamiert, kriminalisiert und mit „Bettel“-Tätigkeiten gleichgesetzt.²²



Der junge Waldemar Franz in der Heidelberger Altstadt, vermutlich in den 1920er Jahren (Bild: Ilona Lagrene)

Nur wenige Tage später besuchte der beim Wohlfahrts- und Jugendamt tätige Oberfürsorger Hofmann die Reinhards und verfasste einen ausführlichen Bericht an Neinhaus, in dem er die sozialen Verhältnisse der siebenköpfigen Familie schilderte. Dabei konnte er jedoch keinen Fürsorgefall feststellen. Im Gegenteil, Vater Johann Reinhard versicherte ganz entschieden, dass „er niemals der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen werde“, obwohl er gerade einkommenslos war, da die Heidelberger Polizeidirektion ihm die Genehmigung zur Betätigung als Musiker entzogen hatte.²³ Somit bestand für den Oberbürgermeister keine Handhabe zur Ausweisung der Familie, jedoch hatte Johann Reinhard selbst um die Zuweisung einer neuen Wohnung gebeten, weshalb Neinhaus dem Ortsgruppenleiter Riehl mitteilen konnte, dass die beanstandete Familie bald außerhalb der Altstadt untergebracht werde. Die Reinhards zogen wenig später in die Industriestraße im Pfaffengrund.²⁴



Anneliese Franz, geb. Steinbach, und Waldemar Franz, 1942. Ein Jahr später wurde Waldemar Franz aus „rassischen Gründen“ aus der Wehrmacht entlassen. Auf Grund hoher Kriegsauszeichnungen blieb er von der Deportation verschont. 1944 geriet das Paar auf Grund seines Heiratswunsches ins Visier der Behörden. Anneliese Franz wurde zwangssterilisiert und die KZ-Haft angedroht. (Bild: Ilona Lagrene)

Etwa zeitgleich hatte sich Kreispropagandaleiter Maier über die „Verhältnisse der Familie Bernhard Birkenfelder“ in der Elisabethstraße in Wieblingen beschwert. In diesem Fall kam das Wohlfahrts- und Jugendamt zu dem Ergebnis, „dass auch diese Familie nicht in der Unterstützung des Amtes steht und daß demzufolge keine gesetzliche Handhabe gegeben ist, die Familie etwa auszuweisen.“²⁵ Jedoch mussten die Birkenfelders auf Klage der Vermieterin ihre Wohnung

räumen und befanden sich bereits auf der Suche nach einer neuen Unterkunft in Heidelberg. Am 24. Juni 1935 teilte der Oberbürgermeister dem Wohlfahrtsamt seinen Beschluss mit, dass „unter allen Umständen verhindert werden [müsse], dass die Familie Birkenfelder in das Stadttinnere zieht“ – und dass das Amt ferner „im Einvernehmen mit der Polizeidirektion“ versuchen solle, die Birkenfelders „ausserhalb der Wohnzentren der Stadt oder der Vororte unterzubringen.“²⁶ Die Familie Birkenfelder musste daraufhin am 19. Juni 1935 nach Rohrbach in ein Armenhaus am Bierhelder Weg ziehen.²⁷

Nur sechs Tage später wandte sich der Rohrbacher NSDAP-Ortsgruppenleiter Förster an Oberbürgermeister Neinhaus mit einer Beschwerde über die „Zuweisung von Zigeunerfamilien ins Rohrbacher Armenhaus am Bierhelder Weg“, wo „das reinste Zigeunerlager“ entstehe, weshalb er dringend darum bat, „die Zigeunerfamilien aus dem Rohrbacher Armenhaus zu entfernen und sie an einem geeigneten Platz unter zu bringen.“²⁸ Eine Zwangsumsiedlung der Sinti aus der Altstadt in andere Wohnräume der städtischen Umgebung schien somit keine Lösung zu sein, um Beschwerden über „Zigeuner“ einzudämmen.

Im Juli 1935 beauftragte Neinhaus schließlich das Wohlfahrtsamt damit, Erhebungen über sämtliche „Zigeuner“ in Heidelberg zu unternehmen. Innerhalb eines Monats legte der Oberfürsorger einen ausführlichen Bericht zu insgesamt 17 in der Stadt ansässigen Sinti-Familien vor. Darin stellte er ebenfalls fest, dass die antiziganistische Annahme, die „Zigeuner“ seien auf staatliche Unterstützung angewiesen, nur auf fünf der gelisteten Familien zutraf, obwohl die meisten von ihnen in beengten Verhältnissen und von geringen Einkommen lebten. Bezugnehmend auf das Ziel ihrer Entfernung aus der Stadt resümierte er:

„Nach Rücksprache mit dem Leiter der Wohnungsfürsorge besteht vorerst gar keine Möglichkeit[,] die in der Altstadt untergebrachten Familien außerhalb der Wohnzentren der Stadt und Vororte unterzubringen. Solange keine bessere geeignete Unterbringung der Zigeuner möglich ist, bin ich der Ansicht, dass deren jetzige Unterbringung insofern nicht ganz ungünstig ist, als alle Familien sich durch ihre Umgebung beaufsichtigt und dauernd kontrolliert fühlen müssen, was bei einer geschlossenen und abseits gelegenen Unterbringung niemals der Fall sein könnte. Bei meinen Hausbesuchen habe ich den Eindruck gewonnen, daß die ganz besonders durch ihr Aussehen auffallenden Zigeuner zu einem großen Teil bereits in der Industriestraße untergebracht sind. Ebenso ist mir aufgefallen, dass die in der Altstadt untergebrachten Zigeuner sich sehr zurückhielten und größten Wert darauf legten, dass man an ihnen auch gar nichts beanstanden konnte. [...] Lediglich die [...] 7 köpfige Familie Bernhard Birkenfelder [im Rohrbacher Armenhaus] fiel durch ihre sehr dunkle Hautfarbe auf.“²⁹

Auch dieses Zitat verdeutlicht, dass die alleinige Anwesenheit der Familien als störend empfunden wurde. Die Ausgrenzung erfolgte hier v.a. auf Grund äußerlicher Merkmale sowie der ethnischen Herkunft wegen und war somit rassistisch motiviert, was sich vor allem darin zeigt, dass der Oberfürsorger jene besonders negativ hervorhebt, welche auf Grund ihrer Hautfarbe für ihn am „fremdesten“ aussahen. Weiter berichtete Hofmann, dass er bei der Polizeidirektion in der Sache vorgesprochen habe, wo ihm versichert worden sei, dass künftig alles getan werde, „um weiteren Zuzug [von Zigeunern] in Heidelberg zu verhindern.“³⁰ Die Polizei sollte also dafür sorgen, dass sich keine Sinti-Familien mehr in Heidelberg niederließen.

Um die bereits in der Stadt verwurzelten Sinti dennoch vertreiben zu können, mussten sich Oberbürgermeister und Behörden anderer Maßnahmen als der Streichung der Sozialhilfe bedienen. Die meisten der vom Oberfürsorger kontrollierten Sinti arbeiteten als Händler mit Kurzwaren, Spitzen, Stoffen oder Instrumenten und benötigten zur Ausübung dieser Tätigkeiten einen Wandergewerbeschein. Deshalb beschloss die Stadtverwaltung am 30. Juli 1935, den Sinti die Konzessionen für mobile Gewerbe zu entziehen, um sie ihrer wirtschaftlichen Lebensgrundlage zu berauben. So berichtete das Wohlfahrtsamt dem Oberbürgermeister: „Die Polizei will versuchen, durch Einziehung der Wandergewerbescheine einen Druck auf die Familien auszuüben, daß sie sich wieder wie früher auf die Wanderschaft begeben und von hier wegziehen. Auch diese Maßnahme wird auf besondere Schwierigkeiten stoßen, besonders bei den Familien, die bereits viele Jahre hier wohnen.“ Darüber hinaus sollte die „Gemeinnützige Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz“ keine städtischen Wohnungen mehr an „Zigeuner“ vermieten und bestehende Mietverträge kündigen, um die „Zigeunerfamilien“ aus dem Rohrbacher Armenhaus „entfernen“ zu können.³¹

Die Wahl der Mittel durch die Stadtverwaltung und deren stufenweise Intensivierung verdeutlichen, dass der Drangsalierung und Vertreibung der Heidelberger Sinti die weit verbreitete und lang tradierte antiziganistische Haltung zugrunde lag, dass „Zigeuner“ nicht zur Sesshaftigkeit und Lohnarbeit bereit seien. Ungeachtet der Feststellung Hofmanns, dass die Vorurteile gegenüber den Sinti pauschal nicht der Realität entsprachen, erschienen den Behörden die Einziehung der Gewerbescheine und die Kündigung der Wohnungen auf Grundlage der „Zigeuner“-Stereotype gerechtfertigt.

Die Rolle des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“ bei der Vertreibung der Sinti

Einige Wochen später muss sich schließlich auch der Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ mit einer Beschwerde über die „Zigeuner“ beim Oberbürgermeister gemeldet haben. Überliefert ist jedoch nur noch dessen Folgeschreiben, aus dem ersichtlich wird, dass der Verein Neinhaus erstmals im August kontaktiert hatte:

„Mit unserer Eingabe vom 10. August ds. Js. haben wir u.A. auch auf den Missstand der Uebervölkerung der Altstadt durch Zigeunerfamilien hingewiesen. Wir wären für eine Antwort dankbar[,] um die Stellungnahme der Stadtverwaltung in dieser Frage zu erfahren.“³²

Etwa zwei Wochen nach Einreichung der ersten Beschwerde, am 27. August 1935, befasste sich der Vereinsvorstand ebenfalls mit der Anwesenheit der Sinti-Familien in der Altstadt. Im Sitzungsprotokoll dazu heißt es wie folgt:

„Eine Zuschrift des Vorstandsmitglieds Anhegger gibt Veranlassung sich über die unhaltbaren Zustände des Bevölkerungszuwachses in der Altstadt zu befassen. Es wurde bedauert, dass man gerade in die Altstadt, die doch anundfürsich [sic!] schon dicht genug bevölkert sei, in letzter Zeit immer noch mehr Zigeunerfamilien reinpropfe. Es sei ein Schaden für die Hausbesitzer, da jetzt bald niemand mehr in die Altstadt ziehen wolle. Eine Belästigung für die Anwohner und Fremden, besonders am Neckarstaden. Es wurde beschlossen bei der Polizeidirektion & der Stadtverwaltung vorstellig zu werden.“³³

Die „Zigeuner“ werden hier in einem direkten Gegensatz zur übrigen Altstadtbevölkerung und deren Normvorstellungen gesehen. Obwohl einige der Sinti-Familien schon seit Jahren in der Stadt wohnten, galten sie für den Vereinsvorstand nicht als Heidelberger, sondern als „Fremde“. Der Hinweis darauf, dass die „Zigeuner“ den Hausbesitzern schaden könnten, deutet darauf hin, dass ihnen extrem negative Eigenschaften zugeschrieben wurden.

Tatsächlich belief sich die Zahl der Sinti-Familien in der Altstadt auf lediglich acht Familien, zudem hatte es auch keinen nennenswerten Zuzug im gesamten Stadtgebiet gegeben. Im Gegenteil war die Anzahl der ansässigen Sinti-Familien nach dem Kenntnisstand der Behörden auf Grundlage der Erfassung der Sinti von 23 Familien im Jahr 1916 auf 17 im Jahre 1935 sogar noch gesunken.³⁴ Vielmehr ist anzunehmen, dass Anhegger weniger einer akuten Situation „des Bevölkerungszuwachses“ begegnen wollte, sondern die politische Situation der zunehmenden Ausgrenzung, Entrechtung und rassistischen Verfolgung der „Zigeuner“ unter dem NS-Regime sowie die Nähe des Vereins zur Stadtpolitik auszunutzen versuchte, um unliebsame Nachbarn loszuwerden, deren Anwesenheit in der Altstadt er als geschäftsschädigend für Heidelberger Gewerbetreibende ansah. Der als Fabrikant tätige Anhegger war mindestens seit 1932 im Vorstand des Vereins tätig und wohnte in der Lauerstraße 5 in direkter Nachbarschaft zu der in der Hausnummer 6 ansässigen Sinti-Familie Steinbach. Sein Geschäft „Karosserie und Garagen“ befand sich in den im Sitzungsprotokoll als Problemknotenpunkt erwähnten Neckarstaden 42–46.³⁵ Weitere Sinti-Familien lebten 1935 u.a. in der Kleinen und Großen Mantelgasse, in der Unteren Straße, der Pfaffengasse sowie der Steingasse, also ebenfalls in unmittelbarer Nachbarschaft zu Anheggers Haus und Gewerbe.³⁶

Auf der Halbjahres-Mitgliederversammlung des Vereins am 27. November 1935 wurde abermals auf die „Zigeuner“ in der Altstadt eingegangen, ein Beschwerde-

führer wird diesmal namentlich nicht genannt. Im Zeitungsartikel über die Mitgliederversammlung heißt es:

„Die im Gebiet der Stein-, Haspel- und Pfaffengasse untergebrachten Zigeuner machten sich sehr störend bemerkbar; eine bessere Lösung ihrer Unterbringung wäre im Interesse der gesamten Altstadt dringend zu wünschen.“³⁷

Erneut beklagt sich hier der Verein grundsätzlich über die Anwesenheit der Sinti-Familien in der Altstadt. Die angeführten Begründungen wie „Überbevölkerung“, „Schäden“ für Hausbesitzer sowie „Belästigung“ der Anwohner und Altstadtbesucher sprechen dafür, dass „Zigeuner“ als „Bedrohung“ für die Geschäfte und den Wert der Grundstücke in der Altstadt wahrgenommen wurden. Somit standen vermutlich in erster Linie wirtschaftliche Interessen, wie etwa die Kundenpflege und finanzielle Profite der eigenen Altstadtgewerbe, hinter der Forderung, die „Zigeuner“ aus der Altstadt zu vertreiben. Diese Haltung passt zur grundsätzlichen Ausrichtung des Vereins, war „Alt-Heidelberg e.V.“ 1891 doch zu dem Zweck gegründet worden, als „Verschönerungsverein“ auf „die Erhaltung und die Pflege des [Alt-]Stadtbildes“ hinzuwirken.³⁸ Die Mitglieder von „Alt-Heidelberg e.V.“ waren hauptsächlich wohlstuierte Bürger, v.a. Geschäftstreibende aus der Altstadt, die sich des Vereins als Forum zur Interessenvertretung bei Behörden und Öffentlichkeit bedienten. Die seit 1915 überlieferten Beschlussprotokolle des Vereins zeigen, dass die guten Beziehungen der Mitglieder zu Vertretern der Stadt stets genutzt wurden, um eigene Wünsche zur „Verschönerung“ des Stadtbildes anzubringen.

Die vorliegende Problematisierung der „Zigeuner“ gegenüber dem Oberbürgermeister folgt außerdem einem Muster, dem auch andere Beschwerden „Alt Heidelbergs“ aus jener Zeit nachgingen.³⁹ Dabei spielte stets der Faktor der Nahbeziehungen eine wesentliche Rolle. Neben Anhegger wohnten auch andere Vorstandsmitglieder in der unmittelbaren Nachbarschaft der Sinti-Familien bzw. führten dort ihre Gewerbe. Hierunter waren z.B. der Geschäfts- und Schriftführer des Vereins, Karl Held, der in der Unteren Straße 23 wohnte, Otto Ganter, wohnhaft in der Steingasse 1, Georg Enkert, dessen Kaffeehaus „Wachter“ in der Hauptstraße 187 untergebracht war, Hans Werner, der seine Firma „Carl Werner“ in der Hauptstraße 163 führte und Gustav Spiegelhalder, der in der Hauptstraße 185 die Haushaltswarenfirma „Kirner Willman & Co“ besaß.⁴⁰ Laut dem Vereins-Beschlussbuch waren diese Vorstandsmitglieder allesamt in der entscheidenden Sitzung vom 27. August anwesend.⁴¹

Am 12. Dezember 1935 antwortete Oberbürgermeister Carl Neinhaus schließlich auf die Beschwerde über die „Zigeuner in der Altstadt“ und teilte seinen Entschluss zur Entziehung der Gewerbescheine mit. Weiter werde „dann von vornherein unterbunden, dass die vom Wandergewerbe ausgeschlossenen Zigeuner vom Wohlfahrtsamt unterstützt werden, damit sie entweder Handarbeit aufnehmen oder aber sich wieder auf Reisen begeben.“⁴² Auch der Oberbürgermeister verwendet in seiner Argumentation gleich drei typische Sinnstrukturen, die dem bürgerlichen Antiziganismus entstammen: Einerseits hegt er die Vorstellung, dass „Zigeuner“ keiner „ehrlichen“ und „disziplinierten“ (Hand-)Arbeit nachgingen, indem er die Tätigkeit der Sinti als Wandergewerbetreibende missbilligt. Weiterhin rückt er sie in den Zusammenhang mit „Sozialschmarotzertum“, indem er eine staatliche Unterstützung

im Falle von Einkommensausfällen verhindern will. Außerdem geht er davon aus, dass die „Zigeuner“ nun aus Heidelberg wegziehen würden, da sie ein „nomadisches“ und „unstetes“ Leben gewohnt seien. Neinhaus setzte mit seinem von Empathielosigkeit geprägten Handeln die Existenzen ganzer Familien aufs Spiel. Dennoch greift er in seiner Argumentation nicht auf eine rassentheoretisch begründete Steigerung antiziganistischer Bilder zurück, wie sie der späteren NS-Vernichtungspolitik gegenüber „Zigeunern“ zugrunde lag. Das von ihm tradierte bürgerliche „Wissen“ über „Zigeuner“ ist nicht neu, jedoch hatten sich die politischen Rahmenbedingungen mit der NS-Machtübernahme 1933 insoweit verändert, dass die soziale Ausgrenzung der „Zigeuner“ nun vollständig betrieben werden konnte.

Von der Vertreibung zur Deportation und Ermordung – Das weitere Schicksal der Heidelberger Sinti

Für die Heidelberger Sinti stellte die durch den Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ zwar nicht wörtlich verlangte, jedoch mit angestoßene und dann auch mitgetragene Vertreibungspolitik nur den Anfang eines jahrelangen Verfolgungsschicksals dar. Das Vorgehen der Stadt Heidelberg ähnelt der in der wissenschaftlichen Literatur am Beispiel anderer Städte beschriebenen Politik gegenüber Sinti und Roma während der NS-Zeit: Die Forschung geht von einer reichsweiten Erweiterung und Radikalisierung des Ausgrenzungsprozesses und Verfolgungsdrucks durch zahlreiche kommunale Einzelinitiativen in den 1930er-Jahren aus. Ausgehend von lokalen Allianzen wurden Sinti und Roma vielerorts stufenweise durch Zwangsmaßnahmen aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen und aus den Innenstädten verdrängt. Die Mikroperspektive zeigt deutlich, dass Verfolgung und Völkermord an den Sinti und Roma nicht allein aus „von oben“ verordneten Befehlen resultierten, sondern v.a. in der ersten Phase durch gesellschaftliche und städtische Akteure vorangetrieben wurden.⁴³



Stadtplan Heidelberg 1939. Wohnorte der Sinti (weiße Punkte) und Häuser, bzw. Geschäfte der Vorstandsmitglieder des Vereins „Alt Heidelberg e.V.“ (schwarze Punkte). (Quelle: Vermessungsamt/Stadtplanungsamt Heidelberg, Bearb. Daniela Gress)

Durch die Nicht-Verlängerung von Wandergewerbescheinen und die Verweigerung sozialer Unterstützung blieb dem Großteil der Heidelberger Sinti nichts anderes übrig, als Heidelberg zu verlassen. Sie wurden somit zwangsweise aus der

selbstständigen Erwerbsarbeit in schlecht entlohnte Pflicht- und Hilfsarbeiten außerhalb Heidelbergs gedrängt. Um eine Rückkehr der Vertriebenen zu verhindern, wurden seit Sommer 1936 Zuzüge von „Zigeunern“ durch das Wohlfahrts- und Jugendamt „laufend kontrolliert“. Sobald der Zuzug von „Zigeunern“ bekannt wurde, erfolgte eine sofortige Antragstellung beim Bezirksamt auf Versagung des Aufenthalts.⁴⁴ Das rigide Vorgehen gegen die Minderheit zeigte somit schnell Wirkung. Im Rahmen der badischen „Zigeunerkontrollen“ berichtete die Heidelberger Polizei, dass die „Zigeunerplage“ „erheblich abgenommen“ habe. Aufgrund der strengen Bestimmungen würden die „Zigeuner“ Heidelberg meiden.⁴⁵

Schließlich verblieben 1937 lediglich 24 Sinti in Heidelberg, darunter hauptsächlich Personen, die nicht auf Erwerbstätigkeiten angewiesen waren, wie Kinder und ältere Menschen, darunter die 83-jährige Josephine Steinbach-Marschall, die in der Pfaffengasse wohnen blieb.⁴⁶ Die Stadt gewährte ihnen „in ganz knapper Weise“ soziale Unterstützung.⁴⁷ Aber auch die Zurückgebliebenen waren weiteren Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt. Beispielsweise musste sich Friedrich Steinbach 1943 in der Heidelberger Universitätsklinik zwangssterilisieren lassen, um eine Ehe eingehen zu dürfen, ein Jahr später musste sich seine Tochter Anneliese Franz aus selbigem Grund einer Unfruchtbarmachung unterziehen.⁴⁸ Diese Maßnahme wurde seit 1943 in großem Ausmaß an nicht deportierten Sinti und Roma vorgenommen – unter Androhung der Verschleppung in ein Konzentrationslager bei Nichteinwilligung in die Sterilisation.⁴⁹



Josephine Steinbach-Marschall mit ihrer Enkelin Renate Meinhardt, geb. Steinbach, Ende der 1930er Jahre vor der Vertreibung und Deportation der Familie (Bild: Ilona Lagrene)

Die meisten der vertriebenen Sinti-Familien zogen Mitte 1936 nach Ludwigshafen, die Familie Georg floh nach Offenburg, später nach Köln, und die Familie Winter in den Odenwald.⁵⁰ Die Geschwister Herbert und Gisela Birkenfelder flüchteten zunächst mit ihren Eltern nach Rastatt, nach dem Tod der Mutter nach Ludwigshafen. Während Vater Wilhelm 1940 zur Wehrmacht eingezogen wurde und 1941 in Russland fiel, versteckten sich die Geschwister mit Verwandten in Frankreich, wo sie den Krieg im Untergrund überlebten.⁵¹ Die Familie Reinhard lebte nach ihrer Vertreibung aus Heidelberg zunächst in einem Wohnwagen, später in einem als Notwohnung dienenden 12 qm kleinen Gartenhaus in Ludwigshafen.⁵² Auch die Familie Steinbach wohnte dort behelfsmäßig in einem Haus in einer Gartenkolonie. Heinrich Steinbach musste Zwangsarbeit bei der BASF leisten, während seine Frau Veronika

ihr Wandergewerbe nicht mehr ausüben durfte. Nach dem am 17. Oktober 1939 durch das Reichssicherheitshauptamt verfügten „Festsetzungserlass“ durfte die Familie die Stadt nicht mehr verlassen.⁵³ Am 16. Mai 1940 wurden 61 Sinti in Ludwigs-hafen festgenommen, darunter befanden sich 19 Personen aus Heidelberg: die Familien Reinhard, Steinbach, Birkenfelder, Winterstein sowie Anna Winter.⁵⁴ Nachdem sie bis zum 22. Mai 1940 in einem Sammellager auf dem Hohenasperg bei Ludwigs-burg festgehalten worden waren, wurden sie gemeinsam mit 2.338 Sinti und Roma aus dem ganzen Reich in einer leidvollen, von Angst, Ungewissheit, Durst und Hunger geprägten Fahrt in das besetzte Polen deportiert.⁵⁵ Dort drohten ihnen Zwangsarbeit in Arbeitslagern, Ghettoisierung, Misshandlung, Inhaftierung und, spätestens seit Ende 1942, die systematische Ermordung. Die Reinhards wurden zunächst zwei Monate unter Bewachung in einer Synagoge in Zoskow untergebracht, wo es den dortigen Juden untersagt worden war, Gottesdienste abzuhalten. Danach mussten sie im Ghetto Radom Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik leisten und Armbinden mit der Aufschrift „Z“ tragen. Ihre Tochter Bertha wurde von dort aus in das KZ Ravensbrück deportiert, weil sie ein deutsches Lokal besucht hatte.⁵⁶ Heinrich Birkenfelder berichtete von düsteren Lebensumständen im vollständig abgesperrten und streng bewachten Ghetto Radom, wo er harte Zwangsarbeit zu leisten hatte, misshandelt wurde und Erschießungen beobachten musste.⁵⁷ Auch die Familie Steinbach durchlief mehrere von der SS betriebene Lager, darunter die Ghettos Radom und Warschau, wo auch ihre Kinder Renate, Josef und Lore arbeiten und Schützengräben ausheben mussten. Sie verloren in Polen mehrere ihrer Verwandten und Freunde, einige Sinti und Roma mussten sich im Wald ihr eigenes Grab schaufeln und wurden Opfer von Massenerschießungen durch die SS. Auf Grund der unzureichenden Lebensumstände litten die Verschleppten an Unterernährung oder erkrankten an Typhus. Die in Polen geborenen Kinder von Veronika Steinbach, Pflauma und Hanseemann, wurden in einem Krankenblock vermutlich zu Humanexperimenten missbraucht und getötet.⁵⁸ Auf Grundlage des sog. „Auschwitz-Erlasses“ vom 16. Dezember 1942 erfolgten seit Februar 1943 groß angelegte Deportationen von Sinti und Roma in das sogenannte „Zigeunerfamilienlager“ im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Johann Reinhard war schon 1942 aus dem Ghetto Radom nach Auschwitz verschleppt worden, „weil er der SS Vorhaltungen machte, die einen alten Juden geschlagen hatten.“⁵⁹ 1943 wurde er in Auschwitz ermordet, ebenso wie die Heidelberger Sintezas Maria Barbara Winter, Mathilde Kling und ihre neugeborene Tochter Daniela.⁶⁰ Karl Franz, der Heidelberg bereits 1931 verlassen hatte, war 1940 im KZ Sachsenhausen verstorben.⁶¹ Es ist davon auszugehen, dass weitere Todesopfer aus Heidelberg zu verzeichnen sind, deren Schicksal jedoch noch unzureichend erforscht ist. Schätzungen zufolge wurden 80 Prozent der im Mai 1940 deportierten Sinti und Roma ermordet.⁶²

Die Überlebenden und die Kontinuität des Antiziganismus in der Nachkriegsgesellschaft

Einige der wenigen Überlebenden des Völkermords an den Sinti und Roma kehrten mit dem Vorrücken der Roten Armee 1944/45 nach Heidelberg zurück, darunter Mitglieder der Familien Reinhard und Steinbach, die in die Häuser ihrer zurückgebliebenen Verwandten zogen. Wenige Sinti waren durch das mutige Verhalten und die Zivilcourage des Heidelberger Polizeibeamten Johann Herold vor der Deportation bewahrt worden.⁶³ Das Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 und die Gründung der Bundesrepublik vier Jahre später leiteten jedoch keinen umfassenden Wandel hinsichtlich des gesellschaftlichen Antiziganismus ein. Da Vorurteile und Diskriminierung gegenüber Sinti und Roma weiter fortlebten, wurde eine Anerkennung des Völkermords an der Minderheit fast vier Jahrzehnte lang verweigert, und die Mehrzahl der Verfolgten wurde nicht oder nur unzureichend entschädigt.⁶⁴

Auch in Heidelberg gingen bei den Polizeibehörden nach 1945 weiterhin noch Beschwerden über

die von der Verfolgung gezeichneten Sinti ein, denen abermals bekannte Vorurteile des bürgerlichen Antiziganismus zugeschrieben wurden. Ein Schlussbericht von Ermittlungen der Polizeidirektion Heidelberg gegen die „Zigeunerfamilien“ Marschall und Steinbach in der Pfaffengasse und Dreikönigstraße aus dem Jahr 1948 konnte die von der Bevölkerung vorgebrachten Anschuldigungen des Diebstahls nicht nachweisen. Ebenso wenig bestätigte sich der Vorwurf, „daß die Zigeunerkinder über 10 Jahren die Mädchen in der größten unzünftigsten Weise verderben würden.“⁶⁵ Dieser Bericht steht stellvertretend für eine Kontinuität antiziganistischer Vorurteile nach 1945. Trotz der Ermordung von mehreren hunderttausend Sinti und Roma während des Zweiten Weltkriegs wurde auch die ethnische Sondererfassung der Minderheit durch die bundesdeutschen Polizeibehörden fortgesetzt.



Ottilie Franz, geb. Pfaus, Mutter von Waldemar und Witwe des 1940 in Sachsenhausen ermordeten Karl Franz (rechts) und Frieda Marschall, Auschwitzüberlebende (links), vermutlich nach 1945 (Bild: Iлона Lagrene)



Renate Meinhardt und Ilona Lagrene, beide geborene Steinbachs, auf der Alten Brücke Anfang der 1950er Jahre. Die 1934 geborene Renate hatte die Deportation der Familie überlebt. Ihre 16 Jahre jüngere Schwester Ilona war 1950 in Heidelberg geboren worden. Die Familie lebte bis 1969 in der Altstadt. (Bild: Ilona Lagrene)

Anfang der 1950er Jahre wurden in Heidelberg wieder Fingerabdrücke von Sinti genommen und an die in „Landfahrerzentralen“ umbenannten zuständigen Polizeidienststellen München und Karlsruhe gesendet, welche die Datensammlungen über „Zigeuner“ aus der NS-Zeit akribisch bis in die 1970er Jahre weiterführten.⁶⁶ Erst nach der Gründung des „Zentralrats Deutscher Sinti und Roma“ im Jahr 1982, der bis heute seinen Sitz in Heidelberg hat, erkannte Bundeskanzler Helmut Schmidt die NS-Verfolgung von Sinti und Roma als Völkermord an und es konnten einige Entschädigungsnachzahlungen erwirkt werden. Viele Opfer waren zu diesem Zeitpunkt jedoch schon verstorben.⁶⁷

„Alt-Heidelberg e.V.“ – ein Verein glühender Nationalsozialisten?

Auf Grundlage der hier nur ansatzweise dargestellten Geschichte der Heidelberger Sinti in der Zeit des Nationalsozialismus stellt sich die Frage nach der Bewertung des Handelns der Vorstände des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“. Der erste – und dabei deutlich rassistisch geprägte – Impuls zur Vertreibung der Sinti-Familien ging zweifellos von den lokalen NSDAP-Vertretern aus, welche die „Zigeuner“, dem Beispiel anderer Städte folgend, aus dem Stadtbild verdrängen und an die Peripherie umsiedeln wollten. Als Reaktion auf mehrere Initiativen seitens der NSDAP veranlasste der Heidelberger Oberbürgermeister Neinhaus die behördliche Drangsalierung der Familien und entzog ihnen ihre wirtschaftliche Lebensgrundlage, ohne jedoch weitergehendem, konkretem politischen Druck des NS-Regimes ausgesetzt gewesen zu sein. Neinhaus handelte demnach nicht nur auf Drängen des Vereins „Alt-Heidel-

berg e.V.“, dessen Eingabe erst zwei Monate nach der des NSDAP-Ortsgruppenleiters erfolgte, zu einem Zeitpunkt also, als die Vertreibungsaktion schon in vollem Gange war.

Hinweise darauf, dass der Verein selbst aus einer Notlage heraus handelte, etwa, um der Auflösung zu entgehen, und sich daher mit dem Regime gutstellen wollte, finden sich in den Quellen nicht. Im Gegenteil, während Bürgervereine in anderen Städten seit 1934 als Bedrohung einer ganz auf den Nationalsozialismus ausgerichteten und dem „Führerprinzip“ unterliegenden städtischen Politik wahrgenommen, aufgelöst und verboten wurden, konnte „Alt-Heidelberg e.V.“ zunächst unter dem NS-Regime weiterbestehen.⁶⁸ Überliefert sind regelmäßig protokollierte Vorstandssitzungen bis 1938 und im Vereinsverzeichnis des Heidelberger Adressbuchs taucht „Alt-Heidelberg e.V.“ bis zur letzten Ausgabe vor Kriegsende 1943 auf.⁶⁹ Allerdings folgten die Beschwerden des Vereins denselben Vorurteilsstrukturen wie die bereits eingegangenen Denunziationen seitens der NSDAP: Die „Zigeuner“ wurden nicht als Heidelberger Bürger, sondern als „Fremde“ empfunden, die auf „Kosten der Gesellschaft“ lebten und dem Altstadtbild „schadeten“. Diese „Zigeunerbilder“ existierten aber bereits seit der Frühen Neuzeit und sind nicht nur spezifisch für die NS-Zeit. In modifizierter Form finden sich ähnliche Vorurteilsstrukturen sogar bis heute, beispielsweise in Debatten um den Zuzug osteuropäischer Arbeitnehmer im Rahmen der EU-Freizügigkeit oder in der Berichterstattung zu Geflüchteten aus den Balkanstaaten.⁷⁰

Das Verhalten der Vorstandsmitglieder von „Alt-Heidelberg, e.V.“ scheint demnach eher auf diesen tief sitzenden und seit Jahrhunderten tradierten bürgerlichen Antiziganismus zurückzuführen zu sein, der nicht vollständig kongruent ist mit NS-Rassenhetze. Die Vereinsmitglieder argumentierten nicht vor dem Hintergrund sozialbiologischer Theorien in einer Logik der „rassischen Reinheit“ mit dem Ziel der „Ausrottung“ der „Zigeuner“. Vielmehr intendierte „Alt-Heidelberg e.V.“ deren soziale Ausgrenzung. Die Rolle des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“ zeigt, wie sich Alltagsrassismus und wirtschaftliche Interessen in einem Klima der zunehmenden Entrechtung von Minderheiten unter dem nationalsozialistischen Regime miteinander verbinden konnten – und bezeugt damit die Gefahr von Vorurteilen, die wie im vorliegenden Fall zu physischer Gewalt führen können.

Entscheidend für die Drangsalierung und Vertreibung der Heidelberger Sinti ist vielleicht auch die hinter den Formulierungen sichtbare Gleichgültigkeit der Beschwerdeführer, wohin der Weg „raus aus der Altstadt“ führen sollte. Vor diesem Hintergrund darf nicht vergessen werden, dass es sich bei den Sinti um Familien handelte, welche zum Teil seit Generationen in der Heidelberger Altstadt wohnten und sich selbst als Heidelberger verstanden. Die hinter den Beschwerden des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“ stehenden Motive mögen dabei durchaus vielfältig gewesen sein, jedoch findet sich in den untersuchten Quellen kein Hinweis auf einen ideologisch-biologistischen Rassismus, wie er der späteren NS-Vernichtungspolitik zugrunde lag. Dennoch scheint die politische Situation genutzt worden zu sein, um unerwünschte Nachbarn loszuwerden. Die Tatsache, dass der Verein nur ein Akteur unter vielen in einem komplexen politisch-ideologischen System war, ist stichhaltig;

zugleich ist es eine schwache Erklärung mit Blick auf die lokale Nähe und Nachbarschaft von Verein und Heidelberger Sinti.



Tafel zum Gedenken an die verfolgten Heidelberger Sinti in der Steingasse. Das Sandsteinrelief wurde von der Sinti-Werkstatt in Albersweiler angefertigt und zeigt sich umarmende sowie tröstende Menschen. Die Einweihung im Mai 1993 geht auf eine Initiative des Landesverbandes Deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg unter der damaligen Vorsitzenden Iлона Lagrene zurück. (Bild: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma)

Anmerkungen

- 1 Der Vereinsvorstand beauftragte die im Arbeitsbereich „Minderheitengeschichte und Bürgerrechte in Europa“ an der Universität Heidelberg tätigen Wissenschaftlerinnen damit, die Rolle des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“ im Zusammenhang mit der Vertreibung von Sinti-Familien in der NS-Zeit zu untersuchen. Siehe hierzu auch die ausführlichere Studie: Daniela Gress, Irene Wachtel, Rubina Zern: Die Rolle des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“ im Kontext der Vertreibung, Verschleppung und Deportation der Heidelberger Sinti während der NS-Zeit, abrufbar unter: <http://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegek/histsem/forschung/ArbeitsbereichMBEProjekte.html> (Stand: 20.4.2016).
- 2 Aus den Quellen wird ersichtlich, dass in Heidelberg ausschließlich Sinti lebten; deshalb verzichte ich in Bezug auf Heidelberg im Folgenden auf die Nennung des sonst für Angehörige der seinerzeit als „Zigeuner“ stigmatisierten Minderheit in Deutschland gebräuchlichen Doppelbegriffs „Sinti und Roma“.
- 3 Die Verfolgung der Heidelberger Sinti-Familien in der NS-Zeit wurde bereits in zwei Aufsätzen des Jahrbuchs des Heidelberger Geschichtsvereins thematisiert, die jedoch nicht ausführlich auf die Rolle des Vereins „Alt-Heidelberg e.V.“ eingingen. Vgl. Hans-Martin Mumm: „XXII Polizei. Nr. 2 Sicherheit. Maßnahmen gegen Zigeuner“. Carl Neinhaus und die Heidelberger Sinti 1935/36, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt (HJG) Jg. 8, 2003/04, S. 89–98; Iлона Lagrene, Michail Krausnick: Die Verfolgung der Heidelberger Sinti-Familien während der NS-Zeit, in: HJG Jg. 11, 2006/07, S. 147–157.
- 4 Der Begriff „Zigeuner“ wird vom Großteil der Minderheitsangehörigen abgelehnt, da er eine Fremdbezeichnung darstellt, die eng verbunden ist mit negativen Zuschreibungen, Bildern und Vorurteilen. Deshalb wird er im Folgenden lediglich als Quellenbegriff in Anführungszeichen verwendet.

- 5 Markus End: Bilder und Sinnstrukturen des Antiziganismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 22-23/2011, S. 15–21, hier S. 16.
- 6 Vgl. Franz Majakowski: Elemente des Antiziganismus, in: Jaqueline Giere (Hg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners: Zur Genese eines Vorurteils, Frankfurt am Main 1996, S. 9–28.
- 7 Die sowohl ethnisch als auch soziografisch definierte Sammelkategorie „Zigeuner“ betraf neben Sinti und Roma weitere Minderheiten, denen eine „deviante“ und „nomadische“ Lebensweise zugeschrieben wurde, beispielsweise die Jenischen. Siehe hierzu Ulrich Opfermann: „Die Jenischen und andere Fahrende“. Eine Minderheit begründet sich, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 19/2010, S. 126–150.
- 8 Siehe Juliane Tatarinov: Kriminalisierung des ambulanten Gewerbes. Zigeuner- und Wandergewerbepolitik im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 2015; Rainer Hehemann: Die „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ im Wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik, 1871–1933, Frankfurt am Main 1987.
- 9 Der Erlass Heinrich Himmlers vom 8.12.1938 zur Bekämpfung der „Zigeuner“ „aus dem Wesen dieser Rasse“ markierte eine „rassistische Wende“ in der NS-Zigeunerpolitik, da andere bis dahin als „nach Zigeunerart lebend“ eingestufte Minderheiten wie die Jenischen nun als „deutschblütig“ gewertet und als „Nichtzigeuner“ klassifiziert wurden. Dadurch waren sie nicht mehr betroffen von den NS-Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen gegen „Zigeuner“, dennoch aber von individueller Verfolgung. Vgl. Karola Fings: „Denn im ehrenden Gedenken ... liegt immer auch ein Versprechen“. Völkermord und historische Verantwortung, in: Esther Quicker, Hans-Peter Killguss (Hgg.): Sinti und Roma zwischen Ausgrenzung und Selbstbehauptung. Stimmen und Hintergründe zur aktuellen Debatte, Köln 2013, S. 27–37, hier S. 31; Opfermann (wie Anm. 7), S. 149f.
- 10 Schreiben des badischen Innenministers zur „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ vom 17.5.1934, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 527/Zug. 2001-38, 1.
- 11 Siehe z.B. Schreiben des badischen Innenministeriums an die Bezirksämter vom 19.7.1899, GLA 527/Zug, 2001-38, 1.
- 12 Vgl. Schreiben des badischen Innenministeriums an die Bezirksämter vom 29.12.1922, GLA 527/Zug, 2001-38, 1; Michail Krausnick: Abfahrt Karlsruhe. Die Deportation in den Völkermord, Karlsruhe 1990, S. 47.
- 13 Schreiben des badischen Innenministers (wie Anm. 10).
- 14 Schreiben des badischen Innenministers zur „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ vom 3.12.1934, GLA 527/Zug, 2001-38, 1.
- 15 Vgl. Mumm (wie Anm. 3), S. 91; Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 150. Zu Paul Werner siehe Daniel Stange, Ingo Wirth: Paul Werner (1900–1970): Stellvertr. Amtschef im Reichssicherheitshauptamt, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 7/8 (2013), S. 621–641.
- 16 Siehe Bericht des Oberfürsorgers Hofmann vom 24.7.1935, Stadtarchiv Heidelberg (StAH), 253/6; Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 149.
- 17 Schreiben des NSDAP-Ortsgruppenleiters Riehl an den Oberbürgermeister vom 12.6.1935, StAH 253/6.
- 18 Schreiben des NSDAP-Kreisorganisationsleiters an den Oberbürgermeister vom 14.6.1935, StAH 253/6.
- 19 Schreiben von Oberbürgermeister Carl Neinhaus an Ortsgruppenleiter Riehl vom 14.6.1935, StAH 253/6.
- 20 Notiz einer telefonischen Anweisung des Sekretariats des Oberbürgermeisters an das Wohlfahrts- und Jugendamt vom 14.6.1935, StAH 253/6.
- 21 Vgl. Markus End: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen“. Über historische Kontinuitäten im Zusammenhang von Arbeitsethik und Antiziganismus seit dem Frühkapitalismus, in: Phase 2 Zeitschrift gegen die Realität, 42/2012, S. 59–62.
- 22 Vgl. Karola Fings: Der Völkermord an den Sinti und Roma im Nationalsozialismus. Lokale Vorstöße, zentrale Initiativen und europäische Dimensionen, in: Oliver von Mengersen (Hg.): Sinti und Roma. Eine Minderheit zwischen Diskriminierung und Emanzipation, München 2015, S. 105.
- 23 Berichte des Oberfürsorgers Hofmann vom 17.6.1935 und 24.7.1935, StAH 253/6.
- 24 Vgl. Beschluss des Oberbürgermeisters Neinhaus an die NSDAP-Ortsgruppe Altstadt vom 24.6.1935, StAH 253/6.

- 25 Bericht des Wohlfahrts- und Jugendamts vom 18./19.6.1935, StAH 253/6.
- 26 Beschluss des Oberbürgermeisters Neinhaus an das Wohlfahrts- und Jugendamt vom 24.6.1935, StAH 253/6.
- 27 Schreiben des Oberfürsorgers Hofmann vom 5.7.1935, StAH 253/6.
- 28 Schreiben des Ortsgruppenleiters Heidelberg-Rohrbach, an den Oberbürgermeister vom 25.6.1935, StAH 253/6.
- 29 Bericht des Oberfürsorgers Hofmann vom 24.7.1935, StAH 253/6.
- 30 Ebd.
- 31 Schreiben des Wohlfahrts- und Jugendamts an Oberbürgermeister Neinhaus vom 30.7.1935, StAH 253/6.
- 32 Schreiben des Vereins „Alt-Heidelberg“ an den Oberbürgermeister Neinhaus vom 30.9.1935, StAH 253/6.
- 33 Protokoll der Vorstandssitzung vom 27.08.1935, Beschlussbuch, Archiv „Alt-Heidelberg e.V.“, S. 257.
- 34 Vgl. Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 149; Bericht des Oberfürsorgers (wie Anm. 29).
- 35 Vgl. Heidelberger Adressbuch von 1935, Online abrufbar (Stand: 2.5.2016).
- 36 Vgl. Bericht des Oberfürsorgers (wie Anm. 29).
- 37 Zeitungsartikel über Mitgliederversammlung vom 27.11.1935, Beschlussbuch, Archiv „Alt-Heidelberg e.V.“, S. 258.
- 38 Satzung des Vereins „Alt-Heidelberg“, o.D., Archiv „Alt-Heidelberg e.V.“.
- 39 Bereits zwei Jahre zuvor waren das „Dirnen und Zuhälterunwesen [...] scharf gezeißelt“ worden sowie betrunkene Fremdenführer am Universitätsplatz. Vgl. Vorstandssitzungen vom 28.06. und 20.7.1933, Beschlussbuch, Archiv „Alt-Heidelberg e.V.“.
- 40 Vgl. Heidelberger Adressbuch von 1935 (wie Anm. 35).
- 41 Vgl. Protokoll der Vorstandssitzung (wie Anm. 33).
- 42 Beschluss des Oberbürgermeisters an den Verein „Alt-Heidelberg“ vom 12.12.1935, StAH 253/6.
- 43 Vgl. Fings (wie Anm. 22); Frank Sparing: In vorseilendem Gehorsam. Die Kommunen und die NS-Zigeunerverfolgung, in: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums, 3671, 1997, S. 136–150.
- 44 Schreiben des Wohlfahrts- und Jugendamts an Oberbürgermeister Neinhaus vom 3.8.1936, StAH 253/6.
- 45 Zit. n. Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 150.
- 46 Verzeichnis der in Heidelberg ansässigen Zigeuner-Familien vom 26.2.1937, Kopie aus Privatarchiv Ilona Lagrene.
- 47 Schreiben des Wohlfahrts- und Jugendamtes (wie Anm. 44).
- 48 Entschädigungsakte, GLA 480, Nr. 2342; vgl. Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 155.
- 49 Vgl. Hansjörg Riechert: Im Schatten von Auschwitz. Die nationalsozialistische Sterilisationspolitik gegenüber Sinti und Roma, Münster 1995.
- 50 Vgl. Zeitzeugenbericht von Otto Georg, in: Daniel Strauß (Hg.): ... weggekommen. Berichte und Zeugnisse von Sinti, die die NS-Verfolgung überlebt haben, Berlin 2000, S. 78–81; Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 155.
- 51 Vgl. Zeitzeugenbericht von Herbert Birkenfelder, in: Ebd., S. 33–37.
- 52 Entschädigungsakte, GLA 480, Nr. 3175/1.
- 53 Vgl. Zeitzeugenbericht von Lore Georg, geb. Steinbach, in: Strauß (wie Anm. 50), S. 69; Michael Zimmermann: Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996, S. 169f.
- 54 Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 154.
- 55 Vgl. Romani Rose: „Der Abtransport ging glatt vonstatten“, abrufbar unter: www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/58645/Maideportation.pdf (Stand: 11.05.2016).
- 56 Vgl. Entschädigungsakte, GLA 480, Nr. 3175/1.
- 57 Vgl. Landgerichtsakte, GLA 243/Zug, 2004-125, Nr. 10674.
- 58 Vgl. Zeitzeugenberichte von Lore Georg und Renate Meinhardt, geb. Steinbach in: Strauß (wie Anm. 50), S. 69–77, 86–91.
- 59 Entschädigungsakte, GLA 480, Nr. 3175/1.
- 60 Vgl. Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 155f.; Die Evidenzbücher des „Zigeunerlagers“ in Auschwitz-Birkenau: Memorial book. The gypsies at Auschwitz-Birkenau, 2 Bde., München 1993.

- 61 Vgl. Entschädigungsakte, GLA 480, Nr. 20663.
- 62 Fings (wie Anm. 22), S. 114; Zimmermann (wie Anm. 53).
- 63 Vgl. Lagrene, Krausnick (wie Anm. 3), S. 155; Romani Rose: „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“. Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma, Heidelberg 1999, S. 320.
- 64 Auch in vielen Entschädigungsverfahren wurde die Glaubwürdigkeit der Antragsteller auf Grund antiziganistischer Vorurteile angezweifelt. Siehe hierzu die Zulassungsarbeit von Vanessa Hilss: Der bundesdeutsche Umgang mit der nationalsozialistischen Verfolgung von Sinti und Roma am Beispiel der Wiedergutmachung in Baden, Heidelberg 2016, abrufbar unter: <http://minorities.hypothesen.org/>. Ich danke Vanessa Hilss für die wichtigen Hinweise zu den Entschädigungsfällen von Heidelberger Sinti.
- 65 Polizeidirektion Heidelberg, 23.2.1948, GLA 527/Zug, 2001-38, 1; vgl. Gilad Margalit: „Die deutsche Zigeunerpolitik nach 1945“, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 45/1997, 4, S. 573–579.
- 66 So im Falle von Christian Reinhard, vgl. Entschädigungsakte, GLA 480, Nr. 3175/1; Karola Fings, Frank Sparing: Vertuscht, Verleugnet, Versteckt. Akten zur NS-Verfolgung von Sinti und Roma, in: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, 12/1995, S. 181–201.
- 67 Zu den Leistungen der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma siehe: Romani Rose: Bürgerrechte für Sinti und Roma. Das Buch zum Rassismus in Deutschland, Heidelberg 1987; Daniela Gress: The beginnings of the Sinti and Roma Civil Rights Movement in the Federal Republic of Germany, in: Jan Selling, Markus End, Hristo Kyuchukov, Pia Laskar, Bill Templer (Hgg.): Antiziganism – What´s in a Word?, Cambridge 2015, S. 48–60; Sebastian Lotto-Kusche: Spannungsfelder im Vorfeld der Anerkennung des Völkermords an den Sinti und Roma. Das Gespräch zwischen dem Zentralrat Deutscher Sinti und Roma und der Bundesregierung am 17. März 1982, in: Marco Brenneisen et al. (Hgg.): Stigmatisierung – Marginalisierung – Verfolgung. Beiträge des 19. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Berlin 2015, S. 224–243.
- 68 Unter den Akten des Stadtarchivs zum Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ befinden sich Zeitungsartikel zu Auflösungen und Verboten von verschiedenen Bürgervereinen im Reich, StAH 286a/9; vgl. Gress, Wachtel, Zern (wie Anm. 1), S. 19f., 27f.
- 69 Vgl. Heidelberger Adressbuch von 1943, Online abrufbar (Stand: 11.5.2016).
- 70 Siehe Markus End: Antiziganismus in der deutschen Öffentlichkeit. Strategien und Mechanismen medialer Kommunikation, Heidelberg 2014.

**Tausch-
und Verschenkmarkt
Heidelberg**

www.heidelberg.de/abfall



WENIGER ABFALL

MEHR HEIDELBERG

Maria von der Heydt, Michael Ehmann

Ruth Veit Simon: 1940 Patientin der Thoraxklinik in Rohrbach

Die Spuren einer großbürgerlich-jüdischen Familie in Berlin

Einleitung

Die folgenden drei Texte sind mit Bedacht so zusammengestellt. Wir begegnen im ersten Beitrag der Korrespondenz der Schwestern Etta und Ruth Veit Simon im Sommer 1940 mit den Eltern Heinrich und Irmgard Veit Simon. Nach Aufenthalt in Bad Neuenahr und Nordrach im Schwarzwald wurde die tuberkulosekranke Ruth im Juli 1940 in Heidelberg-Rohrbach operiert. Bei Recherchen zur Berliner Familie Veit Simon erhielten die Historikerinnen Anna Hájková und Maria von der Heydt Zugang zu dieser Korrespondenz. Unverblümt und lebendig schildern die Geschwister die Klinik und das örtliche Umfeld in seinen dramatischen und komischen Aspekten.

Der Name Veit Simon steht für eine seit 1872 bestehende Mentorenschaft der wohlhabenden Berliner Juristenfamilie für die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Über drei Generationen sicherten die Veit Simons den Bestand dieser Hochschule als Mitglieder und Vorsitzende des Kuratoriums, bis sie 1942 ihre Tore schließen musste, kurz nachdem Ruths und Ettas Vater, Heinrich Veit Simon, in Gestapohaft ermordet worden war. Die in Heidelberg ansässige Hochschule für jüdische Studien steht in unmittelbarer Tradition zu dieser Lehranstalt.

Im zweiten Beitrag stellt Maria von der Heydt den familiären und biografischen Kontext von Ruth und Etta Veit Simon dar, gestützt auf Material aus dem Nachlass von Etta (Japha) und dem Archiv von Irene Japha in Seattle.

Michael Ehmann untersucht im dritten Beitrag die Kliniksituation in Rohrbach um 1940, stellt die Behandlungsverfahren dar und beschreibt den bemerkenswerten Umgang von Ärzten und Klinikpersonal mit der jungen, lebensfrohen jüdischen Patientin. Seine weiteren Recherchen gelten der nachfolgenden Krankheits- und Verfolgungsgeschichte der Veit Simons, die beide Schwestern in das Ghetto Theresienstadt führte, wo Ruth trotz kompetenter medizinischer Behandlung im Juli 1943 starb. Etta überlebt. Vielleicht ein Anlass, die Briefe noch einmal und mit anderen Augen zu lesen.

Norbert Giovannini

Korrespondenz Ruth und Etta Veit Simon

Juli – August 1940

Etta und Ruth Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon

Absender: keine Angaben

Herrn und Frau Dr. H. Veit Simon, Berlin-Lichterfelde, Hindenburgdamm 11
Heidelberg-Rohrb., d. 20. Juli 1940

Liebe Eltern,

jetzt – vormittags – bin ich ausnahmsweise zu Ruthchen hereingelassen worden und wir haben rührendes Wiedersehen gefeiert. Vor lauter Erzählen wollen sind wir zu gar keinem wohlgeordneten Bericht gekommen. Ich fürchte, daß ich mich an die vorgeschriebenen Besuchszeiten (3–5) halten muß. Aber wir wollen noch mal sehen, was sich machen läßt. Heute abend schreibe ich ausführlich. Ruthchen ißt gerate Mittagbrot und ich bin hier wohl längst überfällig. Herzlichst Etta

Liebe Eltern,

mit Ettchen habe ich mich sehr gefreut. Ich finde, sie sieht fabelhaft aus, braun und schlank. Ich bin sehr gut hier aufgehoben, es ging ganz bequem und habe ein sehr niedliches Einzelzimmer. Gestern durfte ich noch eine Weile raus, da habe ich das Grab der Grosseltern besucht und habe 2 Hortensienstöcke hingestellt, weil ich keinen Kranz bekommen konnte. – Die Kaustik wird nächste Woche am Dienstag oder Mittwoch gemacht, vorläufig wird nur untersucht, geröntgt und Blutuntersuchung ect. – Ettchen muss jetzt gehen, sie ist ohnehin ganz ausserförmlich hier. – Alles Gute und 1000 Grüsse.

Herzlichst Ruth

Etta Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon

Heidelberg, den 20. Juli 1940

Liebe Eltern,

also nochmals, die Reise war äußerst fidel. In meinem Coupé saßen außer mir 7 handfeste Karlsruher, die zum Urlaub nach Hause fuhren. Es ist dazu noch zu bemerken, daß, wenn man mit den Füßen unter die beiden Sitzbänke stieß, es vor leeren Wein- und Schnapsflaschen klirrte und schepperte. Die Flaschen gingen von Mund zu Mund, trotz des Nichtrauchercoupés wurde heftig gequalmt, wir haben uns die Kehle heiser gesungen, Bonbons und Schokolade kann ich für die nächsten Wochen nicht sehen. In unserem Coupé sammelte sich nach und nach alles, was Humor und gute Laune hatte. Toll! In Mannheim wurde mir abschließend ein heißes Ständchen gebracht. Meine Koffer brauchte ich nie zu tragen. In Heidelberg ging ich zur Reichsp[ost]. Es ließ sich wirklich nichts machen. Ich ließ meine Koffer erst mal stehen und ging rüber zur Bunsenstraße. Ich wohne jetzt nur 2 Häuser von der Rohrbacher Straße entfernt, an der Seite ist schon die Straßenbahnhaltestelle, also sehr bequem für die tägliche Fahrt zu Ruthchen. Die Pension ist voll oder besser

vollends besetzt, die Wirtsleute sind sehr nett. Mein Zimmer ist winzig und wenig ansprechend, aber mir genügt es für die Nacht völlig. Bei schlechtem Wetter kann ich mich im Restaurationszimmer aufhalten. Das Haus ist alt und rein nichtarisch. Im Treppenaufgang sind bunte Scheiben in Jugendstil, eine Augenweide! Die Leute hier sind teils Dauer-, teils Urlaubspensionäre, dazu kommen noch einige Personen, die hier nur die gute Kost genießen. Heute, am Schabbes, gibt es morgens Butter und Marmelade in rauen Mengen, mittags Kalbsbraten mit Kartoffelbällchen und einen riesen Teller mit den verschiedensten Salaten, ich konnte nur ein Viertel bewältigen. Abends bekam man eine Wurstplatte, alles ausgezeichnet und appetitanregend angerichtet. Die Gäste sind größtenteils älteren Jahrgangs, süddeutsch und angenehm. Alle älteren Herren zu ~80 scheinen von mir völlig hingerissen zu sein, jeder mokiert sich schon über den anderen. Heute Abend, also in einer Stunde, bin ich zum Skat eingeladen. Die Sache hat nur einen Haken, es ist nicht sehr sauber, aber auf süddeutsch kann man das noch eher ertragen. Für Öhmchen wäre es nichts.

Heute früh um $\frac{3}{4}$ 9 war ich bereits im Krankenhaus in Rohrbach. Soweit ich Rohrbach gesehen habe, ist es eine nette Wohngegend, zum Teil sogar mit sehr schönen neuen Villen. Das Krankenhaus besteht aus einem großen Komplex von Häusern, die in herrlichen Gärtenanlagen mit Rasen, Blumen, Steingärten und schneeweißen Bänken liegen. Zum Teil sind sie mit offenen Laubengängen verbunden. Die Bauten selbst sind wunderbar modern und schön. Alles blitzt vor Sauberkeit. Das Schwesternpersonal setzt sich zum größten Teil aus katholischen Nonnen zusammen, die alle auf schönklingende Namen hören, die mit „tia“ enden. Ruthchens Zimmer ist klein aber schön eingerichtet. Alle sind freundlich und entgegenkommend. So kann ich auch Ruthchen immer ab $\frac{1}{2}$ 11 vormittags und $\frac{1}{2}$ 3 nachmittags besuchen.

Ich mußte nur am Morgen eigentlich bis $\frac{1}{2}$ 11 warten, denn bis dahin soll kein Besuch das Haus besuchen. Die Schwester war aber auf meine Bitte hin so nett, und hat mit Ruths Stationschwester telephonierte. Ruthchen wurde noch durchleuchtet. Um 10 kam sie zum Eingangshaus gestürzt und wir haben uns schrecklich miteinander gefreut. Erst setzten wir uns eine Weile in einen Garten, dann zeigte sie mir ihr Zimmer und stellte mich der Stationsärztin- und Schwester vor. Beide waren rührend. Um 12 bekam sie ihr Essen aufs Zimmer, bestehend aus Sternchenbrühe, Fleisch, Kartoffeln und Gurkensalat und hinterher einem wohlgeformten Reispudding. Um 13 Uhr fuhr ich wieder nach Heidelberg. Auf dem Bahnhof erledigte ich die Sache mit meiner Fahrkarte und bekam 5.20 M zurück. Gleich, nachdem ich in der Pension mehr wie reichlich gegessen hatte, fuhr ich wieder zu Ruthchen und blieb dort bis $\frac{3}{4}$ 6. Ruth sah morgens recht grün aus. Sie erzählte hauptsächlich von Nordrach, das anscheinend eine wahre Affenkiste ist. Abends war sie aber so glücklich und vergnügt, mit roten Backen, lustigen Augen und einem frischen Lachen. Sie versichert mir immer wieder, wie sie sich auf mich gefreut hätte, sie hätte schon Angst gehabt, daß vielleicht doch noch etwas dazwischenkommen könnte. Sie hat doch wohl ziemliches Heimweh gehabt. Jedenfalls glaube ich, daß meine Anwesenheit sehr gut für die seelische Stimmung sein wird. Sie sagt, daß sie mich vor 5 Wochen nicht wieder weglassen wird.

Dienstag oder Mittwoch wird die Operation steigen. Dann muß sie mindestens 10 Tage noch liegen. Meine Adresse bleibt entgültig. Mutti kann mir also Badeanzug, Regenmantel und Ruths und meine Pullover hinterher schicken. Den Pensionspreis werde ich morgen erfahren. Am Schabbes lassen sich solche Sachen schlecht machen. Ich werde Zimmer mit Frühstück und Abendbrot nehmen, so daß ich über Mittag in Rohrbach bleiben kann. Erstens ist die Fahrt nicht ganz billig, und zweitens müßte ich mich sonst immer sehr abhetzen.

Von Heidelberg habe ich sonst noch nichts gesehen. Von meinem Zimmer aus sehe ich auf bewaldete Höhen. Das Schloß scheint eine Erfindung des Baedekers zu sein.

Schluß für heute! Der Skat ruft!

Herzliche Grüße Eure Etta.

Zeigt den Brief auch Großmutter und den Tanten. An Pollners schreibe ich in Bälde.

Etta Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon

Absender: E.V.S., Pension Schloss, Heidelberg, Bunsenstrasse 3
Herrn und Frau Dr. Heinrich Veit Simon, Berlin-Lichterfelde, Hindenburgdamm 11
Heidelberg, den 26.7.1940

Liebe Eltern,

also – gestern nachmittag war ich wieder bei Ruth draussen und habe mit ihr die Frage Zell bekarkelt. Sie sagt, dass ein Aufenthalt dort in der Gegend völlig ausgeschlossen sei. Es gäbe dort nur die Möglichkeit, vorübergehend 1–2 Tage zu übernachten. Dafür schlägt sie Baden-Baden vor, da soll es ein gutes Hotel geben mit Garten und Liegestühlen. Vielleicht kannst Du Näheres in Berlin eruieren. – Gegen 6.00 besuchte uns die Stationsärztin zur abendlichen Visite, sie war über Ruths Zustand ausserordentlich erfreut und meinte, daß wir Ende der kommenden Woche fahren könnten, wenn nicht irgendwelche unvorhergesehenen Komplikationen einsetzen sollten, was wiederum ziemlich ausgeschlossen sei. Ruthchen ist bereits fieberfrei und fühlt sich sauwohl. Wir haben gestern nachmittag wieder gelacht und erzählt wie vor der Operation. Hier gießt es in Strömen! Entsetzlich. Heute abend gehe ich mit Herrn Schloss zum Gottesdienst, danach gibt es ein feierliches Schabbesmahl mit Tischgebet und sonntäglicher Garderobe. Bestellt bitte Max, daß er ein Rabenaas ist, wenn er nicht bald schreibt. Von mir bekommt er keine Zeile. Das hat man nun für seine jahrelangen Bemühungen um die Familie! Grüßt Omi und die Tanten sehr herzlich von uns.

Euch beiden alles Gute. Hoffentlich klappt bald ein Ferienplan.

Herzlichst Eure E.

Über Euer Bild hat Ruth sich sehr gefreut!

Ruth Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon

Nordrach, den 6.8.40

Liebe Eltern,

Mir geht es soweit danke, nur habe ich mich seit meiner Rückkehr hierher über verschiedenes ziemlich aufgeregt. Darunter darüber, dass ich mein Einzelzimmer nur provisorisch bekommen habe und demnächst umgelegt werde. Ich will erst einmal abwarten, was passiert. Gegebenenfalls muss sich Vater an den Doktor wenden möglichst mit etwas höflichem Nachdruck, sonst zieht es nicht. Überhaupt ist zwischen hier und Rohrbach ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle. Von Risches war dort nicht das Geringste zu merken, im Gegenteil. Man war betont nett zu mir und sprach auch in offener und vernünftiger Weise über den Befund. Die Stationsärztin sagte mir, dass ich nach der Reise zwei bis drei Tage liegen müsse, aber weiteres Liegen sei vollkommen überflüssig. Dagegen hat der Doktor mich hier ins Bett gesteckt mit dem Bemerkung, „er müsse erst mal sehen, er habe an einer Rippenfellentzündung genug“, weil nämlich eine Kaustik vor mir infolge ihres unvernünftigen Benehmens und Herumgetobes im Bett eine leichte Pleuritis bekommen hat. Das ist ja befließlich kein Grund, einen anderen Patienten auch ins Bett zu stecken. Ausserdem schwächt es einen ja in Verbindung mit der vegetarischen Kost in vollkommen unnötiger Weise. Aber das Prinzip des Dr. Wehl ist leider immer das Gegenteil von dem zu tun, was der Patient gerne hat.

Gottseidank ist Ettchen noch hier, sonst wäre es gar nicht zum Aushalten. Leider hat sie nicht sehr viel von der Gegend, denn die Eingeborenen sind nicht allzu freundlich, was aber an den Sommergästen liegen muss, denn bisher war derartiges hier unbekannt. Es wird deshalb auch nicht möglich sein, dass Vater her kommt, noch dazu wo es so weit ist.

Hoffentlich habt ihr richtiges Ferienwetter und könnt Euch in Ruhe erholen. Ettchen ist schon wieder dunkelbraun, couleur de niggertoe¹, nachdem sie in Heidelberg bei dem schlechten Wetter etwas abgeblasst war.

10000000 herzliche Grüsse und Küsse Eure Ruth

Etta Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon

Heidelberg, den 9.8.40

Liebe Eltern,

Ruthchen hat mir heute früh Eure Karte aus Wiesbaden nachgesandt. Ich freue mich, daß es Euch dort so gut gefällt, hoffentlich ist auch dann die Erholung dementsprechend.

Ich bin also – wie geplant – gestern früh um 6¹⁵ von Nordrach abgefahren und kam um 12³⁰ wieder hier an. Die Pension hat sich bei meiner Ankunft vor Freude halb umgebracht. Es ist wirklich rührend, wie mich alle in ihr Herz geschlossen haben. Den gestrigen Nachmittag habe ich auf den Höhen angenehm verbummelt, abends habe ich traditionsgemäß geskatelt. Nachts wurden wir alle für 1½ Stunden wieder einmal aus den Betten geholt. Es war recht finster. Schrecklich war, daß zur gleichen Zeit Herr Schloss telephonisch in die Klinik zu seiner sterbenden Frau geru-

fen wurde. Als er nach den 1½ Stunden mit einer Taxe hineinstürzte, war die Frau schon tot. Heute steht alles im Zeichen des traurigen Ereignisses, ich bin vormittags mit Herrn Schloss in die Klinik seiner Frau gefahren, allwo er noch einige technische Sachen zu erledigen hatte. Gott sei Dank gelang es mir, ihn etwas zu trösten und abzulenken. Anschließend marschierte ich gen Rohrbach in die Tbc-Klinik, wo ich mir meinen Ring abholen mußte, den ich bei der ersten Abfahrt aus Ruths Zimmer auf dem Waschtisch deponiert und vergessen hatte. Seht mich nicht so strafend an, ich weiß, daß ich eine der schlampigsten Schlampen bin, wo überhaupt gibt!!

Von Rölfchen hatten wir eine gemeinsame Karte. Ich habe gerade von Dir den guten Verlauf der Operation erfahren.

So, jetzt muß ich wieder auf die höher gelegene Umgebung steigen, ich habe hier zu meinem Entsetzen bestimmt Pfunde zugenommen, die müssen herausgeschwitzt werden!

Also, Euch alles Gute und recht schönes Wetter. Mein nächster Brief wird wohl schon in Berlin abgestempelt sein.

Recht, recht herzliche Grüße

Eure Etta.



Die Schwestern: Etta Ottilie Veit Simon (links) (geb. 29. August 1918 in Berlin, verst. 9. Juni 2009 in Seattle/USA) und Ruth Agnes Veit Simon (geb. 8. Januar 1914 in Berlin, verst. 26. Juli 1943 im Ghetto Theresienstadt) (Quelle: Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle, Foto vom Original: Anna Hájková)

Maria von der Heydt

Das kurze Leben der Tuberkulose-Patientin Ruth Veit Simon

Spuren einer großbürgerlichen Berlinerin

Ruth Agnes Veit Simon kam am 8. Januar 1914 als das zweite von insgesamt sechs Kindern² des Rechtsanwaltes Heinrich Veit Simon und dessen Ehefrau Irmgard, geborener Gabriel, in Berlin zur Welt.³ Väterlicherseits stammten Ruth und ihre Geschwister aus einer der ältesten und angesehensten jüdischen Familien der Stadt; ihre Vorfahren hatten unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm III. die Erlaubnis zur Niederlassung in Berlin erhalten. Anfang des 19. Jahrhunderts heiratete ein Mitglied der Familie Simon eine Tochter der ebenfalls angesehenen Familie Veit, seither führten die Nachkommen dieser Verbindung den Namen „Veit“ als eine Art zweiten Vornamen.⁴ Ruths nichtjüdische Mutter Irmgard war die Tochter eines frühverstorbenen Konsularbeamten, der Heinrich Veit Simons Vater testamentarisch zum Vormund seiner Kinder eingesetzt hatte. Irmgard gab ihren protestantischen Glauben nicht auf, die gemeinsamen Kinder wurden jedoch jüdisch erzogen.⁵ Wie nach ihr die jüngeren Schwestern feierte Ruth im Alter von dreizehn Jahren Bat Mitzwa, ihre Religionsmündigkeit.



Ruth Agnes Veit Simon (Quelle: Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle, Foto vom Original: Anna Hájková)

Heinrich Veit Simon war als Rechtsanwalt und Notar Partner einer am Pariser Platz geführten Sozietät,⁶ die zu den bekanntesten und erfolgreichsten in Preußen gehörte; noch in den Krisenjahren nach 1929 wurde er mit über hunderttausend RM zur Einkommensteuer veranlagt und lag damit selbst im wohlhabenden Bezirk Dahlem an der Spitze.⁷ In der dortigen Gelfertstraße 29–31 lebte die achtköpfige Familie in einer durch den bekannten Architekten Alfred Breslauer erbauten Villa auf dem beruflichen Erfolg entsprechenden Niveau; sie hatten zwei Autos und beschäftigten eine Hausangestellte, eine Köchin und einen Gärtner.⁸ Alle Kinder, Söhne und Töchter, besuchten weiterführende Schulen. Ruth Veit Simon bestand am 26. Februar 1932 an der Auguste-Viktoria-Schule ihr Abitur; sie hatte zuvor nach einem Skiunfall ein Jahr wiederholt und sich beigebracht, mit der linken Hand zu schreiben. Sie studierte in Freiburg Philosophie,⁹ reiste aber nach einer unglücklichen Liebesgeschichte für zwei Jahre nach England.¹⁰



Die Eltern: Irmgard Veit Simon, geb. Gabriel (geb. 16. Dez. 1889 in Jakarta/Indonesien, gest. 10. Mai 1971 in Kalifornien/USA), und Dr. jur. Heinrich Veit Simon (geb. 1. Aug. 1883 in Berlin, getötet 18. Mai 1942 in Gestapohaft in Berlin) (Quelle: Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle, Foto vom Original: Anna Hájková)

Unterdessen kam Hitler an die Regierung, entmachtete den Reichstag und verkündete nach wilden Boykotten und Straßenterror eine erste Reihe von jüdenfeindlichen Gesetzen. Familie Veit Simon kam zunächst glimpflicher als viele andere Juden davon: Als sogenannter „Altzugelassener“ durfte Heinrich Veit Simon ausnahmsweise auch nach dem 7. April 1933¹¹ weiter als Rechtsanwalt tätig sein, lediglich das Notariat musste er aufgeben. Durch Mandanten aus seinem jüdisch-großbürgerlichen Umfeld¹² erzielte Heinrich Veit Simon weiterhin ein nicht unbeträchtliches Einkommen. Dennoch entschloss er sich 1934 vorsichtshalber, die auf seinen Namen eingetragene Dahlemer Villa¹³ zu vermieten. Als Ruth aus England zurückkehrte, lebte die Familie in einer Wohnung des Hauses Hindenburgdamm 11 in Berlin-Lichterfelde, das auf Ruths Tante Gisela Gabriel eingetragen war und in dem Irmgard Veit Simon ihre Jugend verbracht hatte.¹⁴ Ruth setzte das Philosophiestudium nicht fort, sondern entschied sich für eine Ausbildung zur Grafikerin an der angesehenen, der Bauhaus-Tradition nahestehenden Kunstgewerbeschule Reimann.¹⁵ 1936 veröffentlichte der Verlag Erwin Löwe ein jüdisches Kinderbuch mit Illustrationen von Ruth Veit Simon.¹⁶

Spätestens 1935 zeichnete sich ab, dass Ruth und ihre Geschwister in Deutschland auf keine berufliche und persönliche Zukunft hoffen durften. Im Anschluss an das „Reichsbürgergesetz“ des 15. September 1935,¹⁷ das den deutschen Juden wesentliche Bürgerrechte entzog, befasste sich die Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz am 14. November 1935¹⁸ mit den Nachkommen sogenannter Mischbeziehungen. Kinder mit zwei jüdischen und zwei nichtjüdischen Großeltern waren danach allgemein „Mischlinge I. Grades“, zählten jedoch dann als Juden, wenn sie am 15. September 1935 einer jüdischen Gemeinde angehörten oder ihr danach beitraten, wenn sie am 15. September 1935 oder später mit einem Juden verheiratet oder wenn sie nach dem Juli 1936 außerehelich geboren würden. Genossen in Mischehen verheiratete Juden in den Folgejahren zumindest einen geringen Schutz, so unterlagen diese „Geltungsjuden“ allen gegen Juden gerichteten Einschränkungen und Verfolgungsmaßnahmen.¹⁹

Der äußerlich unscheinbare, kränkliche Heinrich Veit Simon bewies große geistige und seelische Widerstandskraft.²⁰ Durch umsichtiges Handeln schirmte er, solan-

ge es irgend ging, seine Ehefrau, die Kinder und auch seine unverheirateten, körperbehinderten Schwestern vor dem zunehmenden Verfolgungsdruck ab. Dennoch löste sich die Familie auf. Harro, der älteste Sohn, verließ Deutschland schon 1933 und kehrte nur noch besuchsweise zurück.²¹ Ruths um ein Jahr jüngere Schwester Ulla wanderte mit Ehemann und Tochter 1938 nach England aus. Rolf, der Vierte in der Geschwisterfolge, arbeitete nach 1935 als Angestellter in Köln²² und zog 1938 nach Holland, von wo aus er vergeblich versuchte, seiner ausgewanderten Verlobten nach Chile zu folgen. Die beiden jüngsten Schwestern – Etta und das Nesthäkchen Judith – besuchten trotz jüdenfeindlicher Vorfälle bis 1937 das Gertrauden-Lyzeum; nach Ettas Abitur 1937 wechselte Judith auf die private jüdische Goldschmidt-Schule in Dahlem,²³ und Etta folgte ihrer älteren Schwester Ruth bis zum erzwungenen Schulabgang nach dem 10. November 1938 an die inzwischen umbenannte ehemalige Reimann-Schule.²⁴ Ruth Veit Simon arbeitete in dieser Zeit als Übersetzerin für Englisch in einem Dolmetscherbüro und war häufig auf Reisen. Oft fuhr sie nach Budapest, wo ihr um vieles älterer Freund Otto Maron lebte.²⁵

Von den drei unverheirateten Töchtern gelangte – nicht zuletzt durch Ruths energisches Auftreten bei der englischen Botschaft – nur noch Judith in einem Kindertransport am 30. Dezember 1938 außer Landes.²⁶ Ruths eigene Auswanderungsversuche schlugen trotz ihrer Ausbildung und guter Beziehungen ihrer Eltern fehl. Ein Affidavit, welches der amerikanische Rabbiner Johan Wise seinem Berliner Kollegen Ismar Elbogen zugesagt hatte, traf nicht ein. Kurz vor seiner eigenen Ausreise bat Elbogen seine Freunde vergeblich um Hilfe für Ruth, die er als „young lady from one of the most distinct Berlin families, herself of great charm, finely educated“ beschrieb.²⁷ Ruths Auswanderung scheiterte nicht zuletzt an ihrer 1937 diagnostizierten Lungentuberkulose.²⁸ Nach den für Großbritannien geltenden Bestimmungen mussten Einwanderungswillige ein amtsärztliches Zeugnis vorweisen, und Tb-Erkrankte galten einer Ausschlussliste nach als „unerwünscht“. ²⁹ Doch Ruth hoffte weiter; noch im Mai 1940 schrieb sie ihrem Vater aus Nordrach, er solle sich um ein neues Affidavit kümmern und klären, welche Bedingungen die Vereinigten Staaten für die Einreise stellten.³⁰

Seit Ruths Rückkehr aus England waren Ruth und die vier Jahre jüngere Etta enge Vertraute. Als sich Ruths Zustand verschlechterte und eine intensivere Therapie erforderlich wurde, begleitete Etta ihre Schwester erst nach Bad Neuenahr³¹ und besuchte sie 1940 auch für längere Zeit in Nordrach und Heidelberg. Diese Reisen organisierte Etta trotz der Schwierigkeiten, denen sie sich als Jüdin gegenüber sah; nach wie vor sorgte aber Heinrich Veit Simon dafür, dass – zu einer Zeit, als Juden nur noch geringe Beträge von den eigenen Konten abheben durften –, ³² Geld dabei die geringste Rolle spielte. Obgleich er seit dem allgemeinen Berufsverbot für jüdische Rechtsanwälte 1938 als sogenannter „Konsulent“ nur noch jüdische Interessen und Mandanten vertreten durfte³³ und er sich gesundheitlich nie von den Folgen seiner Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen im November 1938 erholte,³⁴ brachte Heinrich Veit Simon die Reise- und die Behandlungskosten auf.

Nach Abschluss der Behandlung holte Etta Ruth nach Berlin zurück, wo Heinrich Veit Simon nach wie vor als Konsulent, nun in der Heilbronner Straße 15, tätig war.³⁵ Etta wurde durch das Jüdische Arbeitsamt Fontanestraße den Zeiß-Ikon Görz-

Werken in Berlin-Schönow zugewiesen, wo sie in einer abgesonderten Judenbaracke in Zwölf-Stunden-Schichten Maschinen bediente.³⁶ Weil Etta und Ruth als Jüdinnen galten, mussten sie seit September 1941 einen „Judenstern“ tragen. Auch Heinrich Veit Simon war, wie es damals hieß, „sternpflichtig“, da die Kinder aus seiner Mischehe jüdisch erzogen waren. Als ab dem 18. Oktober 1941 tausende von Juden zum „Arbeitseinsatz“ in den „Osten“ verschleppt wurden, bewahrte ihn seine nichtjüdische Ehefrau vor der Deportation. Deren Schutz erstreckte sich jedoch nur auf Kinder bis zu sechzehn Jahren, also nicht auf Etta und Ruth. Etta konnte sich vorerst auf ihre Arbeit in der Rüstungsindustrie berufen; Ruth wiederum war als chronisch Kranke, was ihr die Tb-Fürsorgestelle Steglitz bestätigte, für den angeblichen „Arbeitseinsatz im Osten“ ungeeignet.³⁷ Doch mit jeder weiteren Deportationswelle wuchs die Gefahr. Heinrich Veit Simon verschaffte den Töchtern daher die Ausweise belgischer Fremdarbeiterinnen des Görz-Werkes. Etta und Ruth sollten mit einer Gruppe Belgierinnen auf „Heimaturlaub“ fahren und sich von Belgien aus über Südfrankreich nach Spanien durchschlagen.³⁸ Der Plan wurde aber verraten und Etta am 18. April 1942 am Potsdamer Platz verhaftet, wenige Tage später wurde Heinrich Veit Simon festgenommen. Am 18. Mai 1942 erlag er im Polizeigefängnis Alexanderplatz den ihm bei Verhören zugefügten Verletzungen.³⁹ Etta wartete im Sammellager Große Hamburger Straße 26 auf den Abtransport.

Ruth entkam der Razzia auf dem Potsdamer Platz und wurde mit ihrer wieder aufgebrochenen Tuberkulose in das Jüdische Krankenhaus aufgenommen. Von dort aus brachte man sie Anfang Juli in das Sammellager, aus dem Ruth und die als „Pflegerin“ bezeichnete Etta am 7. Juli 1942 mit dem 16. sogenannten „Alterstransport“ nach Theresienstadt deportiert wurden.⁴⁰ Unter den in Theresienstadt internierten Juden befanden sich herausragende Tuberkuloseärzte,⁴¹ so dass Ruth nach dem neuesten wissenschaftlichen Stand, einschließlich Pneumothorax-Therapie, durch die Ärzte František Löwit und Evžen Kraus behandelt werden konnte.⁴² Trotz ärztlicher und schwesterlicher Fürsorge überlebte sie nicht. Ruth Veit Simon starb am 26. Juli 1943 in der als Tb-Krankenhaus eingerichteten Theresienstädter Geniekaserne an Herzschwäche.⁴³

Michael Ehmann

„Von Risches war dort nicht das Geringste zu merken ...“ – die jüdische Patientin Ruth Veit Simon an der Thoraxklinik

Warum Ruth Veit Simon, seit mehr als drei Monaten Patientin in der „M. A. von Rothschild'schen Lungenheilstätte“ in Nordrach, im Sommer 1940 zur chirurgischen Behandlung ausgerechnet in das Krankenhaus Rohrbach, die heutige Thoraxklinik, und nicht in ein näher gelegenes Krankenhaus verlegt wurde, lässt sich nur vermuten. Wahrscheinlich war es der gute Ruf des Krankenhauses auf dem Gebiet der Thoraxchirurgie. Seit anderthalb Jahren wirkte dort Prof. Dr. Ludwig Adelberger. Er

hatte sein Handwerk bei PD Dr. Walter Schmidt gelernt, dem Ärztlichen Direktor des Krankenhauses Rohrbach und einem der führenden Thoraxchirurgen seiner Zeit, zunächst als Assistenzarzt (1934), dann als Oberarzt (1935). Nach einer zweijährigen Tätigkeit als Chefarzt am Sanatorium Friedrichsheim-Luisenheim in Kandern (1937–1939) kehrte Adelberger nach Rohrbach zurück, um als Nachfolger Schmidts, der am 31. Dezember 1938 im Alter von 37 Jahren überraschend verstorben war⁴⁴, die Stelle des Ärztlichen Direktors anzutreten.⁴⁵

Postkarte von Ruth und Etta Veit Simon an die Eltern in Wiesbaden. Abs. Ruth Veit Simon, Heidelberg, Bunsenstr. 3 (i.e. Pension Schloß). Text Ruth Veit Simon: „Um 3.04 ab. Der Zug fährt durch bis Wiesbaden und ist kurz nach fünf dort. Ich freue mich schon schrecklich. Herzlichste Grüße Ruth.“ Text Etta Veit Simon: „Ich freue mich sehr, dass es Ruthchen hier so gut gefällt. Wir werden auch wirklich phantastisch verwöhnt. Euch alles Gute. Ich fahre Donnerstag Abend nach Berlin. 1000 Grüße Eure Etta. (Quelle: Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle, Foto vom Original: Anna Hájková)



Vielleicht war die Verlegung von Ruth Veit Simon nach Rohrbach aber auch dem für damalige Verhältnisse außergewöhnlichen Umstand geschuldet, dass dort eine jüdische Ärztin, Dr. Charlotte Wolff, arbeitete und damit eine – wenngleich geringe – Kontinuität zum jüdischen „Rothschild-Sanatorium“ gewahrt blieb. Neben der fachlichen Qualifikation sprach auch das für Adelberger. Wolff gab später, nach der Befreiung von der NS-Diktatur, zu Protokoll, „dass Dr. Adelberger mich trotz grösster Schwierigkeiten, die ihm besonders von seiten staatlicher Stellen gemacht wurden, solange es zu decken war, in der Stelle als Assistenzärztin hielt, als dies nicht mehr möglich war, mich als wissenschaftliche Assistentin weiterbeschäftigte. Aber auch dann noch übernahm er die Verantwortung, mich ärztlich tätig sein zu lassen, und setzte sich damit grösster Gefahr aus.“⁴⁶

Wie dem auch sei, in Nordrach konnte Ruth jedenfalls nicht länger bleiben. Der kleine Ort im Schwarzwald war wegen seiner Tuberkulosesanatorien zwar berühmt. Auch das „Rothschild-Sanatorium“, welches von der Stiftung der Baronin Adelheid

de Rothschild (1853–1935) getragen wurde, besaß einen sehr guten Ruf.⁴⁷ Es diente zur Behandlung an Lungentuberkulose erkrankter jüdischer Frauen. Der damalige Ärztliche Leiter, Dr. Nehemias Wehl, war ein erfahrener und anerkannter Tuberkulosespezialist.⁴⁸ Allerdings bestand in Nordrach nicht die Möglichkeit größerer thoraxchirurgischer Eingriffe.

Sofern die klassisch konservativen Behandlungsformen wie Liegekuren in klimatisch günstigen Regionen, gute Ernährung und Ruhe nicht zur Besserung beitrugen, wurden damals vermehrt invasive Formen der Tuberkulosebehandlung eingesetzt. Diese dienten dazu, die betroffene Lungenseite zum Kollaps und durch die damit verbundene Ruhigstellung die Tuberkulose möglichst zum Ausheilen zu bringen. Die „einfachste“ Form des Lungenkollapses (Pneumothorax) erfolgte mittels Punktion und „Füllen“ des Pleuraspaltes, in der Regel mit Stickstoff. Dieser Eingriff wurde auch bei Ruth in Nordrach durchgeführt.⁴⁹ Nach einer gewissen Zeit mussten die „Füllungen“ erneuert werden. Da sich bei Ruth der gewünschte Heilungserfolg nicht eingestellt hatte und es zu Verwachsungen gekommen war, bestand die medizinische Indikation für einen operativen Eingriff, in diesem Fall für eine sogenannte „Kaustik“. Ein solcher Eingriff erfolgte mit einem Elektrokauster, einem Gerät, mit dem man – auch heute noch – mittels der erzeugten Hitze schneiden und gleichzeitig Blutungen stillen kann. Bei Ruth sollten mittels dieser operativen Technik Verwachsungen entfernt und wiederum absichtlich ein Pneumothorax hergestellt werden. Zu diesem Zweck überwies man sie nach Rohrbach.

Am 20. Juli 1940 schreibt Ruth aus Rohrbach eine Postkarte an die Eltern in Berlin, um sie über den geplanten Eingriff zu informieren:

„Die Kaustik wird nächste Woche am Dienstag oder Mittwoch gemacht, vorläufig wird nur untersucht, geröntgt und Blutuntersuchung ect.“⁵⁰

Ruths Schwester Etta, die sie oft bei ihren Sanatoriums- und Krankenhausaufenthalten begleitet, verfasst am gleichen Tag einen ausführlichen Bericht an die Eltern:

„Heute früh um $\frac{3}{4}$ 9 war ich bereits im Krankenhaus in Rohrbach. Soweit ich Rohrbach gesehen habe, ist es eine nette Wohngegend, zum Teil sogar mit sehr schönen neuen Villen. Das Krankenhaus besteht aus einem großen Komplex von Häusern, die in herrlichen Gärtenanlagen mit Rasen, Blumen, Steingärten und schneeweißen Bänken liegen. Zum Teil sind sie mit offenen Laubengängen verbunden. Die Bauten selbst sind wunderbar modern und schön. Alles blitzt vor Sauberkeit. Das Schwesternpersonal setzt sich zum größten Teil aus katholischen Nonnen zusammen, die alle auf schönklingende Namen hören, die mit ‚tia‘ enden. Ruthchens Zimmer ist klein aber schön eingerichtet. Alle sind freundlich und entgegenkommend. [...] Erst setzten wir uns eine Weile in einen Garten, dann zeigte sie mir ihr Zimmer und stellte mich der Stationsärztin- und Schwester vor. Beide waren rührend.“⁵¹

Etta liefert eine sehr schöne Beschreibung des Rohrbacher Krankenhauses und seines Personals. Pflegerisch war das Krankenhaus schon seit 1920 fest in der Hand der katholischen „Bühler Schwestern“, welche ihren Ursprung aus dem elsässischen Niederbronn-les-Bains haben.⁵² Die Bühler Schwestern, deren Kloster sich in Bühl (Baden) befindet, prägten die pflegerischen Geschicke am Krankenhaus Rohrbach bis 1973 entscheidend mit.⁵³ Ettas Beobachtung, dass „alle auf schönklingende Namen hören, die mit ‚tia‘ enden“, stimmt freilich nicht ganz. So heißt zum Beispiel die

Oberin, welche damals den mehr als 60 Nonnen am Krankenhaus vorstand, Schwester Benildis.⁵⁴ Bei der von Etta erwähnten „rührenden“ Stationsärztin handelt es sich um Charlotte Wolff.

Die Genesung von Ruth schreitet sehr gut voran. Bald nach der Operation berichtet Etta an die Eltern:

„Gegen 6.00 besuchte uns die Stationsärztin zur abendlichen Visite, sie war über Ruths Zustand ausserordentlich erfreut und meinte, daß wir Ende der kommenden Woche fahren könnten, wenn nicht irgendwelche unvorhergesehenen Komplikationen einsetzen sollten, was wiederum ziemlich ausgeschlossen sei. Ruthchen ist bereits fieberfrei und fühlt sich sauwohl. [...] Heute abend gehe ich mit Herrn Schloss zum Gottesdienst, danach gibt es ein feierliches Schabbesmahl mit Tischgebet und sonntäglicher Garderobe.“⁵⁵

Es läuft gut für die Geschwister Ruth und Etta. Ruth erholt sich rasch und Etta freut sich auf das „Schabbesmahl“ mit Leopold Schloß, dem Pächter der Pension „Schloß“ in der Bunsenstraße 3 in Heidelberg.⁵⁶ Etta wird für Schloß schon bald eine wichtige Stütze sein. Seine Frau Gertrud stirbt am 9. August 1940 in einer Klinik, während Etta in der Pension zu Gast ist. Die Situation ist tragisch. Kurz nachdem Schloß durch die Klinik informiert worden ist, dass seine Frau im Sterben liege, führt die Gestapo eine ihrer häufigen Razzien durch. Schloß wird aufgehalten und kann nicht weg. Als er endlich in die Klinik kommt, ist seine Frau bereits gestorben. Etta schreibt:

„Nachts wurden wir alle für 1½ Stunden wieder einmal aus den Betten geholt. Es war recht finster. Schrecklich war, daß zur gleichen Zeit Herr Schloss telephonisch in die Klinik zu seiner sterbenden Frau gerufen wurde. Als er nach den 1½ Stunden mit einer Taxe hineinstürzte, war die Frau schon tot. Heute steht alles im Zeichen des traurigen Ereignisses, ich bin vormittags mit Herrn Schloss in die Klinik seiner Frau gefahren, allwo er noch einige technische Sachen zu erledigen hatte. Gott sei Dank gelang es mir, ihn etwas zu trösten und abzulenken. Anschließend marschierte ich gen Rohrbach in die Tbc-Klinik, wo ich mir meinen Ring abholen mußte, den ich bei der ersten Abfahrt aus Ruths Zimmer auf dem Waschtisch deponiert und vergessen hatte.“⁵⁷

Etta tröstet und hilft, wo immer sie gebraucht wird. Und es kommt im Krankenhaus Rohrbach nichts weg. Die Geschwister Veit Simon werden dort ausnahmslos zuvorkommend behandelt, das bestätigt auch Ruth am 6. August 1940, als sie, nun schon wieder in Nordrach zur weiteren Genesung, rückblickend über das Krankenhaus Rohrbach schreibt:

„Von Risches war dort nicht das Geringste zu merken, im Gegenteil. Man war betont nett zu mir und sprach auch in offener und vernünftiger Weise über den Befund.“⁵⁸

„Risches“ ist Jiddisch und steht für Antisemitismus, zu dem man sich am Krankenhaus Rohrbach offensichtlich nicht verleiten ließ.

Trotz aller medizinischen und pflegerischen Bemühungen bricht die Tuberkulose bei Ruth 1942 wieder aus. Ruth wird im Jüdischen Krankenhaus in Berlin behandelt. Von Berlin wird sie gemeinsam mit ihrer Schwester Etta am 7. Juli 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Ruth wird dort von einem bekannten tschechischen Tuberkulosespezialisten, Dr. František Löwit, behandelt. Trotz guter pflegerischer und medizinischer Betreuung stirbt sie am 26. Juli 1943 um 19.15 Uhr im Alter von

29 Jahren.⁵⁹ Als Todesursache wird auf der „Todesfallanzeige Ghetto Theresienstadt“ Herzschwäche aufgrund einer Lungentuberkulose angegeben.

Auch ihre jüdischen Ärzte, Dr. Nehemias Wehl und Dr. František Löwit, werden den Holocaust nicht überleben: Wehl stirbt vermutlich 1942 bei einem Transport nach Treblinka⁶⁰, Löwit wird 1944 in Auschwitz ermordet⁶¹.

Ghetto Theresienstadt
Der Kaiserstadt
43. TODSFALLANZEIGE

No. 100
Sterbenakt

Name (bei Frauen auch Mädchennamen) SIMON		Vorname RUTH Tr. Nr. 317-14675-104 317 701	
Geboren am 3. I. 1914 in BERLIN		Stadt LEBEN Beruf HAARSTÄUBERIN Religion MOS. Geschl. WEIBL	
Staatangehörigkeit D. R.		Heimatgemeinde	
Letzter Wohnort (Adresse) BERLIN			
Wohnort in Theresienstadt Gebäude No. ETW 9		Zimmer No. 211/20	
Name des Vaters SIMON HEINRICH		Name des Mütter (Mädchennamen) ROSE GABRIEL	
Name des Ehegatten REGARD		Name des Ehegatten ROSE GABRIEL	
Sterbetag 26/7.1943 Sterbestunde 11.5		Sterbeort: Theresienstadt 97	
Genaue Ortbezeichnung (Gebäude, Zimmer) ETW 9 211/20			
Verwandte	Name		Verwandtschaftsgrad
	in Theresienstadt SIMON ETTA		SWESTER
	in Frankfurt		
Tag der letzt. Abreise		Ort der letzt. Abreise	Zahl d. Kinder von letzt. Ehe
Art der Veranlassung K.R.		No. 12564	Ausgestellt von POL. BERLIN
Behandelnder Arzt DR. FRANZ LÖWIT			
Krankheit in Blockschrift TBC PULMONUM			
Todesursache in Blockschrift LUNGENTUBERKULOSE			
Todesursache in Blockschrift MYOGENERATION CORDIS			
Todesursache in Blockschrift HERZSCHWACHE			
Todesbescheinigung durch DR. KRAUS EUGEN		Tag u. Stunde der Todesbescheinigung 26/7.1943 20.6	
Ort der Bescheinigung		Tag u. Stunde der Bescheinigung	
Theresienstadt, am 26/7.1943			
Der Theresienstadt	Der Amtarzt	Der Obdient	
<i>[Signature]</i>		<i>[Signature]</i>	

(c) holocaust.cz

Todesfallanzeige für Ruth-Agnes Veit Simon vom 26.7.1943 aus dem Ghetto Theresienstadt (Quelle: eingesehen am 4. August 2016, <http://www.holocaust.cz/de/opfer-datenbach/opfer/32838-ruth-agnes-simon>)

Anmerkungen

- 1 Couleur de niggertoe = paranusfarben. (In den USA war „nigger toe“ lange Zeit der umgangssprachliche Ausdruck für Paranus.)
- 2 Harro (24.10.1911), Ruth (8.1.1914), Ulla (20.10.1915), Rolf (7.9.1916), Etta (29.8.1918) und Judith (14.6.1925), Lebenslauf Irmgard Veit Simon geb. Gabriel, in: Wiedergutmachungsverfahren nach Heinrich Veit Simon, Landesarchiv Berlin (LAB) WGA 73837, S. 8f. (Lebenslauf).
- 3 Zur Verfolgungsgeschichte und zum Hintergrund der Familie Veit Simon siehe Anna Hájková, Maria von der Heydt: Biedermeier Desk in Seattle: The Veit Simon Children, Class, and the Transnational in Holocaust History, eingereicht in European Review of History.
- 4 Hermann Veit Simon: Ansprache zum Familientreffen am 13.8.1908, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 5 Lebenslauf Irmgard Veit Simon geb. Gabriel, in: Wiedergutmachungsverfahren nach Heinrich Veit Simon, LAB WGA 73837, S. 8f. (Lebenslauf).
- 6 Rechtsanwälte und Notare Dr. Bruno Hülsen, Dr. Heinrich Veit Simon und Dr. Hans Benfey, Pariser Platz 6, NW 7 Berlin, Berliner Adressbuch 1933, IV S. 627.
- 7 Schriftliche Erklärung des Richard Calé vom 24.10.1956, in: Wiedergutmachungsverfahren Etta Japha, LAB WGA 76079, B 33.
- 8 Schriftliche Erklärungen der Marie-Luise Brickwell-Graeber vom 1.9.1953 und des Adolf Kraetzer vom 31.8.1953, in: Wiedergutmachungsverfahren Heinrich Veit Simon, LAB WGA 73837, M 12.
- 9 Email-Auskunft des Universitätsarchivs Freiburg (Alexander Zahoransky) vom 12.12.2014 an Anna Hájková.
- 10 Interview mit Judith Klein née Veit Simon, geführt am 19.6.2012 in Berlin.
- 11 Gesetz über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft vom 7.4.1933, RGBl. I 1933, 188.
- 12 Heinrich Veit Simons Großvater hatte die „Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ mitgegründet; er war in Nachfolge seines Vaters seit 1930 Vorsitzender des Hochschulkuratoriums, einer zentralen Institution der wohlhabenden und einflussreichen jüdischen Oberschicht, Wiedergutmachungsverfahren nach Heinrich Veit Simon, LAB WGA 73837, S. A 21r und pp.
- 13 Dr. H. Simon, Rechtsanwalt u. Notar, als Eigentümer unter Gelfertstraße 29 bezeichnet, Berliner Adressbuch 1933, IV S. 1385.
- 14 Schriftliche Erklärungen der Marie-Luise Brickwell-Graeber vom 1.9.1953 und des Adolf Kraetzer vom 31.8.1953, in: Wiedergutmachungsverfahren Heinrich Veit Simon, LAB WGA 73837, M 12.
- 15 Swantje Kuhfuss: Schule Reimann 1902–1943, Aachen 2009.
- 16 Erwin Löwe (Hg.): Die bunte Schüssel. Ein jüdisches Kinderbuch zum Lesen und Malen, Berlin 1936.
- 17 Reichsbürgergesetz vom 15.9.1935, RGBl. I 1935, 1146.
- 18 Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14.11.1935, RGBl. I 1935, 1333–1334.
- 19 Zu „Mischlingen“ siehe Beate Meyer: Jüdische Mischlinge. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999. Zu Geltungsjuden siehe Maria von der Heydt: „Wer fährt denn gerne mit dem Judenstern in der Straßenbahn?“ Die Ambivalenz des „geltungs-jüdischen“ Alltags zwischen 1941 und 1945, in: Doris Bergen, Andrea Löw, Anna Hájková (Hgg.): Der Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941–1945. München 2013, S. 65–80.
- 20 Siehe z.B. Brief Ruth Veit Simons an ihre Schwester Ulla 20.4.1934, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 21 Unterlagen zur Familiengeschichte, Privatarchiv John Veit Wilson.
- 22 Rolf Veit Simon an seine Eltern 6.1.1936, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 23 Interview mit Judith Klein geb. Veit Simon, geführt am 19.6.2012 in Berlin.
- 24 Kunstamt Schöneberg (Hg.): Orte des Erinnerns. Jüdisches Alltagsleben im Bayerischen Viertel, Berlin 1994 S. 84f. Eidesstattliche Versicherung der Helga Brinitzer geb. Frenkel vom 29.10.1956, Wiedergutmachungsakte Etta Japha geb. Veit Simon, LAB WGA 76079, B 31.
- 25 Schreiben Etta Veit Simons an ihre Eltern vom 22.8.1937, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 26 Interview mit Judith Klein geb. Veit Simon, geführt am 19.6.2012 in Berlin.

- 27 Angaben im Schreiben Ismar Elbogens an Adolph Oko vom 25.7.1938, Leo Baeck Institute NY, Nachlaß Elbogen.
- 28 Ron Louie: *Etta at 80*, Selbstverlag, Seattle 1998, unpag.
- 29 Louise London: *Whitehall and the Jews 1933–1948. British Immigration Policy, Jewish Refugees and the Holocaust*, Cambridge 2001. Roberta Bivins: *Contagious Communities. Medicine, Migration, and the NHS in Post War Britain*, Oxford 2015.
- 30 Postkarte Ruth Veit Simons v. 24.5.1940 an den „Konsulenten Dr. Heinrich Veit Simon, Viktoriastrasse 10“, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 31 Schreiben Ruth Veit Simons an ihre Eltern vom 20.9.1938, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 32 Dieter Ziegler: Die Wertpapierkonfiskation und die Rolle der Banken, in: Katharina Stengel (Hg.): *Vor der Vernichtung. Die staatliche Enteignung der Juden im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 2007, S. 161–181.
- 33 Zur Lage der Konsulenten 1938–1943 siehe Simone Ladwig-Winters: *Anwalt ohne Recht. Das Schicksal jüdischer Rechtsanwälte in Berlin nach 1933*, Berlin 2007, S. 71f.
- 34 Lebenslauf Irmgard Veit-Simon geb. Gabriel, in: *Wiedergutmachungsverfahren nach Heinrich Veit Simon*, LAB WGA 73837, S. 8f. (Lebenslauf).
- 35 Erklärung über die wirtschaftliche und soziale Stellung des Verfolgten vom 20.10.1955, in: *Wiedergutmachungsverfahren nach Heinrich Veit Simon*, LAB WGA 73837, A 21–22 (Lebenslauf).
- 36 Eidesstattliche Versicherung der Irmgard Veit Simon vom 12.2.1952, *Wiedergutmachungsakte Etta Japha*, LAB WGA 76097, M 4.
- 37 Bescheinigung der TB-Fürsorgestelle Steglitz vom 21.11.1941 für „Fräulein Ruth Sara Simon“, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 38 Auf diesem Wege flohen hunderte mitteleuropäischer Juden während des Krieges, Insa Meinen, Ahlrich Meyer: *Verfolgt von Land zu Land. Jüdische Flüchtlinge in Westeuropa 1938–1944*, Paderborn 2013.
- 39 Eidesstattliche Versicherung des Dr. Adolf Kraetzer vom 31.8.1953, in: *Wiedergutmachungsverfahren nach Heinrich Veit Simon*, LAB WGA 73837.
- 40 Transportliste des 16. Alterstransportes aus Berlin vom 7.7.1942, in: *Bundesarchiv Zsg. 138, Bl. 225 (I/17)*. Zu Ettas Verhaftung und Deportation siehe Ron Louie: *Etta at 80*, Seattle 1998, Selbstverlag, unpag.
- 41 Siehe zu den Verhältnissen in Theresienstadt allgemein, insbesondere aber zur medizinischen Versorgung Anna Hájková: *The Last Ghetto: Av Everyday History of Theresienstadt, 1941–1945*, Manuskript (zu Medizin siehe Kapitel 4).
- 42 Der TB-Spezialist Evžen Kraus überlebte und berichtete vom Behandlungsstandard in Theresienstadt, MUDr Evžen Kraus: *Boj proti tuberkulóze v koncentračněm táboře*, in: *Masarykova liga proti tuberkulóze*, Jg. 27 Heft 8 (10/1946). Nicht nur für den Hinweis auf diese Veröffentlichung danke ich Dr. Anna Hájková.
- 43 Ghetto Theresienstadt „Todesfallanzeige“ Simon, Ruth Agnes Veit, vom 26.7.1943.
- 44 Vgl. Nachrufe Walter Schmidt 1939, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Signatur 462-1, 2321.
- 45 Vgl. Lebenslauf Ludwig Adelberger vom 8. November 1939, GLA, Signatur 235-1, 440.
- 46 Schriftliche Aussage von Dr. Charlotte Wolff vom 5.10.1945 im Spruchkammerverfahren gegen Ludwig Adelberger, GLA, Signatur 465a-59, 4-7728. Ein gutes Verhältnis muss übrigens auch zu Adelbergers Vorgänger Schmidt bestanden haben. Im Vorwort des von ihm herausgegebenen Lehrbuchs über die Kollapstheorie der Lungentuberkulose hob er ihre Verdienste ausdrücklich hervor: „Bei der Sichtung, Korrektur und Zusammenstellung der einzelnen Beiträge unterstützten mich neben meinen übrigen Mitarbeitern vor allem Fräulein Dr. med. Lotte Wolff und Fräulein Hildegund Siehl, die sich dadurch große Verdienste um das Zustandekommen des Werkes erwarben.“ (Kollapstheorie der Lungentuberkulose, hg. von Walter Schmidt, 1938 Leipzig, S. VII–VIII).
- 47 Vgl. Uwe Schellinger: „Deportiert aus Nordrach (1939–1942)“, in: Ders., Rolf Oswald, Egbert Hoferer (Hgg.): *Deportiert aus Nordrach. Das Schicksal der letzten jüdischen Patientinnen und Angestellten des Rothschild-Sanatoriums, Nordrach o.J. [2009/2010]*, S. 8–29, hier S. 8–11.
- 48 Vgl. die Kurzbiographie ebd., S. 67–69.

- 49 „Montag bin ich nachgefüllt worden [...] mit 900 (Stickstoff)“. (Ruth Veit Simon an Etta Veit Simon, Postkarte aus Nordrach, 10.5.1940, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle).
- 50 Ruth Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon, Postkarte aus Rohrbach, 20.7.1940.
- 51 Etta Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon, Postkarte aus Rohrbach, 20.7.1940.
- 52 Die Schwestern sind deshalb auch als „Niederbronner Schwestern“ bekannt.
- 53 Ein Gedenkstein an der Innenmauer des Bergfriedhofs (am Haupteingang rechts) in Heidelberg erinnert an die Verdienste der Schwestern in der Region.
- 54 „Bühler Schwestern 1920–1951“, Archiv Thoraxklinik.
- 55 Etta Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon, 26.7.1940, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 56 Vgl. Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945*. Biographisches Lexikon mit Texten, Heidelberg 2011, S. 372. Leopold Schloß wird am 7.2.1945 im KZ Buchenwald ermordet. Die beiden Kinder Lore und Beate waren mit einem Kindertransport nach England in Sicherheit gebracht worden.
- 57 Etta Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon, 9.8.1940, Nachlass Etta Japha, Archiv Irene Japha, Seattle.
- 58 Ruth Veit Simon an Heinrich und Irmgard Veit Simon, 6.8.1940.
- 59 <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de1161605>
- 60 <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de989919>
- 61 http://db.yadvashem.org/deportation/nameDetails.html?language=de&applid=SAPIR14&queryId=JAGUAR35_2428_240237&itemId=4844023



Michael Buselmeier

*Literarische
Führungen durch
Heidelberg*

*Eine Kulturgeschichte
im Gehen*

464 Seiten, gebunden
ISBN: 978-3-88423-545-4
29,00 EUR

Ein Klassiker der Heidelberg-Literatur. 1988 begann Michael Buselmeier mit geistesgeschichtlich orientierten Führungen durch seine Heimatstadt, die zu einem ungeahnten Erfolg wurden, dem Mythos Heidelberg auf der Spur, den Dichtern, Malern und Baumeistern, Politikern, Professoren und Komponisten vom Mittelalter bis in unsere heutige Zeit. Die nun vorliegende vierte, um drei Führungen erweiterte Fassung setzt den Prozess der Differenzierung fort und lässt zugleich reichlich neues Wissen einfließen. Zwanzig kulturhistorisch bestimmte Wege durch die aktuelle Stadt, die zum wandernden Nachvollzug einladen.

www.wunderhorn.de

Eric Gaber

Histoire vraie

Aus dem Französischen von Ulrike Gaber

Mit einer Nachbemerkung von Ingrid Moraw

Vorwort der Übersetzerin

Eric Gaber ist am 1. November 2015 gestorben. Dass sein Lebensbericht in Heidelberg veröffentlicht werden sollte, hat ihn gefreut. Hat er doch lange gekämpft, seine Erinnerungen wiederzufinden – große Lücken in seiner Kindheitsgeschichte sind geliebt oder unter den traumatischen Erfahrungen des Überlebens verschüttet geblieben. Wenig ließ sich in Erfahrung bringen.

Geboren wurde Eric Gaber am 8. Dezember 1932 in Karlsruhe als Sohn von Amalie Gaber – sein Vater ist unbekannt. Er hatte eine zwei Jahre ältere Schwester, Mary, die er nie kennenlernte. Dass sie in Auschwitz ermordet wurde, ist das Einzige, was man von ihr weiß. Die beiden Kinder wurden sehr früh getrennt und bei verschiedenen Familien untergebracht, Eric für kurze Zeit vermutlich bei seiner Großmutter in Karlsruhe. Nach deren Tod hat die Familie Haberer aus Villingen irgendwann in den 30er Jahren das Kind aufgenommen. Deren eigener Sohn, sein „Adoptivbruder“ Joseph (später Joe) Haberer, konnte mit einem Kindertransport über England in die USA gerettet werden.

Am 22. Oktober 1940 wurde Eric aus Heidelberg aus dem „Judenhaus“ Bluntschlistraße 4 nach Gurs deportiert. Aus dem Lager „befreit“ hat ihn eine Mitarbeiterin des jüdischen Kinderhilfswerks OSE (Organisation de Secours aux Enfants) im Mai 1941. In verschiedenen Heimen und bei südfranzösischen Bauern versteckt, überlebte er den Krieg.

Die Eltern Haberer wurden aus Villingen nach Gurs verschleppt. Der „Adoptivvater“ starb bereits im Lager, die „Adoptivmutter“ wurde weiter nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Dies ist das karge Ergebnis einer mühsamen Suche. Nahestehende, die ihm hätten helfen können, waren tot, Akten im Krieg vernichtet worden.

Auf der Suche nach seiner Schwester und im Glauben, sie habe unter ihrem Geburtsnamen überlebt, sammelte Eric aus allen französischen Telefonbüchern die Einträge mit dem Namen Gaber und rief dort an. So bin ich ihm 1994 in Paris begegnet, wo ich damals lebte. Er wurde für mich ein Freund, warmherzig und humorvoll. Bei gemeinsamen Besuchen in Heidelberg, Villingen und Karlsruhe konnte ich ihm beim Recherchieren und Dolmetschen behilflich sein, denn deutsch sprechen und verstehen war ihm vollständig verloren gegangen.

So habe ich auch seinen Lebensbericht übersetzt, den er kurz vor seinem Tod mit 82 Jahren abgeschlossen hat. Die Veröffentlichung hätte er sicher gerne erlebt.

Bericht Eric Gaber

Damit niemand vergisst, ist dieses Dokument nicht nur meinen Kindern und Enkeln gewidmet, die hoffentlich niemals ein solch schreckliches Schicksal erfahren müssen, sondern auch denjenigen, die von der Existenz dieser schrecklichen Hölle nichts wissen oder die sich die Augen zuhalten, um sie nicht zu sehen.

Leider spüren die Menschen nicht das Leid der anderen, solange sie nicht selbst die Konsequenzen davon tragen. [...]

Ich möchte zu Beginn ein Lied zitieren, das in einem Film des französischen Regisseurs René Clair gesungen wurde. Der Film wurde am 18. Dezember 1931 in Frankreich uraufgeführt („A nous la liberté“), kam aber erst 1958 in die deutschen Kinos.

Es lebe die Freiheit

Die Freiheit, das ist das ganze Leben,
aber die Menschen haben Gefängnisse geschaffen,
Regeln, Gesetze, Konventionen,
Arbeitsplätze, Büros und Häuser.

Hab ich Recht?

Also sagen wir mal, mein alter Freund,
das Leben ist schön, wenn man die Freiheit kennt.

Warten wir nicht mehr, gehen wir auf sie zu,

Frische Luft ist gut für die Gesundheit.

Überall kann man lachen und singen,

überall kann man lieben und trinken,

Es lebe die Freiheit!

Es lebe die Freiheit für uns!

In der folgenden Geschichte ist ein Teil meines Lebens und Leidens zusammengefasst, der im Laufe der Zeit verblasst ist. Ich werde versuchen, nichts wegzulassen. Dennoch können Auslassungen, Vergessenes und vielleicht knappe Zusammenfassungen vorkommen [...]. All das habe ich erlebt, und die Erinnerungen, die heute hochkommen, werden durch die Zeit, die vergeht, gemildert, durch die Jahre, die unwiederbringlich vergangen sind und vielleicht auch durch eine gewisse Toleranz gegenüber den Henkern des Nazi-Gesindels. Eine gewisse Bitterkeit bleibt.

Meine Erinnerungen beginnen wohl mit dem Alter von fünf oder sechs Jahren. Andere Details dieser Geschichte sind für immer vergraben, und es würde mir großen Schmerz bereiten, sie wieder lebendig werden zu lassen. [...]

Immer wieder gehe ich diesen Bericht durch, er entsteht nicht auf einmal. Mir war nicht bewusst, dass es so viel Fantasie und einer so hohen Konzentration bedarf, eine Autobiografie zu schreiben. So schmerzhaft Situationen ohne einen gewissen inneren Widerwillen wieder lebendig werden zu lassen, dazu bedarf es einer Kraft, die schwer zu beherrschen ist. Ich möchte vor allem, dass der Leser die damals herrschende Atmosphäre mitbekommt. Erinnerungen, auch wenn sie weit zurückliegen, tun manchmal weh, wenn man sie in die Gegenwart holt und sie ein zweites Mal erlebt.

Die Familie Haberer

Ich bin Ende 1932, an einem Donnerstag im Dezember, in Karlsruhe geboren, nur wenige Kilometer von der französischen Grenze entfernt. Die am nächsten liegende französische Stadt heißt Lauterbourg und ist nur 15 km von Karlsruhe entfernt, Strasbourg ist nur 70 km entfernt. [...] Die Tatsache, dass ich in Deutschland geboren wurde, hat zu den daraus resultierenden Problemen geführt. Ja, denn wenn ich zufällig nur 15 km von dort entfernt in Frankreich das Licht der Welt erblickt hätte, wäre mein Leben komplett anders verlaufen. Ich hätte vielleicht heute nichts zu erzählen, jedenfalls nichts Derartiges. [...]

Zu jener Zeit sprach ich nur Deutsch, und ich fragte ständig: Warum? Man antwortete mir: Darum. Mit fünf oder sechs Jahren will ein Junge immer alles wissen und kennenlernen, so wie die Großen. Was ist das? Wer ist das? Warum?

Ich lebte zu jener Zeit bei der Familie Haberer, meiner Adoptivfamilie, in Villingen. Mein Adoptivvater hieß Bertolth und war ein sehr kranker und sehr magerer Mann. Er sah aus wie 70, war aber erst 56 Jahre alt. Er hatte früher in einer Bank gearbeitet, natürlich nicht als Direktor! Aufgrund seiner Krankheit konnte er seinen Beruf nicht mehr ausüben und blieb zu Hause.

Seine Frau Georgina war 45 Jahre alt, und auch sie wirkte viel älter als sie eigentlich war. Die Hausarbeit ließ sie noch elender erscheinen. Sie also war meine Mutter. Ich nehme an, dass die Mutter die Person ist, die sich um dich kümmert und dich großzieht.

Die Familie Haberer war nicht reich und lebte von der Hand in den Mund. Ich glaube, man hat mir erzählt, dass jemand jeden Monat eine gewisse Summe für meinen Lebensunterhalt bezahlte, aber später erfuhr ich, dass damit bald Schluss war. War es meine leibliche Mutter, die diesen Beitrag geleistet hat? Ich kann dies weder bestätigen noch widerlegen. Meine Adoptivmutter und mein Adoptivvater kamen für meinen Unterhalt auf. Sie betrachteten mich als ihren eigenen Sohn. Ich spreche in erster Linie von meiner Mutter, denn sie war für die Finanzen der Familie zuständig, was für sie eine schwerwiegende Last bedeutete.

Ihr Sohn Joseph, der vier Jahre älter war als ich, das war mein älterer Bruder, mein Bruder Joseph. Ich betrachtete ihn als solchen.

Ich weiß weder warum noch wie ich nach Heidelberg in ein Kinderheim gelangte, ein Heim, das jüdische Kinder aufnahm. Ich weiß es bis heute nicht und werde es wohl auch niemals erfahren. In Heidelberg befand ich mich vom 2. Juli bis 21. Oktober 1940.

Als ich das Heidelberger Schloss bei meinem späteren Besuch wieder sah, fiel meine Aufmerksamkeit auf einen Fußabdruck oder besser Stiefelabdruck, der in einem Stein der Schlossterrasse sichtbar war. Wenn man in frischen Zement springt, würde man eine solche Spur hinterlassen. Die Legende besagt, dass das Schloss in Flammen stand und ein Ritter mit seiner Geliebten in den Armen vom Schlossturm sprang und diesen Fußabdruck hinterließ. Ich war etwa sechs oder sieben Jahre alt, als man mir diese Legende erzählt hat, und ich erinnere mich noch 70 Jahre später daran!

Ich lebte also seit meiner frühesten Kindheit bei meiner Adoptivfamilie in Villingen. Ich erinnere mich sehr genau an das kleine Haus, in dem wir lebten. Ich habe

es vor einiger Zeit wiedergesehen, als die Stadt Villingen mich eingeladen hat. Ich erinnere mich an die Außentreppe, unter der ich mich versteckte, wenn ich mit meinen kleinen Kameraden spielte.

Viele Jahrzehnte später hatte ich die Gelegenheit, eines dieser Kinder als alten Mann wiederzusehen, das damals mit mir gespielt hatte. Erwin Steidinger erinnerte sich genau an mich und an die ganze Familie Haberer. Er kam jeden Freitagabend, um das Herdfeuer anzuzünden, denn der Familie Haberer war es aus religiösen Gründen nicht gestattet, dies selbst zu tun.

Ich erinnere mich auch an einen großen Soldaten in Uniform, der in diesem Haus wohnte und der mir Aluminiumteilchen gab, die ich mit einer kleinen Feile glätten musste. Ich weiß nicht, ob diese Aluminiumteilchen für die Rüstung bestimmt waren. Mir hat das großen Spaß gemacht, und ich nehme an, er war froh, für diese stumpfsinnige Arbeit Hilfe zu bekommen.

Später hat Joe, mein Bruder, erfahren, dass ich nicht sein leiblicher kleiner Bruder war. Das machte ihn sehr traurig. Sein ganzes Leben lang sollte er darüber betrübt sein.

Ich meinerseits war darüber bereits im Bilde, denn ich habe eines Tages meine Mutter gefragt: „Warum ist mein Name Gaber und deiner Haberer?“ Sie erklärte es mir, und von da an wusste ich, dass wir nicht aus der gleichen Blutsfamilie stammten, aber in meinem Herzen war er mein Bruder, ja, das war er.

Mein großer Bruder Joe sagte mir viele Jahre später, als ich ihn in Deutschland wiedersah, dass er ein bisschen eifersüchtig war, weil seine Mutter sich mehr um mich kümmerte als um ihn. Trotzdem beschützte er mich. Auf dem Schulweg in Villingen warfen die Jungen der höheren Klassen Steine nach uns. Er stellte sich dann vor mich, um ihnen Angst zu machen und um mir als Schutzschild zu dienen.

Mein Bruder hat mir während unseres letzten Treffens gesagt, dass ich sehr begabt in Rechnen war und dass ich nicht viele Fehler beim Diktat machte.

Ich habe meinen Bruder viele Jahre später wiedergesehen anlässlich einer Einladung, die von der Stadt Villingen und von der Stadt Heidelberg ausging, um uns für das Leid zu entschädigen, das wir während des Krieges ertragen mussten. Eine Entschädigung, auf die wir gerne verzichtet hätten, wenn das Schicksal uns milder gestimmt gewesen wäre.

Doch kommen wir zurück in das Villingen meiner Kindheit kurz vor Kriegsausbruch. Mein Bruder konnte im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach England fliehen. Er ging dort zur Schule und entkam dadurch der Deportation und dem damit verbundenen Leid, das ich ertragen musste.

Er blieb ein paar Jahre in England, bevor er nach Kalifornien ging, um zu seiner Tante Guitta nach Oakland zu gelangen. Anscheinend war das Haus seiner Tante wunderschön mit einem riesigen Garten voller großer roter süßer und saftiger Äpfel. Seine Tante, die mich auch als ihren Neffen betrachtete, hätte mich gerne adoptiert, denn sie hatte leider keine eigenen Kinder. Da die Formalitäten zu kompliziert waren, hat sie auf eine Adoption verzichtet. Sie schickte mir jedoch viele Briefe, Pakete mit Leckereien, Spielzeug und Kleidung. Eines Tages schickte sie mir sogar ein Stück Stoff und schrieb dazu, dass ich im Kinderheim eine Näherin finden sollte, die mir daraus eine kurze Hose nähen könnte. Als Bezahlung oder Dankeschön legte sie

eine Packung Bohnenkaffee bei. Ich habe eine Näherin gefunden, und der Kaffee war für sie ein lukullisches Geschenk. Kaffee war damals in Frankreich mehr als rar und nur auf dem Schwarzmarkt oder zu unerschwinglichen Preisen erhältlich.

Deportation aus Heidelberg

Kommen wir zurück zur eigentlichen Geschichte. Es war der 22. Oktober 1940, mitten in der Nacht oder im Morgengrauen (ich war zu jung, um dies genau zu unterscheiden), ich schlief tief und fest, bevor wir unerwartet und einigermaßen brutal geweckt wurden. Mitten in der Nacht kamen Männer in Zivil oder in Uniform, ich erinnere mich nicht daran, klopfen an unsere Tür und teilten uns mit, dass wir uns schnell anziehen mussten und einige Sachen packen sollten, bevor wir weggehen mussten. In den Nachbarhäusern gingen viele Lichter an. Die Morgentoilette ging schnell und das Zusammenpacken noch schneller. Ich denke, das war in Heidelberg, aber ich bin mir wieder nicht sicher. Die zeitliche Distanz, die mich von diesen Ereignissen trennt, ist zu groß, und die Bilder sind verschwommen.

Während des folgenden Berichts werde ich von meiner „Mutter“ sprechen, und ich meine damit meine Adoptivmutter, denn zum damaligen Zeitpunkt war von meiner leiblichen Mutter nicht die Rede [...]

Ich zog also alle meine Kleider übereinander an, so wie man es mir gesagt hatte, denn man sollte sich nicht mit Gepäckstücken belasten. Man sollte den Personen den Vorzug geben und nicht den Koffern. Später haben wir verstanden, warum diese Anweisung kam, denn in den Verkehrsmitteln, die wir benutzen sollten, hatten wir in der Tat nur wenig Platz. Die Erwachsenen wollten mir einen Pelzschal umhängen, nicht wegen der Kälte, sondern um alles zu retten, was zu retten war. Ich erinnere mich noch sehr genau, dass ich diese Ausstaffierung nicht wollte, weil ich kein „kleines Mädchen“ war. Mich überkam trotz der grausigen Umstände ein gewisser Stolz.

Wir gingen weg, aber was folgte, war zu vage, genau wie andere Episoden meiner Deportation – LKW, Zug, Tierwaggons, die nicht einmal gereinigt waren – nichts blieb uns erspart [...]

Der Transport dauerte mehrere Tage, bis wir in diesem Lager ankamen, das bis heute meine Erinnerung unauslöschlich geprägt hat.

Einer meiner Freunde hat mir später erzählt, dass diese Deportation mir das Leben gerettet hat, da alle Deportationszüge jener Zeit nach Osten gingen, nach Russland, Polen In die Todeslager, die Vernichtungslager, und besonders nach Auschwitz. Ich hatte sozusagen das Glück, dass ich nach Westen deportiert wurde, nach Frankreich.

Alles in allem waren die ersten Landschaften, die die Personen meines Deportationszuges und ich in Frankreich sahen, Stacheldrähte, Baracken, Menschen im Elend und kein einziges Tier, nicht mal einen Vogel. Die Landschaft war zu wüstenhaft, als dass sich dort irgendwelche Tiere niedergelassen hätten.

Das Lager mit all seinen Baracken war auf einer riesigen Kuhweide errichtet, von der kein Grashalm mehr übrig geblieben war. Es war in sehr kurzer Zeit auf Anordnung Édouard Daladiers erbaut worden. Das Gras hatte sich durch die große

Zahl der Gefangenen in eine Art Schlammdecke verwandelt. Es gab keine Wege, um von einer Baracke in die nächste zu gelangen.

Das Lager von Gurs in den östlichen Pyrenäen befand sich in der Nähe der Stadt Gurs und etwa 15 km entfernt von der Stadt Oloron Sainte Marie. Viele Leute wissen bis heute noch nicht, dass Gurs wie andere französische Städte Tausende von zivilen oder politischen Gefangenen aufnahm und in Haft hielt. Die Vichy-Regierung sprach nicht darüber.

Im Lager von Gurs befanden sich etwa 6000 bis 6500 jüdische Gefangene sowie politische Deportierte aus Spanien. Das Lager diente der Inhaftierung verschiedener Gefangener während des Krieges – Juden, Zigeuner, Spanier, Kommunisten bis zu Deutschen und Kollaborateuren.

Ich erinnere mich, dass es mir gelang, täglich unter dem Stacheldraht hindurchzukriechen, um zur Baracke der Spanier zu gelangen, denn sie brachten mir Lieder in ihrer Sprache bei. Durch die Lieder gelang es uns, für einen Augenblick die Grausamkeiten des Alltags in Gurs zu vergessen.

Das Konzentrationslager

Das waren Baracken, soweit das Auge reichte, und vor allem Schlamm auf allen Wegen, das Jahr war schon fortgeschritten, und ein rauer Winter kündigte sich an. Der Winter 1940/41 war der strengste und feuchteste Winter des ganzen Krieges. Für ein Kind nehmen Einzelheiten manchmal irrealer Dimensionen an, und diese Baracken waren ein Beispiel dafür. Aufgrund der Mangelernährung, der Krankheiten wie z.B. Ruhr und Typhus starben viele Menschen, weil sie weder Pflege erhielten noch Möglichkeiten für ein Minimum an Hygiene hatten. Ja, vor allem fehlte es an Hygiene.

Das Lager von Gurs war kein Vernichtungslager, sondern ganz einfach ein Konzentrationslager, durch das Tausende von Gefangenen hindurchgingen. Leider konnten nicht alle das Lager lebend verlassen. Am Eingang des Lagers befinden sich heute die Gräber von 1072 Personen. Man kann diese Gräber wahrnehmen, aber man spürt nicht, dass diese Leute gelitten haben, bevor sie in Frieden dort ruhen konnten. Friede ihren Seelen!

Ist es aus menschlicher Sicht überhaupt denkbar, freie und gleichberechtigte Menschen anzugreifen und gefangen zu nehmen? In vielen Lagern in Frankreich und anderswo wurden ähnliche Grausamkeiten verübt, und viele Menschen haben die Augen verschlossen, um nicht Zeuge sein zu müssen und ihr ruhiges Gewissen zu behalten.

Meine Tochter hat eines Tages mit ihrer Schulklasse ein ehemaliges Vernichtungslager mit Verbrennungsöfen besucht, und die Leute vor Ort haben versichert, dass sie keine Kenntnis von diesen Schandtaten hatten. Ist das möglich? Der Übelkeit erregende Geruch der Verbrennungsöfen musste doch die umliegende Bevölkerung alarmieren, und dies über mehrere Ortschaften hinweg, die Tatsache, dass hier Menschen abgeschlachtet wurden.

Die Baracken

Ich suche vergeblich nach einem Wort, um sie genauer zu beschreiben, aber ich habe bis heute kein passendes Wort gefunden.

Die Baracken, ja, jede einzelne dreißig Meter lang und sechs Meter breit, diese Baracken mussten sechzig Personen aufnehmen, ohne die verschiedenfarbigen Ratten zu zählen, die grauen, die schwarzen und die beigen, die bei den offiziellen Zählungen nicht miteingerechnet wurden. Ebenso die Flöhe, die Läuse, die Kakerlaken und anderes Ungeziefer, das mehr oder weniger anhänglich war. [...] Von diesen Baracken bleibt heute nur ein einziges Musterexemplar, wenn man das so sagen kann, das für die Besucher zum Gedenken wiederaufgebaut wurde, jedoch ist die Realität ganz anders, denn die damalige Atmosphäre muss Teil des Ganzen sein. Jene Atmosphäre kann man sich beim besten Willen nicht genau vorstellen.

Die Muster-Baracke wird ständig renoviert, damit sie nicht verfällt, aber das Baracken-Feld von damals war grausig anzuschauen. Ich nenne es „Baracken-Feld“, weil die Baracken wie auf einem Kartoffelfeld angeordnet waren.

Sind wir ein einem zivilisierten Land? Sind wir eigentlich Tiere oder Menschen?

Die Betten

Wir schliefen auf Strohsäcken direkt auf dem Boden. Selbst mein Hund hätte diese verschmäht, aber wir mussten damit auskommen, weil es nichts Besseres gab. Das Stroh war feucht, der Stoff rau und schlecht verarbeitet, er kratzte überall. Wo waren bloß die weichen Kopfkissen, auf denen ich in Villingen einschlief?

Wir mussten in einer Schlafsaal-Baracke schlafen, und statt „Schlafsaal“ sollte ich eher „Stall“ sagen, wenn überhaupt. Ich denke, dass man für das Wohlergehen eines Tieres besser gesorgt hätte. Was das Schlafen betrifft: Stellen Sie sich sechzig Personen jeglichen Alters vor, die husten, spucken oder niesen, das ist kein Vergnügen. Trotz allem kann man als Kind leichter einschlafen.

Die Teerpappe auf den Dächern und an den Seitenwänden sollte uns vor dem Wetter schützen, flog aber mit dem Wind und mit dem Regen davon. Am Anfang gab es den Isolationsschutz, aber mit der Zeit löste sich alles auf. Die Kälte drang in uns ein, und es war schwierig, ein bisschen Wärme oder Geborgenheit unter diesen unmenschlichen und unhygienischen Bedingungen zu finden. Die Decken, unter denen wir schliefen, ließen zu wünschen übrig. Es war also nicht erstaunlich, dass in dieser Situation viele verschiedene Krankheiten grassierten, und der Mangel an Medikamenten verstärkte sie noch.

Ich wurde also als jüngster Internierter zusammen mit meiner Adoptivmutter im Block M Baracke 10 registriert. Jeder Block umfasste ungefähr 22 oder 23 Baracken, die ganz dicht beieinander standen. [...]

Ich kann an dieser Stelle bezeugen, dass meine Mutter alles daran gegeben hat, mich zu schützen und zu verwöhnen. Wenn ich Adoptivmutter sage, so weiß ich bis heute nicht, ob eine Adoption wirklich stattgefunden hat oder ob es ganz einfach mein Wunschdenken war. [...] Als während der Zeit meiner Gefangenschaft mein Geburtstag naht, frage ich meine Mutter, ob sie mir eine Frucht schenken kann,

eine Banane zum Beispiel. Warum eine Banane? Ich hatte Lust auf diese seltene Frucht, die zu jener Zeit fast nicht zu bekommen war. Und ich konnte mir während dieser Zeit voller Restriktionen nicht vorstellen, dass das schier unmöglich war. [...] Wie ist es ihr gelungen, mir eine Banane zu beschaffen? Das bleibt ein Geheimnis!

Die Mahlzeiten

Sie beschränkten sich auf ein Minimum, damit wir nicht an Hunger starben, jedoch konnten die Erwachsenen mit gutem Allgemeinzustand und voller Lebenskraft nicht mit diesem mageren Fraß auskommen. Dieser bestand aus einer undefinierbaren Brühe, in der ein paar halbrohe, ungewaschene Topinamburstücke schwammen oder aber Kohlrüben in gleichem Zustand.

Ich denke, dass wir auch andere Lebensmittel bekamen, aber diese Erinnerung an Topinambur verfolgt mich dermaßen, dass mir, wenn ich daran denke, immer noch übel davon wird. Wir wollten unseren Hunger stillen, aber nicht mit diesem ungenießbaren Zeug.

Das Frühstück

Schwarzer Kaffee! Was sage ich Kaffee? Genauer gesagt gefärbtes Wasser mit sogenanntem Brot! Und was für ein Brot! Heute werfen wir manchmal Lebensmittel und Reste weg, die zu jener Zeit ein unvorstellbarer Leckerbissen gewesen wären.

Ich erinnere mich, dass die Damen der Krankenstation wollten, dass die paar in diesem Lager internierten Kinder in eine Nachbarbaracke der Krankenstation gingen, damit man ihnen dort Nudeln und Gemüse, abwechslungsreichere und ausgewählte Nahrung geben konnte, aber ich wollte lieber bei meiner Mutter bleiben.

Es ist nicht erstaunlich, dass unter diesen Bedingungen gewollter Nahrungsmittelknappheit sich viele Erwachsene in einem extrem schlechten Ernährungs- und Kräftezustand befanden.

Die Latrinen

Man musste sich damit abfinden, da wir uns alle in der gleichen Lage befanden! Ein Ort, um den niemand herumkam.

Ich bedauere noch heute die Frauen, denn sie konnten nicht einmal ein Minimum an Intimität wahren angesichts dieser mehr als unwürdigen Umstände. [...] Man musste circa zwanzig Holzgitterstufen hochsteigen oder besser erklimmen und oben angekommen musste man in ein Loch zielen, um seine Notdurft zu verrichten. Ja, unter den Blicken aller, aber niemand achtete darauf. Alle Exkrememente fielen in große Metallbehälter auf dem Boden, die im Prinzip regelmäßig geleert wurden. Ich erwähne lieber nicht den Geruch, der von ihnen ausging. Da oben konnten also mehrere Personen, die kaum durch dünne Holzvertäfelungen voneinander getrennt waren, Seite an Seite Platz nehmen – eine äußerst prekäre und unhygienische Konstruktion. [...]

Die wenigen Kinder – im ganzen Lager gab es weniger als 15 Kinder und ich war das jüngste von ihnen – kamen mit den Latrinen noch zurecht. Aber die alten Leute schafften das sicher nicht, insbesondere nachts ohne Beleuchtung. Die Kälte und der Schlamm waren allgegenwärtig. Vollmondnächte waren ein glücklicher Umstand, da in dem ganzen Lager keine Beleuchtung vorhanden war. Stürme waren zu dieser Jahreszeit häufig und die Wetterverhältnisse trugen dazu bei, dass alles feucht war oder besser gesagt mit Nässe vollgesogen. Die Blitze am Himmel halfen uns, uns in den kalten, dunklen Nächten zurechtzufinden.

Die Körperreinigung war genauso prekär! Das Wasser war fast gar nicht erwärmt, da die Öfen so schlecht waren, dass es kaum lauwarm wurde. Das ganze Lager war so verschlammmt, dass es schwierig war, dort normal zu gehen. Es regnete schier ununterbrochen, und die Schlammfelder waren von allen Seiten vom Gebirge der Pyrenäen umgeben. Ich erinnere mich an einen alten Mann, dessen einer Schuh im Schlamm feststeckte und der ihn zurücklassen musste, weil er ihn nicht mehr herausziehen konnte.

„Befreiung“

Ich verbrachte einige Monate in diesem Lager. Um den 8. Mai 1941 herum kam eine Dame vom Roten Kreuz oder von einer ähnlichen Organisation und befreite mich. Ich glaube, sie war von der OSE („Oeuvre de Secours aux Enfants“), einer Art Kinderhilfswerk.

Als ich später ein Buch von Laura Schindler Levine las, habe ich erfahren, dass diese Frau Beugie hieß und die Schwester von Shatta Simon war, der Leiterin des Kinderheims von Moissac. Dorthin kam ich, nachdem ich das Lager Gurs verlassen hatte. Zunächst war ich am Quai du Port Nr. 18 untergebracht, zusammen mit den kleineren Kindern, unter der Leitung von Fanny Alter. Sie war eine sehr strenge Dame. Später habe ich erfahren, dass sie sehr früh ihren Ehemann verloren hat, der von den Deutschen gefangengenommen und getötet worden war. Dies erklärt ihr Verhalten.

Zuerst wurde ich eingeseift und geduscht, dann hat man mir den Kopf kahlgeschoren, weil ich Läuse und auch die Krätze vom Lager mitgebracht hatte. Es war das beste Mittel, um all das Ungeziefer loszuwerden, das wir im Lager eingefangen hatten. Danach blieben die kleinen Kinder in der Hafestraße 18, und die größeren wurden 500 m entfernt in der Mühle („Moulin“) untergebracht.

Shatta leitete beide Häuser mit Meisterhand, sie nannte alle Kinder „Mon Chérrrrri“ mit ihrem rumänischen Akzent und dem gerollten rrr.

Während meines Aufenthalts am Quai du Port Nr. 18 habe ich erfahren, dass mein Vater am 7. Januar 1942 in Gurs gestorben ist. Er war erst 60 Jahre alt, war aber schon krank und schwächlich in Gurs angekommen. Später habe ich erfahren, dass meine Mutter nach Drancy deportiert wurde (Sammellager nördlich von Paris), und von dort nach Auschwitz in die Gaskammern kam. Sehr viel später habe ich in Erfahrung gebracht, dass sie mit dem Deportationszug Nr. 17 vom 10. August 1942 das Todeslager erreicht hat.

Als ich in Moissac ankam, sprach ich kein Wort Französisch, aber in der Schule habe ich natürlich sehr schnell zunächst die Schimpfwörter gelernt und danach die klassische gesittete Sprache der ehrbaren Bürger.

Ich ging zur Schule „Saint Benoît“ in Castelsarrasin, sie war nach dem Viertel benannt, in dem sie lag. Eines Tages fuhr ein deutscher Militärkonvoi vor unserer Schule vorbei, hielt an, um uns Kekse und Bonbons zu geben, die wir annahmen, aber ich riet meinen Kameraden, sie nicht anzurühren, und sagte ihnen: „Sie sind vielleicht vergiftet.“ Heute denke ich, dass das vielleicht ehrbare Familienväter waren, die an ihre eigenen Kinder in Deutschland dachten, als sie uns sahen.

Ich habe also gelernt, Französisch zu sprechen und dann bin ich in eine Möbelschreiner-Werkstatt gegangen und habe von Meister Boris den Beruf erlernt. Seinen Familiennamen kenne ich nicht. Er machte mit seinem Mund das Hobelgeräusch nach, um uns klarzumachen, wie wir es anzustellen hatten. Sein Bruder war Hauswirtschaftler in der „Mühle“, er wiederholte unentwegt mit seinem starken russischen Akzent: „Das ist gut, vielleicht ein bisschen schimmelig, aber das ist gut“. Ja, das Essen war manchmal ein bisschen schimmelig. Ich erinnere mich noch an eine kleine tote Maus, die wir im Zwetschgenkompott gefunden haben. Wir haben trotzdem gegessen, zwar nicht die Maus, aber das Kompott. Es gab so wenig Nahrungsmittel, dass alles erhalten musste, um den Magen zu füllen.

Die Mühle von Moissac und andere Zufluchtsorte

Nun sind wir da – es ist eine alte Mühle am Fluss Tarn, ein wunderschönes Gebäude, in dem die älteren Kinder untergebracht sind.

Dieses majestätische Gebäude konnte etwa 200 Kinder aufnehmen, glaube ich, und bestand aus kleinen Zimmern für zwei oder drei Kinder. Ich war also mit zwei Freunden in einem Zimmer, mit Albert und Sylvain. Eines Tages sage ich zu ihnen: „Weil Bouli uns jeden Morgen mit einem schrecklichen Geräusch weckt, damit wir aufstehen, müsste er einmal ohne Stimme sein.“ So unglaublich das auch klingen mag, am nächsten Morgen kommt Bouli, um uns zu wecken und zwar mit einer Flüsterstimme. Er hatte diese berühmte Stimmbänderentzündung. Ich war gleichzeitig konsterniert und glücklich.

Diese Zeit war ein ganzer Lebensabschnitt, und viele meiner Freunde oder Kameraden werden ihr Leben lang davon geprägt sein. Es ist ein Lebensabschnitt, den man nicht vergessen kann, mit Sicherheit nicht. Während dieser ganzen Zeit waren wir versteckt, und um zu verhindern, dass man mich findet, falls wir unglücklicherweise denunziert würden, hatte man mir den Namen Etienne Gerbier gegeben.

Und so wurde ich an immer wieder wechselnden Orten untergebracht, um meine Spuren zu verwischen:

- In Chambon sur Lignon,
- in Beaulieu in der Corrèze,
- im Sanatorium für TB-Gefährdete in Dieulefit in der Drôme,
- in La Grave in den Alpen,

- im Schloss von Sarcenas in Sappey im Département Isère, das von Dr. Samuel und seiner Frau geleitet wurde, ein wirklich charmantes und hingebungsvolles Ehepaar.
- Wir wurden auch bei Bauern in der Umgebung von Moissac versteckt.

Die Zivilbevölkerung hat solidarisch zu unserem Schutz beigetragen. Übrigens wurden einige dieser Personen vor kurzem mit der Medaille der Gerechten geehrt.

Bei Kriegsende mussten wir Südfrankreich verlassen und wurden in Neuilly sur Seine bei Beugie Hirsch untergebracht. Er war beauftragt, uns eine Zeit lang bei sich aufzunehmen und uns rauszuwerfen, sobald wir eine Arbeit gefunden hatten. Ich fand tatsächlich eine Arbeit und musste den Boulevard de la Saussaye in Neuilly verlassen. Ich bin also weggegangen, ich hatte einen Arbeitsplatz bei dem Besitzer einer Schreinerei in Senlis gefunden.

Ich bin nicht sehr weit weggegangen, denn ich sollte im Schloss von Laversine in der Oise in der Nähe von Creil arbeiten und ein weiteres Kinderheim renovieren, das als Anschluss für die Kinder aus Moissac gedacht war. Da ich Holz bearbeiten konnte, habe ich mit mehreren Kameraden die Decken und Fußböden dieses schönen Gebäudes renoviert.

Als ich gar keine Arbeit mehr hatte, suchte ich unter meinen Bekannten, um zu versuchen, an eine Arbeit heranzukommen, aber leider war ich damit nicht erfolgreich. Ich bin weiter umhergeirrt, um Arbeit zu finden, und ich frage mich heute, wie es mir gelang, nicht in die Kriminalität abzurutschen. Einige meiner damaligen Freunde sind leider im Gefängnis gelandet.

Schließlich wollte ich einen Posten als Sportlehrer, da ich aber nicht die französische Staatsbürgerschaft besaß, war mir diese Möglichkeit verbaut. Seither sind die Gesetze verändert worden.

Zuvor hatte ich als Aufsichtsperson in Kinderheimen gearbeitet, die der Baronin von Rothschild gehörten. Daher bin ich eines Tages zu ihrem Haus in der Avenue Foch in Paris gegangen, um sie zu fragen, ob sie nicht einen Angestellten für ihre Kinderheime benötigte, entweder als Aufsichtsperson oder als Hausmeister. Mir öffnete ihre Gouvernante Mademoiselle De Noailles die Tür. Sie verschwand einen Moment und kam mit einem Hundert-Francis-Schein wieder, den sie mir hinstreckte. Das war zwar nicht das, was ich suchte, ich wollte ja Arbeit finden, aber ich nahm trotzdem den Schein, bedankte mich und verschwand. Ich wollte nicht betteln gehen.

Ich habe dann einige Posten als Aufsichtsperson in Kinderheimen der OSE, des jüdischen Kinderhilfswerkes, gefunden. Und in einem dieser Heime habe ich meine spätere Frau kennengelernt. Um sie heiraten zu können, musste ich jedoch warten, bis ich volljährig war. Oder aber man musste von einem französischen Staatsbürger adoptiert werden, um die Regelung umgehen zu können und früher zu heiraten. Die Volljährigkeit begann damals mit 21 Jahren.

Ich bat also Bouli, den Leiter des Kinderheims von Moissac (und Ehemann von Shatta), mich zu adoptieren, er hat mir jedoch geantwortet: „Stell dir vor, soll ich etwa alle Heimkinder adoptieren?“ Ich musste also meine Volljährigkeit abwarten, und so heirateten wir am 19. Dezember 1953.

Ich schreibe diese Zeilen am 19. Dezember 2013. Sechzig Jahre später, nach sechzig Jahren Ehe! [...]

Zunächst hatte ich nicht die französische Staatsbürgerschaft – erst viele Jahre später -, ich galt als staatenlos und hatte unglaubliche Schwierigkeiten, eine Arbeit zu finden. Man brauchte zu jener Zeit eine Arbeitsgenehmigung, auf der die Berufsbezeichnung genau angegeben war. Ich konnte dieses Dokument nur erhalten, wenn ein Arbeitgeber bereit war, mich einzustellen. Doch dies war nur möglich, wenn man eine Arbeitsgenehmigung besaß mit genauer Angabe des Berufs. Eine unentwirrbare Situation, nicht wahr? Da beißt sich die Katze in den Schwanz.

Zum Glück kannte ich eine Person im Arbeitsministerium, die mir ausnahmsweise eine Genehmigung „für alle Berufe“ ausstellen konnte. Ohne diese rettende Lösung und diese charmante Person würde ich mich heute noch im Kreis drehen.

Später war ich also Vertreter in der Pariser Region und wurde auf Kommissionsbasis bezahlt. Ich arbeitete über viele Jahre als Repräsentant für verschiedene Möbelfirmen. Kurz vor dem Rentenalter baute ich ein Haus in Plouha in der Bretagne. Am 10. Juli 1990 zogen wir dort ein. In Plouha arbeitete ich dann noch als Verkaufsleiter in einer Druckerei. Der Druckereichef war kein Meister der Orthografie, und ich musste alle seine Texte korrigieren, bevor sie in Druck gingen.

Meine Familien

Nun möchte ich über ein sehr wichtiges Kapitel in meinem Leben schreiben: 1994 benachrichtigte das Polizeikommissariat von Plouha meine Frau, dass ich dorthin kommen sollte, weil eine Person in den USA mich kontaktieren wollte. Der Gendarm, der mich empfängt, fragt mich, ob ich einverstanden bin, dass meine Adresse an eine Dame mit dem Namen Amalie Zahler weitergegeben wird, die sich als meine Tante ausgibt. Zuerst war ich verblüfft, denn wieso sollte meine Tante den gleichen Vornamen tragen wie meine Mutter? Ich wusste nämlich aus einem Randvermerk meiner Personenerkunde, dass meine leibliche Mutter diesen Namen trug. Als sich meine erste Überraschung gelegt hatte, akzeptierte ich.

Einige Wochen später erhielt ich einen Telefonanruf aus New York, und nachdem wir auf Französisch und Englisch ein paar Worte gewechselt hatten, eröffnete mir meine Gesprächspartnerin, dass sie meine Mutter war. Ich zerfloss in Tränen. Ich konnte es nicht glauben. Einige Zeit zuvor hatte ich zu meinen Kindern und zu meiner Frau gesagt: „Wenn ich eines Tages durch ein Wunder erfahre, dass meine leibliche Mutter noch am Leben ist, wird mir das gar nichts ausmachen.“ Als ich jedoch am anderen Ende der Leitung die Stimme meiner leiblichen Mutter gehört habe, habe ich geheult! Ja, ich bin in Schluchzen ausgebrochen ... Ich konnte meine Gefühle, meine Emotionen nicht kontrollieren.

Von 1995 bis 2009 habe ich sie jedes Jahr ein paar Tage in New York besucht. Sie ist 2009 im Alter von 97 Jahren gestorben.

Da selbst die schäbigsten Hotels in New York sehr teuer sind, konnte ich bei jedem meiner Besuche nicht sehr lange bleiben. [...]

Als ich meine Mutter zum ersten Mal in New York besuchte, erklärte sie mir, dass ich eine zwei Jahre ältere Schwester hatte, von der sie nicht wusste, was aus

ihr geworden war. Ich habe niemals zuvor von meiner Schwester reden gehört, ich wusste gar nicht, dass ich eine Schwester hatte.

Zurück in Frankreich habe ich sofort Briefe nach Karlsruhe und an das Bundesarchiv in Bonn geschrieben, in denen ich erklärte, dass meine Schwester im August 1930 geboren war. Jedoch konnte ich nicht das genaue Geburtsdatum angeben, weil ich es nicht wusste. Ich habe schnell eine Antwort erhalten. Karlsruhe hatte keine Informationen. Das Bonner Archiv hat mir geantwortet, dass meine Schwester Mary (sie waren verpflichtet, dies hypothetisch zu formulieren) – wenn es sich um Ihre Schwester handelt – von München aus deportiert und in den Gaskammern von Auschwitz 1942 ermordet wurde.

Als ich den Bonner Brief an meine Mutter weitergeleitet habe, hat sie mir bestätigt, dass es sich um meine Schwester handelt. Hatte meine Mutter wirklich ernsthaft nach dem Verbleib meiner Schwester gesucht? Ich jedenfalls habe in kurzer Zeit die Spur meiner Schwester Mary gefunden.

Ich wollte mehr erfahren und suchte über Minitel alle Personen in Frankreich mit dem Namen Gaber, um etwaige Verwandte ausfindig zu machen. Damals gab es ja noch kein Internet. So stieß ich eines Tages auf eine Gaber, die in Paris lebte. Ich rief sie an und hörte die Nachricht der Mailbox auf Französisch und Deutsch. Anrufbeantworter in deutscher Sprache, das war ein gutes Zeichen. Nach mehreren Versuchen kann ich endlich mit ihr sprechen, aber die junge Frau erklärt mir, dass sie dreißig Jahre alt ist und keinerlei Verbindung mit meiner Familie hat.

Anlässlich meiner ersten New York-Reise benachrichtigte ich diese neue Gaber, dass ich von Paris aus abflog und dass ich sie gerne kennenlernen wollte. Seit jener Zeit ist sie eine mir sehr verbundene Freundin geworden.

Die Verabredung wurde getroffen, und in ihrer kleinen Wohnung haben wir zusammen mit ihren zwei reizenden Töchtern zu Abend gegessen. Als ich in New York ankam, schickte ich den Mädchen eine kleine Ansichtskarte.

Später hat Ulrike Gaber mir geholfen, Recherchen zu meinem Leben und zu den Spuren meiner Familie anzustellen. Sie ist mit ihren Töchtern und mit ihrem Mann mehrmals nach Plouha in die Bretagne gekommen. Inzwischen lebt sie mit ihrer Familie in Deutschland. Sie hat mich zu sich nach Burkheim eingeladen, eine kleine Stadt am Kaiserstuhl in der Nähe von Freiburg. Dort habe ich im Juni 2004 eine sehr schöne Woche verbracht, während der sie mich quer durch Süddeutschland zu den wichtigen Orten meiner Kindheit gefahren hat.

Zunächst nach Karlsruhe, meiner Geburtsstadt, aber die Geburtsklinik ist inzwischen ein Altersheim geworden. Dann nach Villingen, wo ich den Nachbarjungen von einst wiedertreffen habe und das Haus wiedersehen konnte, in dem ich mit meiner Adoptivfamilie als kleiner Junge gelebt habe. Den Nachbarjungen hat meine Mutter am Schabbat immer gebeten, das Feuer im Ofen anzuzünden, weil dies nur Nicht-Juden tun dürfen. So viele Erinnerungen kommen in meinem Gedächtnis hoch. Schließlich nach Heidelberg in das Judenhaus in der Blutschlistraße 4, wo ich vor meiner Deportation nach Gurs eine Zeitlang gewohnt habe.

Gemeinsam haben wir all diese Orte besucht und haben nach Hinweisen und Informationen zu meiner Person gesucht. [...]



Eric Gaber am Eingang Bluntschlistraße 4 (Foto: Privat)

Im Frühsommer 2006 wurde ich von der Stadt Heidelberg zu einem Treffen aller noch lebenden ehemaligen jüdischen Mitbürger Heidelbergs eingeladen. Ulrike Gaber begleitete mich während der Woche und war meine Übersetzerin sowohl für die offiziellen Veranstaltungen als auch für die persönlichen Kontakte bei den gemeinsamen Essen. Ich spreche wie gesagt kein Deutsch mehr, und meine Englischkenntnisse sind rudimentär. Unter den Teilnehmenden war niemand außer mir, der aus Frankreich kam.

Von meiner leiblichen Mutter habe ich erfahren, dass ich zwei deutsche Cousins hatte, einen in Miami und einen in Toronto. Ich habe also Kontakt aufgenommen und habe sie nacheinander zu Hause besucht. Inzwischen ist mein Cousin aus Miami gestorben, von dem Cousin aus Toronto habe ich nichts mehr gehört. Bei ihm hatte ich damals eine Liste gesehen mit den Deportierten nach Auschwitz, denn seine Mutter wurde dorthin deportiert, und auf dieser Liste gab es auch den Namen meiner Schwester Mary.

Meinen Adoptivbruder Joe habe ich auch in den USA besucht, und habe ihn 2009 anlässlich der Einladung durch die Stadt Villingen an ehemalige jüdische Mitbürger in Deutschland wiedergesehen. Wir wurden beide von Ulrike Gaber an ihren Wohnort Burkheim eingeladen, wo auch im Juni 2009 dieses Foto entstanden ist.

Joe Haberer ist am 11. Juni 2013 gestorben. Er hatte viele Jahre als Professor an der Purdue University in West Lafayette Soziologie gelehrt.

Meine Frau Mireille, genannt Mimi, ist unheilbar an der Krankheit „Corps de Lewi“ erkrankt, einer Mischung aus Alzheimer und Parkinson.

Ich bin nun fast allein.

Meine Mutter, meine Schwester, meine Adoptiveltern sowie mein Adoptivbruder sind tot. Meine Frau befindet sich im Altersheim, wo sie komplett auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Sie liebte so sehr diese Gegend in der Bretagne, ihren Garten, aber sie wird all das nicht mehr wiedersehen.

Alles ist so ruhig, alles ist so kalt im Moment. Ich habe nicht mehr den Mut, irgendetwas zu unternehmen. Doch man muss dem widerstehen, damit man nicht in Lethargie verfällt.

Eric Gaber und sein
Bruder Joe Haberer,
Juni 2009 (Foto: Pri-
vat)



Verse

Damit niemand vergisst,
welche Grausamkeiten
das Nazi-Gesindel
uns angetan hat.

Konzentrationslager
Stacheldrähte
Hunger und Entbehrung.
Wir waren Gefangene

Topinamburwurzeln
Statt Kartoffeln
Gab es jeden Tag
und kein einziges Dessert.

Ich habe Ihnen einen Teil
meines Lebens erzählt.
Doch ich will vergessen
Alles, was mir angetan wurde.

Dies sind Verse,
die meine Leiden erzählen.
Auch wenn ich noch ein kleiner Junge war,
war ich voller Hoffnung.

Nachbemerkung von Ingrid Moraw

Erich Gaber, beinahe 8 Jahre alt, wurde am 22. Oktober 1940 von Heidelberg aus dem „Judenhaus“ Bluntschlistraße 4 mit den übrigen dortigen Bewohnern nach Gurs deportiert.

Seine Erinnerungen daran sind lückenhaft, aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln. So findet sich sein Name im „Verzeichnis der am 22. Oktober 1940 aus Baden ausgewiesenen Juden“ neben den anderen aus Heidelberg Deportierten. Seine Pflegeeltern, Berthold und Georgine Haberer, wurden dagegen aus Villingen nach Gurs deportiert.

Warum befand sich Erich Gaber seit dem Sommer 1940 in Heidelberg? In einem „Kinderheim“, wie er selbst schreibt. Ein Kinderheim gab es in der Bluntschlistraße 4 nicht, aber in dem Haus lebten im Jahr 1940 drei weitere Jungen, so dass für ihn der Eindruck eines Kinderheimes entstehen konnte: Theo Reis (geb. 1928), Hermann Rosenfeld (geb. 1933) und Willi Valfer (geb. 1932). Sie wohnten dort ebenfalls ohne ihre Eltern, möglicherweise versorgt von dem kinderlosen Ehepaar Max und Rosalie Wertheimer, das zu den Bewohnern des „Judenhauses“ gehörte. Wir sind bei dieser Frage ebenso auf Vermutungen angewiesen wie bei der Antwort auf die Frage, warum diese Kinder sich ohne nahe Verwandte in Heidelberg aufhielten.

In Heidelberg konnten jüdische Kinder noch im Sommer 1940 bis zum Tag der Oktoberdeportation Schulunterricht besuchen. Hermann Durlacher war bis 1935 Lehrer im badischen Staatsdienst gewesen. Er unterrichtete danach in der Pestalozzischule eine sogenannte Judenklasse, bis ihn der dortige Direktor unmittelbar nach der Pogromnacht 1938 aus dem Schulgebäude vertrieb. Durlacher selbst wurde verhaftet und in Dachau bis Januar 1939 inhaftiert. Nach seiner Freilassung organisierte er wiederum Schulunterricht, jetzt in der Bunsenstraße 3, einem „Judenhaus“. Bis zum Tag der Oktoberdeportation soll er dort unterrichtet haben. Er und seine Frau wurden ebenfalls deportiert, nach Gurs, später (1942) nach Auschwitz. Seine beiden Söhne waren mit einem Kindertransport nach England entkommen.

Die Vermutung, dass der Schulunterricht der Grund für den Aufenthalt der vier elternlosen Jungen im Haus in der Bluntschlistraße war, stützt sich auch auf Parallelfälle: so hat das Ehepaar Salomon und Paula Deutsch in ihrer Wohnung Werderstraße 17 mehrere Schülerinnen beherbergt, allerdings nur bis zum Sommer 1940, denn zu diesem Zeitpunkt wurde das Ehepaar nach Ungarn ausgewiesen.

Über das Schicksal der drei Jungen aus der Bluntschlistraße 4, die mit Erich Gaber dort lebten, ist uns wenig bekannt. Theo Reis soll nach Kaunas oder Reval verschleppt worden sein und gilt dann als verschollen, von den beiden anderen wissen wir noch weniger. Ihre Namen finden sich auch nicht bei den aus Heidelberg nach Gurs Deportierten.

Literatur

Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten*, hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011

Roland Zade-Everett

Rück-kehr

(Mein Beitrag zu „Grosse Liebe zu Heidelberg“ von K[urt] Massmann)

Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

[1] Es wäre wohl schwer zu erklären, warum ein Kind seine Mutter liebt. So ähnlich ergeht es auch mir, wenn ich an Heidelberg denke.

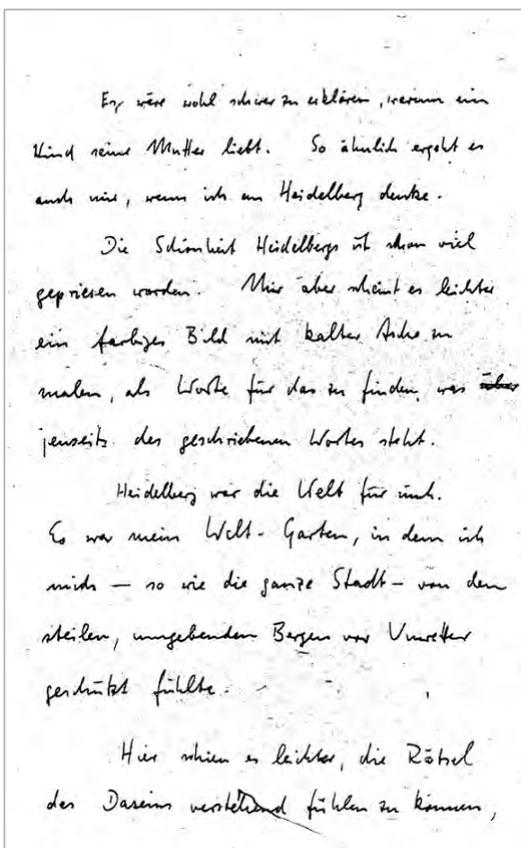
Die Schönheit Heidelbergs ist schon viel gepriesen worden. Mir aber scheint es leichter, ein farbiges Bild mit kalter Asche zu malen, als Worte für das zu finden, was jenseits des geschriebenen Wortes steht.

Heidelberg war die Welt für mich. Es war mein Welt-Garten, in dem ich mich – so wie die ganze Stadt – von den steilen, umgebenden Bergen vor Unwetter geschützt fühlte.

Hier schien es leichter, die Rätsel des Daseins verstehend fühlen zu können, [2] das innere Gleichgewicht zwischen Natur und Geist zu halten, das tiefe Gefühl zu empfinden. In diesem goldenen Garten da gab es alles! Ich konnte die Gnomen in den Wäldern kichern hören und fühlte die schrecklich-erhabene Hand der Gottheit über mir.

Wir lebten nicht in einer abgeschnittenen Welt für uns: Heidelberg war für mich wie der Grals-Kelch, der gute Menschen von allen Ländern anzog. Der Schlosshof schien der von Gott bestimmte Platz für Beethovens letzte Symphonie. Heidelberg war für mich ein „Kuss der ganzen Welt“, der Millionen Brüder umschlang.

So lebte ich in dieser Stadt, [3] die mir half, die Welt zu lieben, die mir eine Liebe gab, die über engem Patriotismus stand, bis eines Tages ein ganz unverständliches Unwetter heranzog, bis ein Heuschrecken-



Die erste Textseite im Reisebericht Roland-Zade-Everetts vom Juli 1945 (Quelle: Privat)

schwarm über meinen Garten herfiel. Die dem Kinde gegebene Harmonie des Daseins in der grossen Familie wurde dem heranwachsenden Jüngling zu grossen Problemen. Es wurde so schwer, weiterhin an das Gute im Menschen zu glauben, da der Mensch seine größte Gabe unter den Füissen zertrat, indem er seinen Individualismus aufgab, um sich als Masse nicht denken wollender, blind folgender Tiere an eitlen, leeren Ruhm zu begeistern. Es wurde so schwer den Mut aufzubringen den drohenden Massen gegenüber den geraden [4] Weg kompromisslos zu gehen.

All' diese schönen Blumen mussten nun mit Tränen bewässert werden. Trotzdem – wie sie auch wimmelten und wühlten, diese Heuschrecken mit ihren hässlichen Farben, der Garten verlor seine Schönheit nicht. Der Neckar floss ruhig zwischen den bewaldeten Bergen weiter, das Schloss beschaute noch immer schweigsam die Stadt – es hatte ja schon so viel gesehen.

Hier gab es noch immer treue und tapfere Freunde, die Leid mit derselben Selbstverständlichkeit teilten, mit der sie Freude in vergangenen Jahren geteilt hatten. Viele neue kamen hinzu um zu helfen, die eigenen Inseln und Burgen von den vergifteten [5] Schwärmen frei zu halten. Wenn ich nun auf mein vergangenes Leben zurückschaue, weiss ich, dass unsere schwere Zeit in Heidelberg die die unbewusste, als selbstverständlich angenommene Glückseligkeit eines Kindes in ein bewusstes, bitter-süßes und schwer zu ertragendes Glück veränderte, mir selbst am nächsten steht.

Das grosse Schloss – wer hat es denn gebaut? Wie viele Sklaven haben an diesem Riesenwerk ihr elendes Leben opfern müssen? Heut' weiss ich wohl, wie schwer es ist, Sandstein in einem Steinbruch mit Brechstangen vom Felsen zu lösen, ich weiss wohl wie schwer die harte Last auf den Schultern drückt.

Wie oft haben wir dann darüber nachgedacht, mit welchen Opfern eine [6] Pyramide, ein Kanal oder ein Schloss gebaut wurde? Wir sehen nur wie schön ein solches Schloss im Berge sitzt und auf die ewige Stadt schaut. Wie war es denn im Mittelalter? Erzählen nicht viele Legenden und Sagen dieser Stadt von Blut und Elend, das heute längst mit Efeu überwachsen und verschönt ist?

Da wusste ich, dass die Zeit einmal kommen werde, in der auch unsere Not überwunden – vergessen sein wird. Das Schloss wurde mir zum Symbol für die Vergänglichkeit des Leidens, für die Ewigkeit des Grossen. Der Neckar floss dahin wie die Sanduhr der Welt.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis ...“ [Faust 2].

[7] Noch einmal half mir die schöpferische Atmosphäre Heidelbergs, die sich den Sinnen in der Landschaft offenbart. Die Künste gaben mir, was die Massen mir entreissen wollten. In kindlicher Selbstsicherheit erfreute ich mich an Resultaten, die mir der fruchtbare Boden meines Gartens gab. Ich nannte sie mein eigen Werk, erkannte nicht die helfende Hand Heidelbergs. Das sollte mir noch klar genug werden!

Dann kam der letzte graue Novembertag an dem ich fortging. Ein paar meiner nächsten Freunde folgten mir zur Bahn. Sie wussten nicht, dass ich im innern der Plage dankbar war, dass sie mir den Abschied leichter machte. Ich ahnte, dass mein Los leichter zu tragen sei, als das der zurückbleibenden Freunde, [8] die versuchten der Ungewissheit der Zukunft mit Mut entgegenzutreten.

Früher war die Welt in unseren Garten gekommen, jetzt zog ich hinaus in die Welt. Dieser Wechsel schien ganz logisch, da ich die Kinderjahre hinter mir hatte. Aber für die älteren, die auch gehen mussten, war es unmenschlich schwer. [...]

[17] Dann kam der Krieg, der die ganze Welt zwang, eine bestimmte Seite einzunehmen. Deutschland, das seine Grösse in der Welt so vollkommen missverstand und in der eigenen Aufgabe nur politische Weltmacht sah, bedrohte die Existenz von Ländern, die in ihrem Hass gegen jeden organisierten Massenmord sich der deutschen Kriegsmaschine unvorbereitet gegenüberstehen sahen. Armeen mussten schleunigst geschaffen werden. [...]

[19] Deutschlands Siege warfen einen Schatten über die Welt, der immer dunkler, immer drohender wurde. Aus den Trümmern des bezwungenen Europa und aus den Flammen des brennenden London erwachte ein neuer Geist, der den Krieg zu einem Beschützer-Kampf des Guten machte, der ihm die hässliche Fratze des Profit-Machens, des sich Verreichern, Ruhm und Macht gewinnen Wollens, abnahm.

Und trotzdem reihte sich ein deutscher Sieg an den anderen. Es wurde zur Qual, weit weg, und vom Stacheldraht [20] gelähmt, den Untergang Europas – unserer Mütter, Väter, Geschwister, Freunde, unseren eigenen Untergang, stillstehend beschauen zu müssen. Ich versuchte alles, dem Kampf freiwillig beizutreten, um den größten Feind Deutschlands, sein Missbrauch und Missverstehen der eigenen Grösse und Möglichkeiten in der Welt, zu bekämpfen und wenn es sein musste, mit den Engländern, meinen Kameraden, so unterzugehen.

Die Rückkehr von der „Neuen Welt“ nach dem alten, blutenden Europa gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Sie waren uns alle treu geblieben, die guten; sie waren nicht von dem Hass, der immer verallgemeinern will, angesteckt. England war so [21] schön trotz Bomben und Zerstörung. England war zur wahren Insel der Verfolgten geworden. Ich traf Menschen von vielen Ländern des Festlandes, deren Kultur und Musik zum Allgemeingut wurde. Hier bestimmte kein enger Patriotismus was gut oder schlecht war. Die Engländer hatten ihren guten Humor nicht verloren, auch nicht ihre eingeborene Würde des „gentleman“.

Ich traf neue Menschen. Ich traf meine Frau. Die Kriegslage hatte sich kaum zum besseren gewendet und trotzdem schien sie hier nicht so hoffnungslos. Hier war es erträglich, das Schicksal Europas bis zum letzten auszukosten. [...]

[25] Ich vergass nie die tapferen und leidenden in Deutschland, die sich, von der ganzen Welt verlassen, treu blieben und sich ganz allein unter die Räder der Geschichte warfen, um als anständige Menschen zu Grunde zu gehen. Aber Deutschland als Nation war für mich ebenso sehr zum Feind geworden wie für die übrige Welt. Als ich in Frankreich, Belgien und Holland unsagbares Elend, das die Deutschen zurückgelassen hatten, mit eigenen Augen bezeugte, kam die letzte Reaktion in mir. Die Reaktion, die alles denken und Verstehen-Wollen [26] ausschliesst. Deutschlands Schuld stand wie ein hoher, öder Berg vor meinen Augen, der menschliche Gefühle für die Schuldigen nur als Schwachheit erscheinen lassen musste.

[27] Solange ein Soldat im Felde sich des eigenen Lebens wehren muss, fällt es ihm nicht schwer, auf den Feind zu schiessen. Wenn aber nun plötzlich die feindliche Armee vollkommen geschlagen vor den Füßen des Siegers liegt, das Leben ei-

nes Soldaten nicht mehr bedroht ist, und er zum ersten male seinen Feind von Angesicht zu Angesicht anschaut, da fühlt er sich zunächst beinahe verloren und weiss nicht mehr, was er denken soll. Es entstehen innere Konflikte, die nicht der Kanonendonner, sondern nur die Stille der Ruinen erweckt. Ganz plötzlich ist ein Soldat im bezwungenen Feindesland dankbar, dass er ja nur zu gehorchen braucht, und er gibt die Schuld seinen [28] Führern.

So erging es jedenfalls mir, als ich nach diesen sieben langen Jahren die deutsche Grenze wieder überschritt. Mehrere Tage lang fühlte ich mich in Deutschland gerade so als Ausländer wie in den anderen Ländern, in die ich als Soldat gekommen war. Dass ich nun plötzlich Anschriften und Plakate lesen konnte und verstehen konnte, was die Einheimischen miteinander sprachen, erschien mir beinahe als merkwürdiger Zufall. Was uns allen aber bald schwer fiel, war, in diesem uns wohl-bekanntem Bilde der Zerstörung, diesen selben leidenden, scheinbar unschuldigen Zivilisten gegenüber, die alte innere Einstellung aufrecht zu erhalten. Ein Gefühl sagte uns:

Dies kann noch nicht das Deutschland [29] sein, das wir besetzen wollen; es muss noch ein anderes, dazwischenliegendes, unglückliches Land sein, über das der verheerende Sturm des Krieges auch gezogen ist. Wo war das protzende Benehmen des Nazis? Wo die Nationalsozialisten? Wo ihr Hass? Kein Mensch störte uns, die Bürger schienen genau so friedfertig und harmlos wie in Frankreich, Belgien und Holland. Da hat sich gar manches englische Soldatenauge gross aufgetan!

Es tat im innern wehe Kinder in den Trümmern spielen zu sehen. Was ist ihre Zukunft? Kann man sie schuldig nennen? Wir, die wir nicht an gute oder schlechte Rassen glauben, müssen doch den unschuldigen Kindern wenigstens ihre Menschenrechte geben! Wie kann man hinterher überhaupt den schuldigen [30] vom unschuldigen in der kriegsgezeugten Masse trennen? [...]

[36] Während all diese Gedanken mich [37] Tag für Tag beschäftigten, kam mir ein immer stärkeres Bewusstsein, dass die jahrelang unüberschreitbaren Grenzen der Frontlinien mit ihren Kanonen zwischen mir und Heidelberg nicht mehr existierten, dass es „technisch“ möglich sei, dort hinzukommen. Heidelberg wurde ein Magnet für mich, der mich immer stärker anzog. Schliesslich wagte ich um das in der Armee scheinbar Unmögliche zu bitten und fand mich innerhalb weniger Minuten mit einem gültigen Pass, der mir wie Feuer in der Tasche brannte, auf meinem Motorrad. [...]

[38] Je näher ich kam, desto grösser wurden meine Zweifel. War es nicht töricht das schöne Bild der Vergangenheit im grellen Licht der hoffnungslosen Gegenwart anschauen zu wollen? [...] [39] Was mag aus meinen Verwandten und Freunden geworden sein? Werde ich die meisten tot auffinden? Hat sie der Krieg in alle Winde zerstreut? Wie hat sie der Krieg beeinflusst? Wie würden sie mich empfangen? Als Fremdling, als Landesverräter? [...]

[40] Als ich an den ersten Häusern der Stadt vorbeifuhr war es schon dunkel. Ich fühlte mich des Weges so sicher, dass ich mit geschlossenen Augen unser altes Haus gefunden hätte. Es war kein „Wieder-Erkennen“ [41] der Stadt, sondern einfach ein „Kennen“; der Raum in dem ich mich befand war nicht auf die Strassen durch die ich fuhr begrenzt, ich war in jeder Stelle des gesamten Stadt-Kreises auf

einmal. Nur die gesprengte Neckarbrücke, vor deren absperrendem Zaun ich nur noch im letzten Augenblick halten konnte, sagte mir wieder, dass ich nicht erst vorgestern sondern vor sieben Jahren die Stadt verlassen hatte.

Ich fand unsere alten Namen nur leicht übermalt, noch lesbar, neben unserer Haustüre. Die alten Bäume standen immer noch davor. [...]

Ich konnte mich nicht entschließen auf die Klingel zu drücken. Mir war es als ob der Strom mit dem so hervorgerufenen elektrischen Kontakt den ganzen Zauber jäh zerstören müsse.

Was barg dieses stille Haus vor mir? Eine beklemmende Angst überkam mich. Die Feder müsste mit mir schamrot werden würde ich zu beschreiben versuchen was folgte. Es war ein zu tiefes [43] Erlebnis ...

Langsam erholten wir uns und sassen die ganze Nacht hindurch beisammen. Wir hatten uns so viel zu erzählen, dass es unmöglich schien auch

nur ein einziges der vielen Themen abschliessend besprechen zu können. Von Zeit zu Zeit betasteten wir uns um uns zu vergewissern. Von der Ferne hörte ich unsere alte Stadtuhr schlagen. Ich erkannte die alten Bilder an der Wand und sah die neu hinzugekommenen. Ich hörte die Schlossuhr wieder schlagen. Ich erkannte zahllose kleine Dinge wieder, die sich unbewusst in einem Hause finden – das [44] alte Bügeleisen, einen alten Topf, ein altes Kinderbuch. Es gab nichts, das nicht alte Erinnerungen erweckte. Wir gedachten unserer Toten.

Die allerletzte Spur von Hass und Bitterkeit schmolz vor der reinen Sonne der Liebe, die sie in diesem alten, ewig jungen Garten immer noch ausstrahlten. Die Toten „schreiten nicht in unseren Reihen mit;“ sie stehen über Parteien. Wer das nicht erkennen kann, der ahnt nicht die Grösse des Todes. Des grossen Leidens willen, der Toten willen, lasst uns über die Gräber die Hände reichen, lasst uns wieder neu beginnen! [45] So muss es sein.



In der Leopoldstraße 12 (heute Friedrich-Ebert-Anlage 12) lebte die Familie Zade bis 1939. Im Mai und Juni 1945 besuchte Roland Zade-Everett hier seine Tante Minna Cramer und deren Töchter. (Foto: Privat)

Der neue Morgen brachte noch viel Ungeahntes. Da stand ich nun plötzlich vor den zur reinen Schönheit aufgeblühten Mädchen und konnte mich ihrer gar nicht satt sehen! Wenn sie sprachen sprang ihnen kein Frosch zum Munde heraus – es war alles wahr, kein Walpurgisnacht-Spuk. Als ich sie verlassen hatte, hatten die zarten Kinderhände Tränen verursacht, weil sie noch zu schwach waren, die Tasten des Klaviers herunterzudrücken. Jetzt spielten sie mir auf unserem alten Flügel Stücke vor mit denen sich ihr erster Lehrer heute noch herumplagen müsste. Trotz der Knappheit an Lebensmitteln und anderen [46] wichtigen Dingen gab es Musik und Leben in Hülle und Fülle.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerrannen in eine für mich so grosse Einheit, dass ich sie nicht mehr plastisch sehen konnte. War ich gestern fortgegangen? Es schien wirklich nicht ganz mit rechten Dingen zuzugehen! Ich konnte nur dankbar erkennen, dass die vergangenen Tage im lieben Garten nicht tot waren; sie waren noch nicht einmal ein Traum (wenn es auch schwer zu glauben war!) sie waren Realität. Ich hatte mein Heim in Heidelberg verloren. Ich habe zwei gefunden. Mögen sich auch unsere beiden Länder bekämpfen, wir werden es nicht lassen, dem [47] Hass mit Liebe entgegenzutreten.

Ich traf andere Freunde und hatte viele Unterhaltungen mit ihnen. Sie waren uns bis ins letzte treu geblieben, in ihnen allen fand ich meinen Vater lebend wieder. Sie halfen mir zu sehen, dass auch wir in England unsere in der ärgsten Not erstandene Ziele für ein vereinigtes Europa mit der sich für uns langsam bessernden Kriegslage mehr und mehr vergessen hatten; dass Deutschlands Schuld uns zwar zu einem Kriege zwang, den wir gewannen, dass wir uns aber auf dem besten Wege befinden den schwer erkämpften Frieden zu verlieren. Es war nicht notwendig uns gegenseitig die furchtbaren Untaten des Krieges beschuldigend [48] vorzuwerfen. Wir trugen H. C. Andersens Galoschen des Glücks, die es dem Besitzer ermöglichen in anderen zu leben, die andere Seite trotz des ganzen Greuels verstehend zu erkennen.

Alle Anzeichen des Heuschreckenschwarms waren verschwunden. In den Strassen herrschte grosse Ruhe. Die Menschen waren wohl schweigsamer geworden, der Sturm war nicht spurlos an ihnen vorübergezogen; aber mit all seiner Zerstörung hatte er den Garten gereinigt und der neue Geist, der aus den Trümmern wuchs, war für mich wie der noch regenschwere Duft, der von der Erde nach einem solchen Gewitter gen Himmel steigt.

Wir gingen auf den alten Wegen [49] spazieren. Wir gingen zur alten Kirche, die Hitler's 1000 Jahre überstanden hatte. Der Ernst des Predigers und der Gemeinde war ein neues Zeichen für den aus den Ruinen geborenen neuen Geist.

Ich bin als englischer Soldat durch viele zerstörte deutsche Städte gezogen. Heidelberg war die erste Stadt, die mit Ausnahme ihrer Brücken (die auch ich hinter mir abgebrochen hatte) fast vollständig unversehrt geblieben ist. Ist dies ein Zufall? Oder ein Hinweis des Schicksals auf grosse Aufgaben in der Zukunft?

ENDE

Iserlohn, Juli 1945

Roland Zade-Everett

Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Roland Everett, der Autor des voranstehenden Textes, wurde als Roland Zade am 27. Januar 1918 in Heidelberg geboren und machte 1937 sein Abitur. 1938 schickten ihn seine Eltern nach England, um ihn selbst in Sicherheit zu bringen und um die eigene Ausreise vorzubereiten. Im 2. Weltkrieg wurde er zunächst als feindlicher Ausländer interniert und nach Nordamerika verbracht. Dort gelang ihm die Einbürgerung und der Eintritt in die Army. Bewegend schildert er das Dilemma, einerseits Pazifist zu sein und gleichzeitig militärisch am Sieg über Deutschland mitzuwirken. Nach der Heirat nannte er sich zunächst Zade-Everett, später dann Everett, geb. Zade.

Das Kriegsende erlebte Roland in Norddeutschland. Er erhielt zu seiner eigenen Überraschung die Erlaubnis, mit dem Motorrad in seine Heimatstadt Heidelberg zu fahren. Die Niederschrift seines Reiseberichts (Abb. 1) ist unterzeichnet mit „Iserlohn, Juli 1945. Roland Zade-Everett.“ Demnach hielt er sich im Mai und Juni 1945 in Heidelberg auf und war im Juli wieder bei seiner Einheit in Westfalen.

Rolands Eltern waren Prof. Dr. med. Martin Zade (1877–1944) und Marie, geb. Oppen (1891–1975). Der Vater war seit 1916 a.o. Prof. für Augenheilkunde an der Universität Heidelberg, seit 1918 niedergelassener Augenarzt. Martin Zade hatte jüdische Vorfahren. 1933 wurde er als ehemaliger Frontkämpfer zunächst nicht entlassen, verlor dann doch 1935 seine Lehrbefugnis.¹ Der Status als Frontkämpfer und die Einstufung als ‚privilegierte Mischehe‘ erwiesen sich als verlogene Positionen, die keinen wirksamen Schutz vor Verfolgung boten; außerdem war die Zukunft der als ‚Halbjuden‘ eingestufteten Kinder völlig ungesichert, wenn diese erwachsen wurden.

Als Martin Zade zum 1. Oktober 1938 auch seine Approbation verlieren sollte, entschloss er sich zur Ausreise. Sicherlich suchte er Rat bei Hermann Maas und anderen Freunden. Karl Jaspers schreibt im August 1938 an Albert Schweitzer:

„Sehr verehrter Herr Schweitzer!

Professor Dr. med. Martin Zade in Heidelberg beendet am 1. Oktober seine Jahrzehnte geführte Praxis als Augenarzt infolge der Gesetze über das Erlöschen der Approbation. Die Not ist so gross, dass er jede Möglichkeit einer neuen Lebensführung ausserhalb Deutschlands ergreifen möchte. [...]

Sollte sich irgendwo etwas zeigen, so würden nähere Angaben über Herrn Zade erforderlich sein. Vorläufig nur dieses: Er war a.o. Professor an der Universität Heidelberg, ist 61 Jahre alt, ist getaufter Jude, Frau christlich, Tochter eines Pfarrers, vier nicht ausgebildete Kinder. [...] Seine Geltung als Arzt ist unbestritten, ich selbst kenne ihn als einen gründlichen, sehr gewissenhaften und sehr ge-/schickten Arzt, der klug nicht nur in der Behandlung des Auges, sondern auch im Auffassen des ganzen Menschen und seiner Situation ist.“²

Alfred Mombert – keineswegs nur einsamer Lyriker – schreibt ein Dreivierteljahr später an Ida Dehmel in Hamburg:

„Prof. Z[ade], der vor einiger Zeit nach England ging, soll jetzt wie ich höre nach USA weiterwandern. Es gab hier plötzlichen Schluß.“³

Martin Zade war im März 1939 in die Niederlande emigriert; im August 1939 gelang ihm und seiner Frau die Einreise nach Großbritannien. Dort arbeitete er wieder als Arzt, erlebte aber den Sieg über Hitler-Deutschland nicht mehr.

Martin Zade hatte seine Praxis in Heidelberg seit 1927 in der heutigen Friedrich-Ebert-Anlage 12 (Abb. 2); ab 1937 wohnte auch seine Familie dort. Nach der Flucht blieb das Haus im Eigentum der Eheleute. Minna Cramer, eine Schwester von Frau Zade, zog dort ein, gewissermaßen als Hausverwalterin; ihr Name ist 1943 für dieses Haus im Adressbuch verzeichnet. Schon vorher waren hier Personen untergekommen, die ihre angestammten Wohnungen wegen rassistischer Verfolgung aufgeben mussten. Am bekanntesten ist das Schicksal von Leontine Goldschmidt, die hier am 25. August 1942 ihrem Leben ein Ende setzte, um nicht deportiert zu werden.⁴ 1947 kehrte Marie Zade nach Heidelberg zurück und blieb in der Friedrich-Ebert-Anlage bis zu ihrem Tod wohnen.

Über Roland Everetts späteres Leben wissen wir nur, dass er, der ursprünglich Pianist werden wollte, in England eine Waldorfschule gründete und am 16. Januar 1998 in Stourbridge in der Nähe von Birmingham gestorben ist.

Roland Zade-Everett schrieb seinen Bericht in ein DIN-A-5-Schulheft und widmete ihn seiner „Tante Minna und ihren Kindern“. Eines dieser Kinder ist Eva Poppen, geb. Cramer, heute wohnhaft in Bonn. Sie fand das Heft unter den Papieren ihrer Mutter und überließ uns eine Kopie; vermittelt hatte diesen Kontakt Dr. Konrad Buschbeck in Heidelberg. Beiden sei an dieser Stelle herzlich für die vielen Hinweise und für ihr Vertrauen gedankt. Das Manuskript ist in einem Zug und in sorgfältigem Deutsch verfasst; die Interpunktion lässt den Hintergrund der neu erworbenen Sprache erkennen. Die Ziffern in den eckigen Klammern geben jeweils den Beginn der Manuskriptseiten an. Die Bedeutung des Textes liegt darin, dass er unmittelbares Erleben und Empfinden aus den ersten Friedenswochen von 1945 schildert. Dokumentarischen Anspruch kann der Bericht nicht erheben; er nennt keine Namen und zitiert keine Gespräche. Umso bemerkenswerter ist, dass jeglicher Triumph des Siegers und jegliche Absicht von Vergeltung fehlen; dafür sind eher Gefühle eigener, durch die Kriegsführung verursachter Schuld zu erkennen. Bei aller überströmenden Liebe zu seiner alten Heimat und ihrer Kultur sind es kleine Bemerkungen, die seine Distanz zu Deutschland und die Loyalität zu seinem neuen Heimatland andeuten. Am Schluss vermerkt er mit Blick auf die gesprengten Heidelberger Brücken in Klammern, dass auch er die Brücken hinter sich abgebrochen hatte. Im Untertitel seines Textes – ebenfalls in Klammern – bezieht er sich auf die 1941 erschienene Anthologie „Große Liebe zu Heidelberg. Preislied deutscher Dichter auf eine deutsche Stadt“.⁵ Herausgeber war der Schriftsteller Kurt Maßmann, 1940 Leiter des Kultur- und Nachrichtenamts der Stadt Heidelberg. Roland Zade-Everett grenzt sich mit diesem ironischen Hinweis scheinbar beiläufig von der nationalsozialistischen Kulturpolitik ab: Seine Liebe zu Heidelberg hat nichts mit der behaupteten der überwundenen Gewaltherrschaft gemein.⁶

Anmerkungen

- 1 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945*. Biographisches Lexikon mit Texten, Heidelberg 2011, S. 451.
- 2 Albert Schweitzer: *Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965*, Brief von Karl Jaspers vom 29.8.1938, München 2006, S. 411f.

- 3 Alfred Mombert: Briefe an Richard und Ida Dehmel, hg. von Hans Wolffheim (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Klasse der Literatur 1955, 5), Wiesbaden 1955, Brief vom 14.6.1939, S. 131.
- 4 Renate Marzloff: Leontine und Victor Goldschmidt. Gründer der von Portheim-Stiftung. Bürger in Heidelberg 1889–1942, Heidelberg 2007, S. 158.
- 5 Kurt Maßmann: Große Liebe zu Heidelberg. Preislied deutscher Dichter auf eine deutsche Stadt, Heidelberg 1941, ²1942.
- 6 Keiner konnte 1945 wissen, dass bereits 1954 wieder eine Anthologie „Große Liebe zu Heidelberg“ mit leicht geändertem Untertitel „Bekenntnisse deutscher Dichter und Schriftsteller zu einer deutschen Stadt“ erscheinen würde, mit großer Schnittmenge an den ausgewählten Texten. Herausgeber war Friedrich Ernst Meinecke, der 1940 Verkehrsdirektor in Heidelberg war. Meinecke bezieht sich mit keiner Silbe auf die Ausgabe von 1941/42. In Heidelberg waren zwar die Neckarbrücken gesprengt worden; die geistigen Brücken in die Zeit vor 1945 waren 1954 nicht ganz unterbrochen. Diese merkwürdige Anthologiegeschichte bedarf noch der Aufklärung.



Heidelberger
Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunale Beschäftigungs- förderung

Beschäftigung langzeitarbeitsloser Menschen in unterschiedlichen Bereichen zur Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und Steigerung der Lebensqualität in Heidelberg



Recyclinghöfe

Betrieb der vier Heidelberger Recyclinghöfe:
Annahme und Weiterverwertung von Reststoffen



Reinigung von Spielplätzen und der Neckarwiesen

Reinigung und Pflege aller öffentlichen Spielplätze
in sämtlichen Stadtteilen Heidelbergs sowie tägliche
Reinigung der Neckarwiesen



Manuelle Straßenreinigung

Reinigung besonders frequentierter Straßen und
Plätze sowie Beseitigung von Müllablagerungen



Winterdienst

Räumung zahlreicher öffentlicher Gehwege,
Bushaltestellen und Treppen im gesamten Stadtgebiet



Die Möbelhalle und Transporte

Verkauf von (Secondhand-) Möbeln bis Kinder-
spielzeug sowie Möbelabholungen, Entrümpelungen
und Sperrmüllvollservice



Fest & fertig

Veranstaltungsservice: Verleih von Equipment sowie
Planung und Durchführung von Events, Festen und
öffentlichen Veranstaltungen

Sean Arnold

Johnny 1949 – Erinnerungen an Heidelberg nach dem Krieg

Aus dem Englischen von Jakob Brüssermann und Kaltërina Latifi

Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Ich, Johnny, war acht Jahre alt, als meine Mutter (Mutti) mich kurzerhand von jener fürchterlichen Privatschule – der Belmont School, Wood Lane, Falmouth – nahm und entschied, dass ich sie nach Deutschland begleiten sollte, wo sie sich auf die Suche nach ihrer (und meiner) Familie machen und die Stadt sehen wollte, in der sie geboren war: Heidelberg, in das sie, wegen des Kriegs und ihres halbjüdischen Bluts, nicht hatte zurückkehren können.

Ich wusste von diesen Dingen natürlich nichts, jung wie ich war; ich hatte nur eine vage Vorstellung davon, dass wir den Krieg gewonnen und die verhassten Deutschen ihn verloren hatten. Ich habe blasse Erinnerungen von Gefechten auf dem Spielplatz, bei denen ich bestimmte, Andy Dell solle Hitler spielen, während ich der strahlende Held war, der ihn erschoss. Andy brach in Tränen aus, da ich darauf bestand, als der niederträchtige Bösewicht müsse er sterben.

Der Krieg war seit vier Jahren vorbei. Wir waren aus dem verschlafenen Wick-war in Gloucestershire weggezogen. Mein Vater war 1945 gestorben und es war lange her, dass man die Geräusche nächtlicher Flugzeuge hörte, dass die ganze Familie bei einem Luftangriff hastig Schutz unter der Treppe suchte, während ich, Johnny, weinte, da Mutter vergessen zu haben schien, dass ich verzweifelt nach ihr gerufen hatte, weil ich wegen der Flugzeuge über uns ins Bett gemacht hatte. Diese und andere Kriegserlebnisse waren lange vorbei.

Aber jetzt war ich auf der Reise in Feindesland. In das geschlagene und zerstörte frühere Mutterland. Wieder verstand ich aufgrund meines zarten Alters noch nicht allzu viel. Was mich betraf, fuhren wir zu Oma und „Opa“. Ich, übrigens, war das mittlere von drei Kindern, die meine Mutter geboren hatte und demnach floss deutsches Blut in meinen Adern, das dazu noch zu einem Viertel jüdisch war.

An diesem Punkt wird alles ein wenig komplizierter: Oma kannte ich bereits, denn sie durfte im Jahr zuvor, 1948, nach England kommen. Ich glaube, dies war das erste Jahr, in dem es Deutschen erlaubt war, ins Ausland zu reisen. Deutschland war ja von den Siegermächten besetzt und in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden, in die britische, amerikanische, französische und die russische. Oma und „Opa“ wohnten in der amerikanischen Besatzungszone.

„Opa“ war gar nicht mein richtiger Opa, daher steht er hier in Anführungszeichen. Er war Muttis Stiefvater. Sie sagte Vati zu ihm. Deshalb sollten wir Kinder ihn Opa nennen.

Der echte Großvater

Mein echter Großvater hieß Paul Samuely, geboren in Budapest als Sohn deutscher (Oppenheimer) und ungarischer (Samuely) Eltern, die beide jüdisch waren. Er hatte Oma geheiratet, die Sophie Tromm hieß und aus Leipzig kam. Mit ihr hatte er zwei Töchter: Irmingard und Herta und sie lebten in Heidelberg, in der Neuenheimer Landstraße 72. Herta Elisabeth Gudrun Samuely war meine Mama (Mutti). Geboren war sie 1912, zwei Jahre nach meiner Tante Army.



Die Familie Samuely um 1918. Auf dem Schoß der Mutter Herta, die spätere Mutter Sean Arnolds; auf dem Schoß des Vaters Irmingard, die Tante (Foto: Privat)

Die Mädchen besuchten Schulen in Heidelberg. 1914, als Mutti kaum zwei Jahre alt war, brach der große Krieg aus. Paul diente in den kaiserlichen Streitkräften. 1919 grassierte dann die vernichtende Spanische Grippe in Europa und raffte meinen Großvater dahin. Meine Mutter hat mir diese Dinge auch später, als ich erwachsen war, erzählt: Ihr Vater war an dieser Grippe gestorben und möglicherweise auch an Verletzungen, die er sich während der Gefechte zugezogen hatte. Es ist schwer zu sagen, welche Wirkung sein Tod auf die Familie Samuely hatte, aber sicherlich war die Trauer groß. Mutti hat mir, soweit ich mich erinnere, hierüber nichts Genaues gesagt. In all dem, was sie mir über die Familiengeschichte erzählte, gab es große Lücken. Schließlich will keine Familie, dass ihr Nachwuchs über alles im Bilde ist.

Meine Großeltern waren Leute aus dem Bürgertum. Paul war Jude, Sophie nicht: daher waren die Mädchen halbjüdisch, was vermutlich nicht auffiel, da sie voll assimiliert und überdies Christen waren (Lutheraner, nehme ich an). Mutti hat nie erwähnt, dass sie als Heranwachsende mit Antisemitismus konfrontiert gewesen sei und wie tausende andere deutsche Juden oder Halb- oder Vierteljuden lebten sie als ganz normale Mitglieder ihrer Gemeinden in ganz Deutschland. So stelle ich es mir zumindest vor. Natürlich waren die Juden nicht bei allen beliebt.

Walter Petters

Sophie Samuely, jetzt Witwe mit zwei Kindern, heiratete bald wieder, und zwar einen gutaussehenden Heidelberger Rechtsanwalt, jung und schneidig, der die Narben früherer Duelle im Gesicht trug und, glaube ich, ein guter Freund meines Großvaters Paul gewesen war. Was Walter Petters – denn so hieß er – noch heller strah-

len ließ: Er war im Krieg an der Seite des Fliegerassess Hermann Göring geflogen, über Palästina abgeschossen worden und eine Zeit lang in britischer Gefangenschaft gewesen. Infolge der damals erlittenen Verletzungen war er auf einem Ohr taub.

Walter war liebenswürdig, sprach mit leiser Stimme und, wie es in Deutschland üblich war, adoptierte er seine zwei Stieftöchter, als er Sophie, meine Großmutter, heiratete und beide nahmen seinen Namen an. So wurde aus Irmy und Herta Samuely: Irmy und Herta Petters. Walter hatte, soweit wir wissen, kein jüdisches Blut. Er umsorgte und ernährte seine neue Familie, die weiterhin in der Neuenheimer Landstraße 72 wohnte.

Die junge Irmingard und ihre Schwester, Herta Petters, waren 23 bzw. 20 Jahre alt. So wie unzähligen anderen wurde es Walter Petters wohl allzu klar, dass das Leben als Jude unter der neuen Ordnung des dritten Reichs zusehends schwieriger, wenn nicht gar gefährlich wurde. Bald wurden Kommunisten und Juden, vor allem wenn sie gesellschaftlichen oder politischen Einfluss besaßen, inhaftiert, misshandelt, sogar ermordet oder in die neu errichteten Konzentrationslager gesperrt, die zu Europas Schandmalen werden sollten, während Hitler seinen glühenden Hass verbreitete und damit den Krieg herbeiführte, der nach 1939 die gesamte zivilisierte Welt bedrohte und die Ermordung von Millionen Juden sowie den Tod ungezählter Millionen Soldaten und Zivilisten mit sich brachte.

Das Dilemma von 1933

Walter Petters musste 1933 eine Entscheidung treffen. Er sah die Zeichen der Gefahr, vielleicht hatte er sogar Hitlers unlesbares Buch „Mein Kampf“ gelesen, das der nun Reichskanzler etwa zehn Jahre zuvor nach dem gescheiterten Putschversuch im Gefängnis geschrieben hatte. Was dort geschrieben stand, ließ, was seine Absichten bezüglich der Juden anging, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Mit Hitler an der Macht war Deutschland nun eine Diktatur. Schnell wurden Gesetze eingeführt, die bisherige Freiheiten einschränkten und vor allem die Juden hunderten von Schikanen aussetzten. Für sie wurde das Leben zunehmend unerträglich. Wer konnte, floh. Noch Schlimmeres erwartend, wählten einige vor Verzweiflung den Freitod. Die Nazis nahmen ihnen ihr Geld, ihre Häuser und bald ihre Arbeitsstellen, nicht lange danach auch ihre Freiheit und zuletzt ihr Leben.

Walter Petters war, wie gesagt, Anwalt und wusste, dass er sich, wenn er weiterhin praktizieren wollte, nach den neuen Spielregeln und Gesetzen des Regimes richten musste. Vermutlich zog er in Betracht, dass er mit zwei Juden in der Familie nicht lange Anwalt bleiben konnte, auch wenn sie nicht seine Blutsverwandten waren. Etwas musste also geschehen.

Ein Entschluss wurde gefasst: Die Stieftöchter mussten Deutschland verlassen. Hier, das sah Walter deutlich, waren sie nicht sicher. Aber wie sollte dies geschehen? Und wie würde Sophie, die Mutter der jüdischen Töchter reagieren?

Wir Menschen sind seltsame Wesen: Sophie nämlich war inzwischen dem Charisma des Führers verfallen und sah nach seiner Machtergreifung nur Gutes auf Deutschland zukommen. Hatten sich die Dinge nicht verbessert? Die Arbeitslosigkeit würde bald beinahe gegen null tendieren, Straßenkriminalität war so gut wie ver-

schwunden, sah man von gelegentlichen Zwischenfällen mit den Sturmtruppen ab, und auch das würde sich mit der Zeit geben, davon war Sophie überzeugt. Andere hörte sie dasselbe sagen: Mit Deutschland ging es aufwärts, die Nazis waren eine belebende Kraft. Die ganze Nation in Uniform – es war so aufregend! Wie hätte man ihr nicht beipflichten können?

Die Sache mit den Juden war bedauerlich, aber sie würde sich legen, sie war in einem zivilisierten Land, das einen Beethoven, einen Goethe hervorgebracht hatte, nichts, worüber man sich allzu viele Sorgen machen musste. Diese weitverbreiteten Ansichten muss Sophie ihrem Mann gegenüber vorgebracht haben. Hatten sie nicht selbst jüdische Bekannte, denen sie beide freundschaftlich verbunden waren?

Hier musste Walter seiner stattlichen Ehefrau, die eine klassische Operausbildung besaß, leider widersprechen. Sie selbst hatte – so wurde stets versichert – keinen Tropfen jüdisches Blut in den Adern. Tatsächlich sollen die Tromms schottischen Ursprungs sein. „Tromm“ hängt schließlich zusammen mit englisch „drum“, vermutlich hießen sie ursprünglich Drummond, ein wohlbekannter schottischer Familienname. Walter nahm sich also seine Frau zur Brust und setzte ihr in aller Deutlichkeit auseinander, dass die Juden im Dritten Reich verdammt waren. Irmingard und Herta konnten nicht in Deutschland bleiben. Letztlich musste dies auch meine arme Großmutter einsehen.

Als ich älter wurde, erstaunte es mich immer, dass Mutti Deutschland so früh verlassen hatte. Sie ging 1933, Irmy folgte zwei Jahre später. Erstaunlich fand ich es deshalb, da die beiden nur halbjüdisch waren. Zu dieser Zeit emigrierten zumeist Volljuden, soweit sie dazu in der Lage waren. Viele blieben noch jahrelang in Deutschland. Goebbels, das so dämonische wie kümmerliche Propagandagenie, fand noch nach Kriegsbeginn als Gauleiter von Berlin Wege, sie von dort zu vertreiben, als Juden in ganz Deutschland schon in ständiger Angst und oft in Verstecken lebten.

Tatsächlich meldete die BBC im Dezember 1942 – mehr als drei Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs –, dass mehr als ein Drittel der 3 531 000 polnischen Juden ermordet worden waren. Und Polen war nur eines der besetzten Gebiete.

Wohin sollte sie gehen? Warum wählten die Eltern England und nicht Frankreich oder Holland? Mutti hatte oft von ihrer lieben holländischen Freundin Mimi gesprochen. Hätte sie nicht bei ihr und ihrer Familie unterkommen können? Viele Juden flohen in diese Länder, wenn sie Visa bekamen, aber das wurde schwieriger und schwieriger. Und als dann die Nazis die europäischen Nachbarländer eroberten, saßen die Juden natürlich in der Falle.

England, so stellte sich heraus, war nach 1940 die bessere Wahl, als Hitler den Plan einer Invasion Englands mehr oder weniger aufgab. Aber Walter und Sophie konnten davon doch 1933, nur Monate nachdem Hitler an die Macht gekommen war, noch gar nichts wissen: Warum also 1933 fliehen? Warum so früh?

Ich habe meine Mutter nie danach gefragt, als sie noch lebte und ich bin nicht sicher, ob sie eine Antwort gewusst hätte, und wenn ja, ob sie sie mir hätte geben können. Näheres hierüber weiter unten, geduldiger Leser: Zunächst will ich versuchen, einige weitere Verschlingungen dieses Rätsels aufzudröseln.

Mutti, glaube ich, hatte in Berlin ihre Ausbildung zur Fröbel-Pädagogin absolviert, war aber 1933 wieder zuhause bei den Eltern. Auch Army ging es gut, sie hatte auf absehbare Zeit einen Job als Skilehrerin in der Schweiz, war also außer Landes. Es muss erwähnt werden, dass sie, wie viele junge Menschen, der Politik nicht viel Beachtung schenkten, sondern ihre Jugend auskosteten, wie man es in diesem Alter eben tut.



Klassenfoto um 1927, wahrscheinlich am Mädchen-Realgymnasium, heute Höllderlin-Gymnasium. Herta Petters steht in der ersten Reihe als dritte von links. (Foto: Privat)

Also fielen die Eltern über Herta her – vermutlich nicht im Wortsinne, aber mein Gefühl sagt mir, dass Walter bemüht war, die Angelegenheit schnell ins Reine zu bringen. Warum? Immerhin bestand wohl keine unmittelbare Gefahr für die Mädchen. Mutti war ein typisches blondes Mädchel, sah kaum so aus, wie die Nazis sich eine Jüdin vorstellten. Army war dunkler, kam eher nach ihrem ungarischen Großvater, der nach den wenigen Fotos, die ich kenne, eher jüdisch aussah. Nochmals: warum 1933?

Eine Ahnung sagt mir, dass Walters langjährige Verbindung mit Hermann Göring, jetzt der zweite Mann im Reich, ein Grund gewesen sein könnte. Walter, wir erinnern uns, war im ersten Weltkrieg mit Göring geflogen. Der war jetzt Reichsminister ohne festen Zuständigkeitsbereich und preußischer Innenminister, ein immens mächtiger Mann, der nur noch dem Führer selbst unterstand.

Hermann Göring

Göring hatte den Ruf, loyal zu alten Fliegerkumpanen zu sein und später im Krieg, so heißt es, kamen diese Männer in Görings Hofstaat zu Reichtum und Ehren. Der Flieger Walter Petters könnte sehr wohl einer der Günstlinge gewesen sein. Tatsächlich erzählte meine Mutter mir einmal, „Opa“ sei später im Rechtsstab des Reichsministers, der bald Reichsmarschall werden sollte, beschäftigt gewesen.

Ich habe also zwei und zwei zusammengezählt und vielleicht komme ich auf fünf: Jedenfalls aber ist meine Vermutung, dass Göring Walter schon 33, wenn nicht sogar vor der Machtübernahme der Nazis, beiseite genommen und ihm gesagt hatte, er könne ihm bei seiner Karriere unter die Arme greifen. Die Gelegenheit war zu gut, um sie verstreichen zu lassen (meine Vermutung, wie gesagt). Der Haken bei der Sache: Irma und Herta.

Der fette Herrmann könnte sie gesehen haben, als sie noch klein waren und er könnte sehr wohl auch gewusst haben, dass Sophie und Walter bald nach dem Tod ihres Vaters, dem Juden Paul Samuely, geheiratet hatten. Dass er den jüdisch klingenden Namen Samuely in Petters ändern ließ, war vielleicht ein geschickter Schachzug von Walter (obwohl es in Deutschland üblich war, dass die Kinder einer Witwe den Namen des neuen Adoptivvaters annahmen). Aber egal, ob er schlau gewesen war oder nicht, sicher ist, dass er Sophie um 1920 geheiratet hatte: einige Jahre bevor es für Juden gefährlich wurde.

Da die Nazis nun an der Macht waren, versprach Walters alte Kriegskameradschaft mit Göring sich auszuzahlen und Sophie wäre bei dem Gedanken an ihren Walter in solch reputabler Anstellung beim Reichsminister höchstselbst, sicher entzückt gewesen. Warum nur musste sie zwei halbjüdische Töchter haben?! Vielleicht tröstete Walter sie an dieser Stelle mit den Londoner Freunden, die Herta sicherlich aufnehmen und ihr zu einem neuen Leben in England verhelfen konnten, wo sie in Sicherheit wäre. Um Irmingard kümmern wir uns später, fügte er vielleicht hinzu.

Andererseits könnte es auch Sophies Idee gewesen sein. Tatsächlich sprach sie hervorragend Englisch und hatte in jungen Jahren England bereist. Walter war weder dort gewesen noch sprach er Englisch. Von Kindheit an habe ich einen Namen im Kopf: Peggy Kamp, eine Deutsche, die in London lebte. Habe ich sie als Kind getroffen? Die Großeltern kannten andere jüdische und nichtjüdische Deutsche, die dorthin gegangen waren. Hier war ein Ausweg, den es zu nehmen galt, solange er offenstand. Schon jetzt waren Deutsche in Großbritannien nicht eben beliebt (wenn sie es je gewesen waren), Juden ebenso wenig.

Wie auch immer der Plan ausgeheckt worden war – Herta, noch nicht ganz zwanzig und des Englischen kaum mächtig, verließ bald ihr Heimatland und reiste nach London, das der sensiblen und oft traurigen jungen Frau als eine ungastliche Stadt erschienen sein muss. Aber trotz Heimweh und vieler Briefe, in denen sie flehte, zurückkehren zu dürfen, lebte sie sich schließlich ein und fand wechselnde Anstellungen als Kindermädchen. Aus einer floh sie mitten in der Nacht, als der Ehemann ihr an die Wäsche wollte.

Graham Alsey Arnold

Auf eine Anzeige in der Times hin, so erzählte Mutti mir, kam sie zu den Arnolds nach Wickwar, Gloucestershire, worüber eine eigene Geschichte zu erzählen wäre. Hier genüge es zu sagen, dass sie einen von ihnen heiratete und ihm drei Kinder gebar. Ich bin das mittlere.

Graham Alsey Arnold, der 46 Jahre älter war als Mutti, wollte eigentlich die Vormundschaft für Herta übernehmen, als er von ihrer misslichen Lage erfuhr, und so

sicherstellen, dass sie nicht in das Land zurückkehren musste, in dem sie mit ziemlicher Sicherheit umgebracht worden wäre. Mutti schrieb die große Neuigkeit umgehend ihrer Mutter: ein freundlicher pensionierter Geschäftsmann würde sie adoptieren. Alles würde gut! Sie konnte in England bleiben! Sophie schrieb umgehend zurück: Nein, unmöglich! Sie und Irmy waren Adoptivtöchter Walter Petters' und laut internationalem Recht konnte man nicht mehr als einmal adoptiert werden. Walter, der schließlich Anwalt war, musste es wissen. Diese Option fiel also aus. Er muss dich heiraten!, so gellte Sophie vielleicht.

Also hielt Graham Arnold um Hertas Hand an, um ihr so die britische Staatsbürgerschaft zu verschaffen. Meine Mutter zögerte. Graham, der als der Kavalier, der er war, vor ihr niederkniete, fragte noch einmal. Es ist deine einzige Chance, sagte er. Immer noch unsicher, schrieb der junge Flüchtling noch einmal an die Mutter in Heidelberg. Omas Antwort ist im Wortlaut nicht erhalten, aber die Quintessenz war: Zieh' es durch! Nach Deutschland kannst Du nicht zurück, es wird hier schlimmer und schlimmer für die Juden.

Und so kam es, dass sich das Paar am zwölften April 1935 in der Kirche St. Martin's in the Field, Trafalgar Square, London das Jawort gab. „Englischer Gutsherr vom Lande heiratet halb so alten deutschen Flüchtling“ – so stand es in der Sonntagszeitung und sorgte beim Bräutigam für gehörige Verstimmung. Schon damals war die Presse bisweilen sensationsgierig.

Walter und Sophie Petters waren jünger als ihr neuer Schwiegersohn, trotzdem waren eigentlich alle mit dieser Verbindung zufrieden. Die Frischvermählten machten auf ihrer Hochzeitsreise sogar in Deutschland Station und blieben in Heidelberg bei den Eltern. Was gäbe ich darum zu hören, was Graham zu dem sagte, was er 1935 in Nazideutschland sah! Es war das Jahr der schicksalhaften Nürnberger Gesetze; das Jahr, in dem Hitler gegen die Bestimmungen des Versaillers Vertrags die Wiederbewaffnung ankündigte; und das Jahr, in dem die Deutsche Luftwaffe offiziell gegründet wurde.

Diese Entwicklungen hätten interessanten Gesprächsstoff abgegeben für den Besuch des Brautpaars, aber irgendwie glaube ich nicht, dass sie zur Sprache kamen: Höflicher Small-Talk und Erleichterung über die Hochzeit mit solch einem freundlichen und wohlhabenden Mann müssen den Besuch bestimmt haben. Es war nicht die Zeit für unangenehme Gespräche, die überdies knapp war: Schlossbesuch, eine Dampferfahrt auf dem Neckar, die Bergbahn auf den Königsstuhl, viel deutscher Kuchen und Bier aus Maßkrügen. Graham Arnold war schließlich Braumeister und wollte bestimmt das örtliche Helle probieren. Und natürlich musste fleißig gedolmetscht werden: Graham sprach kein Deutsch, Walter kein Englisch, so dass die Frauen den Männern alles erklären mussten. Überhaupt gab Politik wohl kaum einen geeigneten Gesprächsgegenstand ab für einen freudigen Anlass wie diesen.

Welche Faszination aber darin liegen musste, zu jener furchtbaren Zeit dort zu sein. Graham sah wohl die Hakenkreuzfahnen überall von den Gebäuden wehen, Deutsche, die in Naziuniformen marschierten, Jungen von der Hitlerjugend, Mädchen mit den blonden Haaren in Zöpfen und alle gaben den Hitlergruß. Unter der Freude, zurück im Schoß der Familie zu sein, und sei es nur für kurze Zeit, muss Mutti gezittert haben, als sie sah, wie ihr Heimatland sich verändert hatte und hielt

sich wohl mehr als einmal an ihrem neuen Ehemann fest. Auch vergoss sie wohl ein paar heimliche Tränen.

Das glückliche Paar kehrte dann nach England zurück und nahm dort das Landleben auf. Herta, so heißt es, ertrug die Neugier der Dorfbewohner und den nicht unbedingt herzlichen Empfang der Familie Arnold, die wohl nicht alle das junge deutsche Mädchen umstandslos als Teil der Familie anerkannten, so gleichmütig und taktvoll, wie man es sich nur wünschen konnte.

Mein Vater, Graham, jedoch lag seiner jungen Frau zu Füßen und überhäufte sie mit Glück und Freundlichkeit, was die Reserviertheit seiner Familie mehr als aufwog. Er war – der Lieblingsonkel Graham – vor allem bei den jungen Familienmitgliedern beliebt und ein angesehenener Bürger im Dorf, wo er sonntags in der Kirche Orgel spielte.

1935 kam auch Tante Irmay, Muttis ältere Schwester, nach England. Mein Vater unterstützte sie und verschaffte ihr bald eine zeitweilige Bleibe. Später muss sie die englische Staatsbürgerschaft angenommen und in London gelebt und gearbeitet haben. Während des Krieges trug sie das Ihre bei: Unter anderem verpackte sie Fallschirme für Flieger in einer Londoner Fabrik.

1937 kam meine Schwester, Jane Herta, zur Welt. Nach einer schweren Geburt stellten die stolzen Eltern das Baby der Familie vor.

1940 wurde Mutti zum zweiten Mal schwanger; mein Vater wollte, dass sie nach Kanada gehe, wo sie sicher wäre, da ein Einmarsch der Deutschen zu jener Zeit sehr wahrscheinlich schien. Sie blieb jedoch an seiner Seite und im Januar 1941 kam ich zur Welt: Ein Kriegsbaby, ein Vierteljude noch dazu, so wurde ich in Cliff House geboren. Oft Johnny genannt, war der neue Arnold trotz des Kriegs ein fröhliches Kind, lachte und tat sich hervor, so viel er konnte.

Das jüngste Kind kam im Juli 1943 ebenfalls in Cliff House zur Welt. Mein Bruder hieß Anthony Peter, wurde aber stets nur Peter gerufen bzw. in US-amerikanischer Aussprache „Peder“, da er schon seit Langem in den Staaten lebt. Auch er war ein glückliches Kind und hatte von früh an in seinem Kinderwagen ein Dauerlächeln im Gesicht. Peter hatte dunkle, lockige Haare, im Gegensatz zu Johnny, der blond gelockt war. Der Krieg forderte von allen seinen Tribut, sogar in Wickwar. Tante Irmay kam am Wochenende zu Besuch, um den Bombenangriffen auf London zu entgehen. Auf alten Schmalfilmen sieht man deutlich, wie Graham zu jener Zeit alterte: Seine junge Frau, die drei Kinder, sechs Kriegsjahre samt Luftangriffen, Flüchtlingskinder; all dies machte sich bei ihm bemerkbar, wie auch bei meiner Mutter.

Heidelberg 1949

Der zweite Weltkrieg endete schließlich 1945 und es folgte eine relativ ruhige Zeit. Graham Halsey Arnold, der jetzt auf die Achtzig zuzuging, baute gesundheitlich ab, wurde schwach und starb noch in diesem Jahr. Er ließ die verwitwete Herta mit den drei Kindern zurück.

Zurück ins Heidelberg des Jahres 1949. Es muss in den Osterferien gewesen sein, sonst hätte man mich wohl nicht aus der Schule fortgelassen – mir jedenfalls war es recht. Ein reizendes Fotoalbum mit Aufnahmen der Reise nach Heidelberg ist lange

verloren gegangen, was mehr als schade ist. Es war wohl Frühling: In Heidelberg, der wärmsten Stadt Deutschlands, wie man sagt, blühten die Bäume.

So kurz nach dem Krieg war das Reisen umständlich und das Militär überall präsent. Zahlreiche Checkpoints und Passkontrollen bedeuteten Überwachung auf Schritt und Tritt. Mutti, erinnere ich mich, erledigte alles ruhig und mit eindrucksvoller Stimme. Endlich war sie zurück in ihrem Heimatland und trotz der Besatzungsmächte brachte sie uns schnell voran. Vermutlich spielten ihr Charme, ihr Aussehen und ihr bestimmtes Auftreten dabei eine Rolle: Meine Mutter in ihrem Element.



Sean Arnold im Alter von 12 Jahren, 1953 (Foto: Privat)

Als wir in Mannheim ankamen, sah ich, dass der Bahnhof bis zur Unkenntlichkeit zerbombt worden war. Nur ein Gleis und ein Bahnsteig waren für den Zugverkehr geöffnet. Überall lagen noch vier Jahre nach Kriegsende die Zeichen der Zerstörung herum, rostige, verbogene Eisenträger, kaputte Lokomotiven, die umgekippt auf der Seite lagen und absurderweise noch Dampf aus ihren Innereien bliesen. Auf dem Bahnsteig sah ich zum ersten Mal wirklich die Deutschen: zuerst Bahnarbeiter, die seltsam geformte Holzgeräte in der Hand hielten, die oben abgerundet waren, vermutlich, um damit den Lokführern Signale zu geben. Rauch, Lärm, Pfeifen, deutsche Laute. Dann sah ich Kinder wie mich, aber in Lederhosen und langen weißen Socken, die jedem etwas anzudrehen oder abzuhandeln versuchten. Es war ein furchtbarer Anblick und ich fühlte mich ihnen überlegen.

Der Zug konnte sich nicht entscheiden, ob er abfahren oder im Bahnhof bleiben wollte und blieb eine Ewigkeit lang stehen. Ich hatte beste Sicht auf alles, was vor dem Fenster geschah. Die Deutschen hatten alle denselben niedergeschlagenen Ausdruck im Gesicht. Obwohl ich erst acht Jahre war, merkte ich es. Später wurde mir klar, dass auch Selbstmitleid in ihre Mienen gemischt war. Ihre Kleidung, ihre Art, sich zu bewegen, alles verriet die Niederlage. Wir hatten den Krieg definitiv gewonnen, dessen war ich sicher.

Auf einmal erregte ein dunkelgrüner Lastwagen der US-Armee mit einem großen Stern auf der Tür meine Aufmerksamkeit. Mein Puls raste. Die Deutschen fuhren seltsam aussehende alte Autos und jämmerliche dreirädrige Lastwagen in trüben Farben, wenn sie nicht überhaupt nur Karren hinter sich herzogen. Dies war etwas anderes: ein Studebaker! Ein Ford Sedan! Und in welch fröhlichen Farben, sogar in Gelb.

Die amerikanische Besatzungszone! Zwischen all den bunt gemischten Gefährten sah ich Trambahnen mit zwei oder drei angehängten Wagen, die sich weder um den sonstigen Verkehr noch um Fußgänger zu kümmern schienen. Die Gleise, schimmernd wie dahinfließende Eisenströme, waren leicht überquert und Johnny wurde immer aufgeregter: Amerikanische Autos und Lastwagen, viel moderner als bei uns in England, wie ich sie bisher nur im Kino gesehen hatte – hier waren sie echt! Amerikanische Soldaten, Fahrzeuge, Jeeps, Transporter mit Zwillingrädern hinten und doppelter Bereifung. Und es würde noch besser werden, da war ich sicher. Schau, Mutti, schau! Ich bebte vor Erregung, mittlerweile nah an der Hysterie – umsonst jedoch, da die Mutter kaum aufsah.

Verständlicherweise war sie in Gedanken woanders. Denn auf einmal waren wir da: der Heidelberger Hauptbahnhof. Mühsam kletterten wir aus dem Wagen auf den niedrigen Bahnsteig, der ungefähr so hoch war wie bei uns die Gehwege. Durch den Dampf und das Pfeifen, durch den Lärm und die neuen Gerüche, die mir in die Nase stiegen, hielt Mutti nach bekannten Gesichtern Ausschau.

Und da waren sie. Geisterhaft erschienen aus dem Rauch und dem Lärm des Zuges vier Gestalten. Da war Oma und da neben ihr musste „Opa“ sein, zwei ältere Damen waren bei ihnen, alle in ihren besten Mänteln und Hüten, um Herta und ihren Sohn aus England zu begrüßen. Mutti warf sich ihnen in die Arme.

Ohne Vorwarnung wurde ich an eine fremde Brust gedrückt, eingehüllt in den Geruch von Mottenkugeln, von Pelzkragen gekitzelt, umarmt, geküsst und bestürmt von den lauten Stimmen und tränenerstickten Ausrufen der neuen Verwandten. Ich kriegte kaum Luft. Oma rief voll Freude: „Das ist Tante Leni! Und das Tante Margarete.“ Küsse und Umarmungen auf ein Neues – Hilfe!

Außerhalb des Gewühls, wartend, dass er an die Reihe komme, stand der einzige, der nicht außer sich war, den ich in den folgenden Tagen kennen und mögen lernte: Die Rede ist natürlich von Walter Petters, der berühmte Stiefvater. Dies war also „Opa“, der, als er den kleinen Jungen so hilflos in den Fängen überschäumender weiblicher Freude sah, die Gruppe schnell zu einem Taxi geleitete. Danke für die Rettung, Opa! Alle ließen sich los und kletterten an Bord.

Granny

Wir fuhren über die Neue Brücke zur Neuenheimer Landstraße. Aus dem Fenster sah ich blau-weiße Straßenbahnen, US-Lastwagen und jede Art Gefährt vorbeiflitzen. Unter mir der Neckar, der voll war von Lastkähnen, beladen oder leer, dazu kleine Boote, die Leute von hüben nach drüben beförderten. Alles war so aufregend.

Als nächstes erinnere ich mich an den schwarz-weiß gekachelten Boden vor Omas und Opas Wohnungstür in der Neuenheimer Landstraße 72. Wir mussten vorher steile Treppen gestiegen sein, die von der Straße und einem großen Eisentor hier hinaufführten. Der Eingang des großen Hauses, dessen Front auf den Neckar sah, befand sich an der Seite. Damals bewohnten die Großeltern nur ein Stockwerk, obwohl ihnen ehemals das ganze Haus gehört hatte. Unter Hitler waren alle gezwungen worden, in kleineren Wohnungen zu leben und dies blieb nach dem Krieg so. Die anderen Bewohner des Hauses bekam ich nicht zu Gesicht.

Jahre später erzählte Mutti mir, dass die Amerikaner alle großen Anwesen und die besten Häuser am Flussufer und sonst wo für ihre Führungsriege beschlagnahmt hatten und dass eines Tages, kurz nach Kriegsende, als die amerikanischen Besatzungskräfte bereits in der Stadt waren, zwei junge Offiziere, ein Brite und ein Amerikaner, bei Oma aufgekreuzt waren und Papiere vorzeigten, die sie autorisierten, die Wohnung zu übernehmen. Sie schien auf sie gewartet zu haben, ließ sie ein und bewirtete sie mit Tee und Kaffee, den sie aus ihrem besten Porzellan servierte, gekauft 1912 bei Harrod's in London.

In ihrem makellosen Englisch erklärte Sophie den jungen Offizieren, sie sei schon immer auf ihrer Seite gewesen und habe darüber hinaus zwei Töchter und drei Enkelkinder in England. Ihre Gastfreundschaft bezauberte die zwei jungen Sieger und Besatzer. Sie erkannten eine Verbündete in ihr und zerrissen die Requisitionspapiere: Sophie Petters, vormals glühende Anhängerin Hitlers, deren Ehemann ein ehemaliger Anwalt im Stab Hermann Görings war und zu der Zeit immer noch vermisst wurde, durfte ihr Heim behalten.

Diese Dreistigkeit zog ihr vermutlich den Zorn anderer Hausbesitzer zu, für die es weniger glimpflich abgelaufen war. Aber Oma ließ sich nie unterkriegen und ihr Mezzosopran zusammen mit ihrer imposanten Erscheinung erledigte Kellner, die es beim Service nur an einer Kleinigkeit fehlen ließen, mit einem Laut oder Blick. Zwei noch grüne Besatzungsoffiziere waren leichtes Spiel für sie.

Neuenheimer Landstraße 72

Hier eine Kostprobe von der Wohnung der Großeltern: Ich mochte sie sofort, trotz ihrer Enge und der schweren teutonischen Holzmöbel. Es gab einen runden Esstisch mit einer fransigen Chenilledecke, die sich gut anfühlte, einen Balkon auf die Straße vor dem Haus und den Fluss und wenn man sich ein wenig hinauslehnte, sah man sogar das Schloss: die herrliche alte Ruine, die wir bald erkunden würden.

An der Rückseite der Wohnung, beim Schlafzimmer der Großeltern, stand ein Metalltor, wie man es in alten Aufzügen sieht, das dort offensichtlich als Sicherung angebracht war. Geöffnet, gab es eine Glastür frei, die zu einem in Stufen angelegten Garten führte. Pfade wanden sich seine Steigung hinauf, dazwischen standen seltsame Pflanzen, die ich nie zuvor gesehen hatte. Es gab keinen Rasen, wie wir ihn kannten.

Kurz nach unserer Ankunft hieß Oma uns an dem runden Tisch auf der Terrasse niedersitzen. Aufgeregt warteten wir, dass Anna, das Hausmädchen, Tee und Kuchen und Saft für mich brächte – sehr gemütlich! „Opa“ rauchte eine Zigarre in ei-

ner Spitze. Ab und zu sprach er leise in seiner Sprache und häufig lächelte er mich freundlich an. Ich fühlte mich sehr zu ihm hingezogen. Er hatte einen wundervoll geformten Kopf mit weißem, dünner werdendem Haar, zottigen Augenbrauen und trug gewöhnlich eine Fliege. Manchmal trug er komische Hosen, „knickerbocker“, wie wir sie nennen.

„Opa“ schien äußerst elegant, obwohl seine Kleider abgetragen waren. Ihn umgab eine Aura des Geheimnisvollen, vor allem da er kein Wort Englisch sprach. Die von einem Duell herrührende Narbe in Form eines Fragezeichens, das sich vom Mund abwärts wölbte, trug ebenfalls dazu bei. Diese Narbe hatte er aus Studententagen an der Universität Heidelberg. Ich erinnere mich, dass man mir einige Fotos seiner Verwundung zeigte, die er den studentischen Gebräuchen jener Tage verdankte. Er war übrigens in den letzten Monaten des Krieges verschwunden. Er kehrte erst 1946 nach Heidelberg zurück, gekleidet wie ein Hilfsarbeiter auf einem Bauernhof. Da ich erst spät von dieser Angelegenheit erfahren habe, konnte ich von Mutti keine weiteren Informationen über diese Zeit einholen. Wie es aussieht, war auch sie nicht weiter eingeweiht worden.

Granny, das erinnere ich sehr gut, war oft schwarz gekleidet und hatte die Statur einer Operndiva. Sie hatte dunkelbraunes, nicht graues Haar, und immer trug sie einen Knoten, außerdem verließ sie das Haus niemals, ohne einen Hut aufzusetzen. Ihre Goldkronen blitzten auf, wenn sie lachte. Sie war liebenswürdig und kochte allerlei gutes Essen für uns. Ich erinnere mich an den leckeren Pflaumenkuchen mit „cream“. Und dann den durstlöschenden Apfelsaft!

Wir machten auch Flussfahrten bis nach Neckargemünd, fuhren dann unter der Alten Brücke hindurch; diese hatten die Nazis gesprengt, um die voranschreitenden Amerikaner zu stoppen. Sie war erst kürzlich wiederaufgebaut worden, wenn ich das richtig erinnere. Man konnte nun, im Kontrast zur alten, die neue gewölbte Backsteinarchitektur erkennen. Auch das Schloss war unglaublich aufregend, dann die Geschichte von Perkeo und dem Großen Fass natürlich. Es heißt, dass Perkeo, obwohl er all das darin enthaltene Bier gänzlich ausgetrunken hatte, weiterhin auf beiden Füßen stehen konnte.

Wir gingen mit der Seilbahn zum Königsstuhl. Die Aussicht auf Heidelberg, wenn wir dann mit dem Wagen wieder zurückfahren, war atemberaubend. Granny und Grandpa waren bestimmt erschöpft von meiner nicht endenden Fragerei, meinen vielen Wünschen, sie ließen es sich aber nicht anmerken. Sie waren einfach glücklich darüber, dass sie ihr Enkelkind und seine Mutti nach mehr als zehn Jahren wieder bei sich haben konnten.

Auch erinnere ich mich an Anna, das Dienstmädchen, das uns am ersten Tag begrüßte. Sie musste immerzu lachen, insbesondere dann, wenn sie mich sah! Vielleicht drückte sie nur ihre Freude aus, jedenfalls sprach sie kein Wort Englisch. Ich frage mich, ob sie all die Kriegsjahre bei Sophie geblieben war. Wahrscheinlich ja.

Anna eilte von der Küche ins Esszimmer mit Tellern und stürmischem Gelächter. Es war sehr lustig, wenn auch etwas ablenkend. Ich sehe ihr kicherndes Gesicht heute noch vor mir. Uns besuchte auch Dorle, Grandpas Nichte, deren Augen sehr nah aneinander lagen und die erstaunlich dunkles Haar hatte. Sie hatte eine eher hervorstehende Nase. Auch sie kicherte viel, und sie war ungefähr 18 Jahre alt. Sie

sprach kein Englisch, ebenso wenig ihre Mutter. Dafür brachten sie mir viele Geschenke mit!

Mutti hatte Dorle zuletzt als Kind erlebt, damals bei ihrer letzten Deutschlandreise 1938, als sie ihre jüdische Großmutter in Berlin besuchte und auch in Heidelberg der Familie einen Besuch abstattete. Ein sehr gewagtes Vorhaben. Graham wollte nicht, dass sie alleine nach Deutschland reiste, der Krieg konnte ja jederzeit ausbrechen. Herta aber befürchtete, sie würde ihre immer älter werdende Großmutter nicht mehr sehen. Die alleinlebende Witwe Anna (so ihr Name) sollte die NS-Gewalt am eigenen Leibe erfahren.

Als Mutti damals von Berlin aus den Zug nach Hamburg nahm, um dort eine Fähre nach England zu erwischen, kam sie mit einem, wie sie betonte, charmanten jungen Mann ins Gespräch. Als sie in Hamburg ankamen, packte sie dieser dezidiert am Arm; er hätte da noch einige Fragen. Ein Mann von der Gestapo! Mehrere Stunden lang wurde sie verhört. Warum hatte sie einen britischen Pass, obwohl sie ja offenbar eine Deutsche war? So ging das stundenlang und die Stimmung war ziemlich aufgeheizt, Mutti konnte sich nur noch helfen, indem sie nach der Britischen Botschaft verlangte.

Während dieser Zeit war es üblich, dass Spione in das Reich eingeschleust wurden; die Deutschen dachten wohl, Herta sei zu diesem Zweck in Deutschland auf Reisen gewesen. Sie ließ nicht durchblicken, dass sie jüdisch war, aber auch wenn, die Gestapo hätte sie so oder so nicht anrühren dürfen. Sie forderte ihren Pass und ihre Fahrkarten zurück. Und in der Tat, da der Deutschen Machtbefugnis hier endete, ließen sie sie gehen. Am späteren Abend erhielt sie dann von dem jungen Offizier der Gestapo, der sie verhaftet hatte, eine Einladung zum Abendessen.

Jahre später, als wir den Film „Holocaust“ in Berlin filmten (ich, der Schauspieler geworden war, spielte einen NS-Offizier), erzählte ich diese Geschichte einer Schauspielerin, die die Mutter eines angeblich jüdischen Mädchens verkörperte (übrigens gespielt von einer sehr jungen Meryl Streep). Sie wollte wissen, ob Mutti die Einladung angenommen hatte. Ich glaube ja. Aber die Erinnerung kann einem Streiche spielen. Wie es auch immer war, ich kann meinen armen Daddy Arnold gut verstehen, der zuhause wartete und voller Sorgen war. Anna, Muttis Großmutter, hatte Glück und konnte 1939, bevor die Kriegshandlungen begannen, nach Bern flüchten.

Die ganze Arnold Familie machte 1950, als wir auf dem Weg in die Schweiz waren, einen Abstecher nach Heidelberg. Ich erinnere mich aber nicht mehr an diesen kurzen Besuch. Auch 1951 waren wir dort, das Jahr, als meine Mutter unklugerweise erneut heiratete. Zu dieser Zeit sah ich Tante Irmay sehr oft. Sie hatte mich aus England gelockt, damit ich bei der Heirat meiner Mutter in Falmouth nicht dabei war. Zuerst gingen wir beide zusammen an den Bodensee, später dann mit der gesamten Familie nach Heidelberg.

Als wir in Falmouth lebten, kamen uns die Großeltern in Nr. 6, Sea View Road besuchen; ein fürchterliches Zweifamilienhaus mit einer phantastischen Aussicht auf das Meer. Mit Großvater ging ich an den Gyllingvase Strand schwimmen. Er trug einen altmodischen einteiligen Badeanzug mit Schwimmkappe! Ich trug draufgängerische Shorts, bien sûr. Ansonsten erinnere ich mich nicht an sehr viel während ihres Besuchs, leider. Mutti hat mir Jahre später erzählt, dass ihre Mutter, als sie

nach Falmouth kam, von ihr verlangte, sie, Mutti, solle die Möbel im Haus nach dem Geschmack Großmutter umstellen. Wie absurd.

Großmutter hatte sich auch zur Gewohnheit gemacht, mir nichts dir nichts Komponisten und Forscher nach Falmouth zu schicken. Wolfgang Fortner, der bekannte Heidelberger Komponist und Dirigent war unter ihnen, ebenso saßen mit uns am Esstisch auch Vater und Tochter, die mit dem Segelschiff Thor Heyerdahl die Welt umsegeln wollten. Sie ertranken bei den Azoren.

Der Besuch 1953

1953 war ich zwölf Jahre alt und „erstaunlich weit für mein Alter“. Ich rauchte Players Zigaretten, die ich aus Muttis Zigarettenschachtel hatte mitgehen lassen; ich gelte mir das Haar nach hinten, trug Jeans, die man mir aus Kanada geschickt hatte, ein rotes T-Shirt, und war stolzer Besitzer eines roten, chromblitzenden Raleigh-Fahrrads. Ich war ein coming man. Ich wurde sogar zum Aufsichtsschüler ernannt. Die Freude darüber währte aber kurz; mir wurde das „Abzeichen“ entzogen, weil ich mich angeblich wie ein Rotzbengel verhalten haben soll – das stimmte nicht, hart bestraft wurde ich trotzdem. In den trostlosen 1950er Jahren entschieden die Unterdrücker zwangsläufig über die Gerechtigkeit, für gewöhnlich waren das die Eltern, der Schulleiter oder einige ältere Fieslinge in der Schule.

Der aufkommende Narzissmus in mir half mir, mich an all das zu gewöhnen; in Tagträumen malte ich mir ein Leben aus, das geprägt war von amerikanischen Straßenkreuzern, vor allem aber von Piraten und Cowboys. Ich war im Besitz, das muss hier erwähnt werden, eines Dreispitzes, eines unwiderstehlichen Entermessers, von Siebenmeilenstiefeln (alte nach unten gerollte Wellingtons, also Gummistiefel), und wenn ich die Gegend durchstreifte, hatte ich stets einen sechsschüssigen Revolver inkl. Pistolenhalter bei mir und einen Stetsonhut an, der selbst einen Tom Mix (fragen Sie ihre Suchmaschine, wenn Sie ihn nicht kennen) neidisch hätte machen müssen. Ich wurde in der Beacon Park Road, wo wir neu hingezogen waren, zu einem großen Star. Nur schien dies niemanden im zerbombten und sterbenslangweiligen Plymouth zu interessieren.

In dieser geistlosen und düsteren Stadt lebten wir nun, weil der Stiefvater eine Arbeit brauchte. Peter, mein jüngerer Bruder, und ich wurden ins Internat geschickt. Diese sogenannten Lernakademien waren dünn gesät – und Mutti weinte jedes Mal, wenn wir bei Semesteranfang in dieses Drecksloch von Schule zurückkehren mussten.

Aber Rettung kam von Seiten der Großeltern. Ich durfte meine Sommerferien 1953 bei ihnen in Heidelberg verbringen. Gab es etwas Aufregenderes? Ich war ganz besessen von all den US-Lastwagen, den Autos im Überfluss und allem, was amerikanisch war. Nun gut, Piraten waren zwar nicht Amerikaner. Sie waren aber die Ausnahme.

Ich muss alleine nach Deutschland geflogen sein, ich kann mich nicht erinnern. Ich kam jedenfalls gut an und wurde sehr herzlich von meiner Großmutter und meinem „Opa“ empfangen. Sie hatten einiges zu meiner Unterhaltung organisiert. Etwa war da Herr Passmann, der mir seine große Briefmarkensammlung zeigte, in seinem

Haus oben am Hügel, dann die deutschen Kinder, die in meinem Alter waren, mit denen ich spielen konnte. Ich musste damals immer meine Schulweste tragen und die graue kurze Hose, wenn wir Freunde der Familie besuchten. Ansonsten trug ich aber Jeans und T-Shirt. Zwar trugen die deutschen Jungs, die gerne die Amerikaner nachahmten, auch Jeans und Shirt, oft aber auch Lederhosen und weiße Socken bis zu ihren Knien!

Das Parteiabzeichen

Auch erinnere ich sehr gut, wie ich mit „Opa“ auf einer Bank oben am Philosophenweg saß, und wie wir leise zwischen den Bäumen hindurchschauend auf den unten fließenden Neckar blickten. Mit Philosophie hatte ich natürlich nichts am Hut, welcher Cowboy-Star, welcher Pirat hätte auch Nietzsche oder Hegel oder schlimmer: Heidegger gelesen?

Heute frage ich mich natürlich, worüber der liebe Walter wohl damals, als er neben mir saß, gegrübelt haben mochte. Vielleicht dachte er an seine Vergangenheit. An seine Zeit, als er als Pilot im Ersten Weltkrieg gegen die Briten kämpfte. Und hier saß nun ein kleiner englischer Junge neben ihm, das Kind eines vorherigen Feindes. Welche Gedanken schwirrten in seinem Kopf und ließen ihm die Stirn runzeln? Oder verfluchte er die schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit, da er als Major Walter Petters den gleichen Feind bekämpfte? Bei Ausbruch des Krieges hatte er, wie andere Veteranen auch, einen Einberufungsbescheid erhalten und war der Luftwaffe beigetreten.

Reichsminister Göring benötigte kluge Köpfe, daher wurde Landgerichtsrat Dr. Walter Petters in das Reichsfluchtministerium in der Wilhelmstraße einberufen, wo er, soweit ich weiß, zusammen mit anderen NS-Juristen während der gesamten Kriegsdauer verblieb. War Walter also der Partei beigetreten? Wie sehr identifizierte er sich mit der NS-Ideologie? Quälende Fragen. Zwar weiß ich, dass Sophie den „Führer“ sehr verehrte, aber niemals hörte ich damals jemanden sagen, dass der liebevolle, sanft lächelnde „Opa“ ihm verfallen gewesen sei. Klar ist, dass er wohl oder übel der Partei beigetreten sein muss, arbeitete er doch unmittelbar für den Reichsminister – das Leben wäre sonst um einiges schwieriger gewesen für ihn.

Unter den Auspizien der Selbstgleichschaltung wurden alle praktizierenden Juristen in NS-Rechtswahrerbünde aufgeteilt, die sogenannten Ehrengerichte (was für ein Name für eine Institution des Dritten Reichs!), und man stattete sie mit großer Disziplinargewalt aus. Walter konnte, da wo er war, dem allem sicherlich nicht entfliehen. „Grandpa“ war gut darin, sich anzupassen und sich nichts anmerken zu lassen. Aber all diese Gräueltaten, die er über die Jahre hat mitbekommen müssen, können ihn, ein Mann des Gewissens, nicht kalt gelassen haben. Es muss ihm schmerzlich gefallen sein, sich selbst zu ertragen. Welche Art von Geschäft er mit seinen früheren Fliegerkumpanen eingegangen war, dem wohl berühmtesten Architekt des NS-Grauens, leider, man weiß es nicht.

Wer weiß, vielleicht hat „Opa“ aber damals, wie er da so neben mir saß, über die Ewigkeit nachgedacht, über die metaphysische Suche nach Gut und Böse, nach

der göttlichen Wahrheit und Gott selbst? Ich weiß es nicht. „Grandpa“ prägte mir ein, später ein guter Mensch zu sein, ehrenhaft und tiefgründig. Wie tief hatte ihn aber diese Schreckenszeit in seinem Land getroffen? War also Walter ein verdorbener Mensch, und unfähig, ja gar unwillig vielleicht, sich gegen all das Leiden zu erheben, das seine Heimat ab 1933 befallen sollte? Walter konnte von der Niederlage und der Demütigung nach 1918 nicht unberührt geblieben sein, insbesondere nachdem er vom Schlachtfeld als freigelassener Kriegsgefangener zurückgekehrt war und sah, wie das Vaterland in seinem Streben zur Weltmacht versagt hatte, stattdessen nun den siegreichen Alliierten ausgeliefert war.

Ich kann mir nur zu gut vorstellen, wie deprimiert Walter gewesen sein muss. Es ist nicht abwegig, dass er, als er in sein besiegtes Heimatland zurückkehrte, dort oben am Philosophenweg auf der Bank saß und bedrückt über all dies nachdachte. Aber zur rechten Zeit muss dann ein unerwartetes Zeichen gekommen sein, und er griff, wahrscheinlich ohne groß zu zögern, nach der zeichengebenden Hand des ehemaligen Befehlshabers des Richthofen-Geschwaders. Dabei handelte es sich um niemanden andern als seinen alten Kumpel und ehemaligen Hauptmann Hermann Göring, nun zweiter Mann im Dritten Reich, der hinterhältige Pläne schmiedete und bereits beachtliche Macht erlangt hatte. Walter, der glaubte, das Schicksal meine es gut mit ihm, biss an und schloss sich Göring an. Alle Gedanken an die erlittene Niederlage lagen nun hinter ihm. Egal was geschehen würde, zumindest würde er seine alten Fliegerkumpanen wiedersehen!

Walter muss den alten Schlawiner Hermann gemocht haben, auch wenn er von seiner Morphiumabhängigkeit, seiner enormen Gier nach Reichtum und Macht, die ihn korrumpierte, etwas mitbekommen haben musste. Kann natürlich sein, dass Walter wegen seiner partiellen Schwerhörigkeit diese Geschichten nicht richtig verstanden hat; wichtig noch, er hatte scharfsinnig erkannt, dass Göring seine Erfahrung als Jurist benötigte. Hier tauchen wieder die gleichen Fragen auf: der Partei beitreten? Sehr wahrscheinlich lautete die Antwort: ja.

Leider habe ich keine Daten zur Verfügung, und man weiß nicht, was „Grandpa“ zwischen 1933 und dem Ende der NS-Herrschaft getrieben hat. Nichts, das ich über Walters Leben in diesen Jahren hier mitteilen könnte. Und selbst der Rest seines Lebens war bedeckt von einem geheimnisvollen Schleier (soweit dies meine Familie betraf). Wie es scheint, wird sich dies auch nicht ändern. Wenn es nur irgendwelche Hinweise gäbe. Ich kann nur mutmaßen.

Eine kleine mögliche Spur gibt es. 1953, ich war in Heidelberg zu Besuch. Ein heißer Nachmittag an der Neuenheimer Landstraße, nachdem wir zu Mittag gegessen hatten. Nun, dass das hier nicht untergeht, alles, was ich in den vorherigen Absätzen an Vermutungen geäußert habe, sind eben genau das: Vermutungen. 1953, ich war zwölf Jahre alt und hatte keine Ahnung von NS-Großeltern an der Neuenheimer Landstraße. Das ist ziemlich klar, natürlich.

An diesem Nachmittag war ich alleine in meinem Zimmer, ich sollte nach dem Mittagessen einen Mittagsschlaf halten. Ich aber schlich mich auf Zehenspitzen an den Großeltern vorbei, die in ihren Betten lagen, schwarze Schlafbrillen trugen und ihr Nachmittagsschläfchen hielten. Mir hatte man gesagt, ich solle so leise sein wie die sprichwörtliche Kirchenmaus. Ich wäre viel lieber draußen am Neckarufer her-

umgerannt. Aber in meinem Zimmer sollte ich bleiben – und zwar bis zur „tea time“!

Es war ziemlich stickig im Zimmer. Ich stand auf, zog die schweren Vorhänge auf und vor mir lag ein kleines mit gewaltigen Möbelstücken eingerichtetes Arbeitszimmer. Dort stand Walters Schreibtisch. Ich näherte mich, setzte mich an den Tisch – der gleich neben dem Klavier stand. Bei solchen beengten Platzverhältnissen haben wir Engländer ein Sprichwort: „no room to swing a cat“. Zugegeben, ich konnte nicht widerstehen und öffnete eine Schublade. Ich wollte wissen, was sich darin befand. Mir schlug das Herz bis zum Halse vor lauter Schuldgefühlen. Was, wenn jemand die Tür öffnen und mich auf frischer Tat ertappen würde? Ich wäre natürlich in der Klemme gewesen.

Meine kleinen Finger fanden Stifte, Zigarrenspitzen, Münzen, viel Krimskrams – und dann hob ich etwas auf, das aussah wie ein Knopf. Ich hielt es gegen das Licht. Ein Abzeichen der NSDAP! Kein Zweifel. Schwarz und rot, wie ich mich erinnere, mit der Swastika in der Mitte. Damals war das für mich allerdings nicht mehr als ein kurioser Gegenstand, und mit zwölf war mir der Gedanke, „Grandpa“ könne ein Nazi sein, sehr fremd.

Ich hatte meine Mutter das Wort sagen hören, was es bedeutete, hatte ich nicht verstanden. Mein Interesse war nicht groß, ich fragte auch nicht nach. Ich spürte aber, dass es eines war, das Kinder nichts anging und worüber man auch nicht weiter nachfragen sollte. Oder imaginiere ich das jetzt nur? Ich muss das Abzeichen zurückgelegt und es mit keinem Wort erwähnt haben. Ich war froh darüber, dass man mich nicht dabei erwischt hatte, wie ich in anderer Eigentum schnüffelte.

An einem anderen Tag, als ich mit „Grandpa“ am Neckar entlang spazierte, hielt er kurz an und sprach mit einem gewissen Herrn Stein, einem einbeinigen ehemaligen Luftwaffen-Piloten, der sich mehr schlecht als recht seinen Lebensunterhalt verdiente, indem er den gelegentlichen vorbeilaufenden Passanten Pedalboote vermietete. Ich wurde vorgestellt und Herr Stein, der beispielhaft versuchte, das Verhältnis zum ehemaligen Feind zu bessern, schlug mir vor, wenn ich das wünschte, sein Assistent zu sein.

Ich war unsicher, ob ich von irgendeinem Nutzen sein würde, aber auch sehr gespannt. Ich nehme an, dass „Grandpa“ sich erst mit Oma besprach, aber nach einem Tag oder so, hatte ich den Job. Wenn ich mich recht entsinne, hat das jedoch nicht lange angehalten. Ich hoffe aber, ich konnte eine Kleinigkeit für die deutsch-britische Annäherung tun. Er faszinierte mich, dieser einbeinige Ex-Flieger. Wie viele Spitfire hatte er von seiner ME 109 abgeschossen? Und welcher unserer Piloten hatte ihn erwischt?

Spielkameraden

Granny glaubte wahrscheinlich, dass ich Ansporn seitens einer Englisch sprechenden Person benötigte, daher hatte sie, die gute Kontakte unter den US-Streitkräften hatte, ein Treffen mit dem aus Philadelphia stammenden Henry Clark im Haus seiner Eltern arrangiert, das übrigens ganz offensichtlich bei Beginn der Besetzung beschlagnahmt worden war. An das Haus erinnere ich mich überhaupt nicht mehr, nur

an Henry Clark, der in meinem Alter war und mit dem ich mich ziemlich gut verstanden habe.

Henry hatte die wohl tollsten Spielzeuge, die ich je gesehen hatte und er trug einen Bürstenhaarschnitt. Ich hatte mich tatsächlich den Amis angeschlossen; vielleicht würden sie mich adoptieren und ich könnte US-Amerikaner werden – aber das habe ich wahrscheinlich nicht wirklich geglaubt. Sicher ist, dass ich gerne mit Henry zusammen war. Bei einem unserer Abenteuer machten Henry und ich uns auf den Weg in die Wälder nahe Neckargemünd, die wir erkunden wollten. Ich wette, ich musste Granny überzeugen, mich gehen zu lassen, und ja, in der Tat gab es Grund dazu, sich Sorgen zu machen, denn wir verirrt uns.

Der Nachmittag zog sich hin, die Sonne ging unter und es wurde Abend. Wir beide waren besorgt, da wir keine Ahnung hatten, wo wir waren. Den Fluss hatten wir weit hinter uns gelassen und wir befanden uns irgendwo tief in den Wäldern, wo wir das Hinterland durchkämmten. Wie sollten wir den Weg zurück finden? Inzwischen waren wir weit weg von Heidelberg. Granny muss sich große Sorgen gemacht haben, ebenso Henrys Eltern.

Nun, kann sein, dass mich die Pfandfinder nicht mehr haben wollten, weil ich als 7-Jähriger auf dem Rasen Ketten aus Gänseblümchen bildete. Jetzt kamen aber meine natürlichen Führungsqualitäten und meine Fähigkeit, gute Entscheidungen zu treffen, zum Vorschein. Das unter uns: Ich wäre sehr erfolgreich gewesen in der Hitlerjugend. Warum?

Ich hatte eine Spürnase, buchstäblich. Denn ich roch aus der Ferne den Duft von Schokolade! Das bedeutete, dass es dort jemanden geben musste, der zur Hilfe eilen konnte. Henry, der, wie ich annehme, einen solchen Geruchssinn nicht hatte wie dieser Pirat/Cowboy/US-Marinesoldat, der ich war, hielt von meinem Vorschlag nicht viel, da er aber nichts mehr zu verlieren hatte, folgte er mir tapfer durch den Wald hinunter, während ich immer mehr den Geruch von Schokolade aufnahm.

Und siehe da! Eine Schokoladenfabrik in der Nähe des Flusses! Ich hatte mich nicht geirrt, wir waren gerettet, das aber auf der falschen Seite des Neckars. Wir mussten 2–3 Kilometer am Fluss entlanglaufen, bis wir auf eine Brücke stießen, die wir überqueren und zu den Straßenbahnen gelangen konnten, die uns nach Hause bringen würden. Die Zeit verging. Die Großeltern mussten sich in der Zwischenzeit die Haare über mein Ausbleiben gerauft haben, und wahrscheinlich wünschten sie sich, mich niemals gefragt zu haben, meine Ferien bei ihnen zu verbringen. „Wie soll ich dir das sagen, Herta, mein Kind, wir haben deinen Sohn verloren?!“ Granny hatte sich sicher schon im Kopf passende Worte zurechtgelegt.

Wir überquerten die Brücke, rannten auf die andere Seite, wo Autos zu sehen waren, die zurück in die Stadt fuhren. Wir rannten so schnell, wie unsere müden Beine es uns erlaubten, zurück nach Heidelberg. Henry erklärte mir, dass er einen Pass hatte, um in eines der vorbeifahrenden US-Omnibuse zu steigen. Ich hoffte natürlich, dass man mich mitfahren lassen würde. Aber ach, die Antwort war: nein. Henry zeigte seinen Ausweis und sprang rasch auf. Ich war nun mal kein US-Amerikaner und durfte daher auch nicht mitfahren. Ich blieb zurück und musste den Weg zu Fuß gehen. Geld für die Straßenbahn hatte ich auch nicht.

Während die Tür des Omnibusses geschlossen wurde, rief ich Henry zu, er solle Großmutter sagen, dass es mir gut ginge und dass ich bald zurück sei. Ich kämpfte mich durch, fürchtete mich aber, wie sie reagieren würden.

Zu ihrer Erleichterung kam ich dann – Gott weiß mit wie viel Verspätung – zuhause an. Ärger gab es keinen, soweit ich mich erinnere. Die Großeltern waren froh, dass ich unverletzt war. Immerhin wurden weiterhin Angriffe der Werwolf-NS auf US-Kräfte gemeldet (und zwar, soweit ich weiß, in genau den Wäldern, in denen wir gespielt hatten). Ein englischer Pirat und ein Cowboy, was für eine Beute wären wir gewesen!

Eine weniger gefährliche Option war es, Henry ins Schwimmbad zu begleiten. Heidelberg, bekannt für sein Heilwasser in seinen Heilbädern, hatte ein wundervolles Schwimmbad, das aber nur das US-Personal nutzen durfte; Deutschen war der Zutritt verboten. Großmutter muss mit General Clark ein Arrangement getroffen haben, denn eines Morgens war es mir erlaubt, mit Henry schwimmen zu gehen. Ich hatte eine tolle Zeit und durfte zum ersten Mal in meinem Leben Hamburger essen und Cola trinken.

Als ich dann wieder nach Hause gehen sollte, war ich sehr traurig zu sehen, wie Großmutter, in ihrem schwarzen Kleid, das sie wie üblich trug, hinter dem hohen, das ganze Gebiet umgebenden Drahtzaun stand. Da es ihr nicht erlaubt war, diesseits des Zauns zu kommen, um mich abzuholen, musste sie draußen warten. Meine Erinnerung daran ist lebhaft, ich kann sie heute noch sehen, wie sie dort stand. Was Hitler getan hatte, wirkte immer noch nach – auch auf mich, den englischen Jungen.

Da war ich also, frei, genoss die Gastfreundschaft der US-Jungs, durfte schwimmen und hörte amerikanische Stimmen, während Großmutter, immer noch der Feind, draußen warten musste. Mir bot sich ein seltsames Bild, der sonst eher autoritären Großmutter war jetzt sogar verboten, mir ein Handtuch zu reichen; sie erschien mir gebrechlich.

Die deutsche Schuld

Eines der letzten Dinge während meines Besuchs 1953 an der Neuenheimer Landstraße, an die ich mich erinnere, ist die Ankunft eines Herrn Schmidt, wenn ich mich recht entsinne, ein Freund Walters, der ein Geschenk für mich mitgebracht hatte. Ein Buch, schon wieder. Wenn ich zurückschaue, ist es faszinierend, wie mir Menschen Bücher schenkten, als hätten sie gewusst, dass ich sie lieben würde – wie ich es heute tue. Das Buch war auf Englisch. Dieser Deutsche muss gemerkt haben, dass es für mich trotz meines jungen Alters wichtig war zu lesen. Das Buch war erst 1952 in England erschienen.

Herr Schmidt hatte das Buch vielleicht gelesen; vielleicht sprach er englisch. Ich weiß es nicht, ebenso wenig, ob Walter selbst das Buch gelesen hatte. Wenn ja, muss es ins Deutsche übersetzt worden sein. Ich wünschte, es wäre nicht übersetzt worden. Beide schienen sich geehrt (und das ist durchaus das rechte Wort) zu fühlen, dass mir dieses Geschenk gemacht wurde. Sie waren beide der Meinung, es handle sich um ein ausgezeichnetes Buch über den „Führer“, geschrieben von ei-

nem englischen Historiker. Eine sehr beeindruckende gebundene Ausgabe. In diesem Moment fühlte ich mich sehr erwachsen.

Die späteren Besuche in Heidelberg in den 50ern machten keinen besonderen Eindruck mehr auf mich. Großmutter starb ein Jahr nach meinem Besuch von 1953, der sich mir stark eingepägt hatte. Mutti kehrte pflichtbewusst zurück, um ihren Vati zu sehen, ich glaube sogar, bis ins Jahr, als er starb; das muss 1963 gewesen sein. Ich war inzwischen 21 und hatte ihn viele Jahre nicht mehr gesehen, seit der Kindheit. Ich weiß, dass Mutter ein Trost war für ihren Stiefvater, er freute sich stets über ihre Sommerbesuche in Heidelberg du Feine.

Eine letzte erwähnenswerte Sache. Mutti gab mir das Gefühl, dass sie, wenn sie Walter in Heidelberg besuchte, keine Frage stellen durfte über die Jahre zwischen 1933–1945. Keine Frage. Walter machte wohl genau das, was so viele Deutsche zu dieser Zeit machten, nämlich die NS-Gräueltaten zu leugnen. Kann aber auch sein, dass er sehr viel über diese tragischen Zeiten nachgedacht hatte und ihm nicht danach war, mit seiner Stieftochter Herta darüber zu sprechen, die diese besagten Jahre außerhalb Deutschlands gelebt hatte und vielleicht gar nicht verstand, welche Gedanken ihn quälten.

Ich stelle mir gerne vor, dass Walter Petters Karl Jaspers kurz nach dem Sturz des NS-Regimes an der Heidelberger Universität gehaltene Rede über die Frage nach der Deutschen Schuld gehört hat. Wenn er sie gehört hatte, hoffe ich, dass sich sein Gewissen geregt hat. Jaspers warnte seine Zuhörer davor, welche Gefahren das Schweigen barg: Selbst- und Realitätsverleugnung, falschen Stolz, die Unmöglichkeit, die im Dunkeln liegenden Geschehnisse aufzuklären, und damit einhergehend, würde ich sagen, den Verfall des Menschen überhaupt.

Aber ich will im Zweifel für den Angeklagten Walter sein. Er könnte auch einer dieser Deutschen gewesen sein, der hingesehen hat. Ist das nicht interessant? Auch wenn ich niemals eine Antwort auf diese Frage bekommen werde, würde ich doch gerne eines Tages wieder oben am Philosophenweg sitzen und über all das nachdenken.

Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Sean Arnold ist ein über England hinaus bekannter britischer Schauspieler. Seine markanteste Rolle war die des Chief-Inspectors Barney Crozier in der Kriminalserie „Jim Bergerac ermittelt“. Sean Arnold erinnert sich in dem vorstehenden Text an seine deutsch-jüdischen Wurzeln mütterlicherseits und an seine Besuche in Heidelberg in den Nachkriegsjahren.

Sean Arnold kennt seine eigene Familiengeschichte nur aus den Erzählungen seiner Mutter. Im Folgenden sollen ergänzende Informationen zur Herkunft und den Schicksalen der Familien Samuely, Oppenheimer und Petters mitgeteilt werden. Hauptquellen sind die Matrikel- und Adressbücher der Universität Heidelberg, die Adressbücher der Stadt Heidelberg sowie die Kataloge der Bibliotheken der Universitäten Heidelberg und Bern. Diese im Netz verfügbaren Angaben sind im Folgenden nicht im Einzelnen belegt. Insgesamt stellt sich heraus, dass die genannten Familien

viel enger mit Heidelberg verbunden sind, als es Sean Arnold bei der Abfassung seiner Geschichte bewusst war.

1. Die Samuelys

Adolf Samuely (1834–1881), Seans Urgroßvater, immatrikulierte sich am 25. April 1863 als Medizinstudent an der Universität Heidelberg. Als Geburtsort gab er Rozdol an, damals im zu Österreich gehörenden Galizien, heute Ukraine. Der Vater war 1863 Großhändler in Jägerndorf, Böhmen, heute Krnov, Tschechien. Die Religion war jüdisch. In den folgenden Semestern wird weiterhin Galizien als Herkunft angegeben, nur im Sommersemester 1865 heißt es „[Buda]pesth“. Es hat den Anschein, als handle es sich bei der Erzählung vom ungarischen Ursprung um eine Art Familienlegende; sicher zu klären ist das aber nicht.

Adolf studierte tatsächlich Jura und schloss sein Studium mit einer Promotion ab: „Das Princip der Ministerverantwortlichkeit in der constitutionellen Monarchie. Eine staatsrechtliche Abhandlung, Berlin: Springer, 1869, 127 S.“ Bald darauf erhielt er eine Professur in Bern. Anzunehmen ist, dass er sich zuvor hat evangelisch taufen lassen. Im Katalog der Universitätsbibliothek Bern sind weitere Schriften von ihm verzeichnet. Der spätere Berliner Internist Bernhard Naunyn, damals Kollege in Bern, erinnert sich:

„Dazu [zum Freundeskreis] kam noch Prof. Samuely, ein Jurist, mit dem ich in intime und dauernde Freundschaft trat. Ein Österreicher, genauer ungarischer Jude. Ein gleichaltriger, warmherziger, lebensfroher, hochgebildeter Mann, dabei ein klarer, scharfer Verstand, seinen Kollegen als Kritiker gefürchtet. Er konnte im Scherz und Ernst, wo es angebracht war, eine Offenheit der Meinung und des Urteils zur Geltung bringen, die niederschmetternd wirkte.“¹

Am 14. Oktober 1877 heiratete Adolf Samuely Anna Oppenheimer, vermutlich in Heidelberg.² Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, bevor Adolf 1881 starb. Geburtsort ist jeweils Bern. Nach 1881 kehrte die vaterlos gewordene Familie nach Heidelberg zurück.

Paul Emil Samuely (1878–1919), Seans Großvater, immatrikulierte sich am 31. Oktober 1896 in Heidelberg als Jurastudent. Er wohnte bei seiner Mutter in der Märzgasse 1. 1909/10 heiratete er Sophie Tromm aus Leipzig und wohnte Blumenstraße 15. Dort wurden die beiden Töchter Irmgard (1910) und Herta Elisabeth Gudrun (1912) geboren. In dieser Zeit wurde er Vorstand der Süddeutschen Discontogesellschaft, deren Heidelberger Filiale in der Hauptstraße 92 lag. Kurz vor dem 1. Weltkrieg erwarb er die Villa Neuenheimer Landstraße 72, die seine Familie ab dem 1. April 1914 bewohnte. Am 1. Weltkrieg nahm Paul als Leutnant teil.³ 1919 starb er und hinterließ eine Witwe und zwei unmündige Töchter.

Franz Samuely (geb. 1879) war der jüngere der beiden Söhne, also Seans Onkel. Er immatrikulierte sich, von Genf kommend, am 21. Mai 1898 an der Medizinischen Fakultät Heidelberg. Er habilitierte sich in Freiburg als Biochemiker und wurde später Professor in Bern. Da seine Mutter 1939 nach Bern ausreiste, war er zu diesem Zeitpunkt wohl noch am Leben. Möglicherweise hatte auch er eine Familie gegründet.

2. Anna Oppenheimer

Zacharias Oppenheimer (1830–1904), Seans Ururgroßvater, war Medizinprofessor und niedergelassener Arzt in Heidelberg. Er stammte aus Michelfeld im Kraichgau. Als Medizinstudent hatte er sich 1849 an der badischen Revolution beteiligt, flüchtete für kurze Zeit in die Schweiz, um dann unbehelligt seinen beruflichen Weg zu gehen.⁴

Anna Oppenheimer (1858–1941) war die Erstgeborene ihres Vaters Zacharias; es folgten noch zwei Söhne. Sie heiratete 1877 Adolf Samuley und zog zu ihm nach Bern. Nach dem Tod ihres Mannes ging sie zurück nach Heidelberg und wohnte, auch über den Tod ihres Vaters Zacharias' hinaus, mit ihren beiden Söhnen im väterlichen Haus Märzgasse 1. Ab 1919 konnte sie das Haus nicht mehr halten und hatte wechselnde Adressen. Am 6. Juli 1939, also vergleichsweise spät, durfte sie nach Bern ausreisen, sicherlich zu ihrem zweiten Sohn Franz Samuely.⁵ Bemerkenswert ist, dass sie sogar Wertgegenstände mitnehmen durfte. Jedenfalls kam die Kopie eines Goethe-Portraits mit ihr in die Schweiz und hing 1970 bei Emma Oppenheimer in Mill Valley, Californien.⁶

3. Walter Petters

Nach dem Tod Paul Samuelys heiratete Sophie Samuely, geborene Tromm, wohl 1921 den Juristen Walter Petters (1888–1963). Jedenfalls steht sein Name 1922 im Adressbuch erstmals unter der Hausnummer Neuenheimer Landstraße 72. Walter war ein Sohn des aus Dessau stammenden Heidelberger Buchhändlers Otto Petters.⁷ Er begann sein Studium in Berlin und immatrikulierte sich am 13. Mai 1910 in Heidelberg. Sein Studium schloss er mit der Promotion ab: „Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung nach geltendem und zukünftigen Reichsstrafrecht, Inaugural-Dissertation, Heidelberg, Hörnig 1911, 113 S.“

Es war 1921 eine Selbstverständlichkeit, dass der Stiefvater die beiden Töchter aus der ersten Ehe seiner Frau adoptierte. Walter Petters Laufbahn im Justizdienst ist im Adressbuch ablesbar: 1921–1927 Staatsanwalt, 1928–1933 Amtsgerichtsrat, ab 1934 Landgerichtsrat. Parallel dazu arbeitete er auch wissenschaftlich und gab 1929 ein Lehrbuch zum Strafrecht heraus, das seither in zahlreichen Auflagen und Überarbeitungen bis über seinen Tod hinaus immer wieder neu erschien.⁸

Unmittelbar nach der Machtergreifung von 1933 bekam Petters' Karriere einen kurzen Knick. Aufgrund der Entlassungen aus politischen Gründen stand die Juristische Fakultät ohne ein ausreichendes Angebot an Lehrveranstaltungen da. Walter Petters wurde im April/Mai 1933 gebeten, eine strafrechtliche Übung anzubieten. Das Kultusministerium widersprach diesem Auftrag mit dem Verweis darauf, dass Walter Petters damals zwei halbjüdische Mädchen adoptiert hatte.⁹ Offensichtlich waren die Adoptionen von 1921 in völkisch-rassistischen Kreisen mit Empörung wahrgenommen worden, und irgendein NS-Anhänger wollte sich 1933 daran erinnern, auch wenn es noch keine gesetzliche Handhabe gab.

An den Erwägungen Sean Arnolds zu den Motiven seines Stiefgroßvaters, die beiden Töchter nach England zu bringen, ändert dieser Vorgang nichts. Er macht

nur deutlich, dass seine Sorgen um die Karriere unter dem neuen Regime nicht abstrakt, sondern sehr konkret waren. Erstaunlich bleibt unverändert, wie zielgerichtet er die beiden jungen Frauen in ein sicheres Ausland bringen ließ, bevor eine Gefahr für ihr Leben offensichtlich war.

Walter Petters' Laufbahn als Richter wurde 1933 nicht aufgehalten, möglicherweise weil die Töchter nicht mehr in Deutschland waren. Ab 1940 nennt ihn das Adressbuch „Landgerichtsrat i.R.“ oder „a.D.“, obwohl er noch nicht im Pensionsalter war. Sean Arnold vermutet ihn im Stab Hermann Görings. Eine Akte im Bundesarchiv verortet ihn im Reichsjustizministerium.¹⁰

4. Zum Text

Vermittelt hat uns diesen Text Kaltërina Latifi, die nach ihrem Studium in Heidelberg ihre wissenschaftliche Laufbahn in London fortsetzt. Zusammen mit Jakob Brüssermann, Heidelberg, hat sie den Text übersetzt und redaktionell betreut. Am Pfingstsonntag 2016 war Sean Arnold zu einer Lesung seiner Geschichte in Heidelberg. Leider fand sich dabei keine Gelegenheit, ihm die Häuser seiner Familiengeschichte zu zeigen oder sich über die teils ergänzenden, teils variierenden Rechercheergebnisse auszutauschen.

Anmerkungen

- 1 Bernhard Naunyn: *Erinnerungen, Gedanken und Meinungen*, Berlin, Heidelberg 1925, S. 231.
- 2 www.loebtree.com/oppsig.html (Aufruf 2016-02-22).
- 3 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, 456 E Personalakte; www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/ORYRHQQFKBIF3JDOTTY6PJMFGF4C2JQ (Aufruf 2016-04-25).
- 4 Siehe Hans-Martin Mumm: „Freiheit ist das, was wir – nicht haben.“ Jüdinnen und Juden in der Revolution von 1848, in: Norbert Giovannini, Jo Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): *Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte*, Heidelberg 1992, S. 61–105, hier S. 95–97.
- 5 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten*, Heidelberg 2011, S. 369.
- 6 Josef Zander: Über ein Bildnis Goethes aus dem Besitz von Franz Karl Naegele, in: *Heidelberger Jahrbücher* 14, 1970, S. 134–143, hier S. 137.
- 7 Zu Otto Petters siehe Festgabe zum 50jährigen Bestehen des badisch-pfälzischen Buchhändler-Verbandes, Karlsruhe 1925, S. 115–118.
- 8 In der Universitätsbibliothek Heidelberg steht erst die dritte Auflage: *Praktische Strafprozeßfälle mit Lösungen*, (Strafrecht und Strafprozeß 2), 3. verm. u. verb. Aufl., Mannheim 1931, XVI.
- 9 Dorothee Mußnug: Die Juristische Fakultät, in: Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): *Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus*, Heidelberg 2006, S. 261–317, hier S. 267.
- 10 Barch, R 3001/70623, www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/IX7UH7TKBAYZQWZXJHUS2UNR2M6YM46X (Aufruf 2016-04-25).

Jochen Goetze

Heidelberg im Jahr 1891

Festvortrag zum Festakt des Vereins Alt-Heidelberg anlässlich des 125. Vereinsgeburtstages im Theater der Stadt Heidelberg am 8. Juli 2016

Hochzuverehrender Herr Bürgermeister Erichson, Allerhöchst verehrliche Frau Vorsitzende, Frau Dr. Werner-Jensen, Hochansehnliche Festgemeinde, Höchstgeneigte Mitglieder des Vereins Alt-Heidelberg. So etwa hätte der Chronist des Jahres 1891 diese Festversammlung begrüßt, ich schließe mich dem an.

Heidelberg 1891

Im Mai des Jahres 1891 schlossen sich sieben Heidelberger Bürger zusammen und teilten dem „Verehrlichen Stadtrat der Stadt Heidelberg“ folgendes mit:

„Wohldemselben beehren wir uns ergebenst anzuzeigen, daß sich vor Kurzem zur Wahrung der Interessen der in ihrer Entwicklung zurückgebliebenen Stadtteile hiesiger Stadt ein Verein unter dem Namen ‚Alt-Heidelberg‘ gebildet hat. ... zur Wahrung der Interessen der in ihrer Entwicklung zurückgebliebenen Stadtteile hiesiger Stadt ...“

Unmittelbar hat man das Bild des heutigen Heidelberg vor Augen, wenn man diesen Satz hört, aber das Heidelberg von 1891 war eine Kleinstadt, in der 26 928 Einwohner in 5 574 Haushalten lebten. Und die in ihrer Entwicklung zurückgebliebenen Stadtteile waren die Kernaltstadt, die Voralstadt, Schlierbach und die gerade entstehende Weststadt, für die im Jahre 1891 gerade der Bebauungsplan fertiggestellt wurde. Diese heutigen Stadtteile bildeten die gesamte Stadt Heidelberg. Warum aber nun „Alt-Heidelberg“?

Heute versteht sich unter dem Namen „Alt-Heidelberg“ der renommierte Stadtteilverein, dessen 125-jähriges Jubiläum wir feiern, und stadtgeografisch die Kernaltstadt zwischen Karlstor und Universitätsplatz und die Voralstadt zwischen der Grabengasse und dem Bismarckplatz. Alt-Heidelberg klingt programmatisch nach Gegensatz zu Neu-Heidelberg, das es freilich noch nicht gab.

Es hatte sich etwas Anderes ereignet, das viele Heidelberger befürchten ließ, die heutige Altstadt werde hinter der allgemeinen Entwicklung zurück bleiben: Zum 1. Januar 1891 war die bis dahin selbständige bäuerliche Gemeinde Neuenheim nach Heidelberg eingemeindet worden.

1. Neuenheim

Ganz so selbständig und unabhängig von Heidelberg war Neuenheim freilich nicht gewesen. Obwohl es bis in das 17. Jahrhundert hinein zum Territorium des Erzbistums Mainz gehört hatte, erhoben die pfälzischen Kurfürsten in Neuenheim Steuern, wie das Steuerverzeichnis des Jahres 1439 ausweist, offensichtlich ohne auf den Widerspruch der kurmainzischen Beamten zu stoßen und das vermutlich, weil be-

reits 1439 wohlhabende Heidelberger Bürger nach Neuenheim gezogen waren und hier ihren Wohnsitz genommen hatten. Sie blieben aber in Heidelberg steuerpflichtig – ein Faktum für die Ereignisse der Jahre 1890 und 1891, wie es scheint. Und wie es im Verhältnis von Städten und angrenzenden dörflichen Gemeinden üblich ist, dehnen sich die Städte auf Kosten der angrenzenden Dörfer aus, sowohl in Flächen-, Verkehrs-, Wirtschafts-, Bevölkerungsfragen, aber auch in kultureller Hinsicht. Dieses ist auch im Verhältnis von Heidelberg und Neuenheim zu beobachten.

Die Anfänge im Mittelalter hatten wir erwähnt, im 19. Jahrhundert intensivierte sich diese Vorgänge und führten 1891 zwangsläufig zur Eingemeindung. Vorgänge übrigens, die bis heute ihre nahezu unveränderbaren Spuren hinterlassen haben. Im 19. Jahrhundert hatten sich die Heidelberger Cement-Werke zu einem der wichtigsten Heidelberger Großbetriebe entwickelt, der für die Verteilung seiner Produkte eine entsprechende Anbindung an das überregionale Straßensystem erforderte. In einem ersten Schritt entstand zwischen den Zementwerken etwa an der Stelle der ehemaligen Bergheimer Mühle oder dem heutigen Wasser-Sportverein-Heidelberg-West gelegen, eine Straßenverbindung bis zum heutigen Bismarckplatz, die natürlich dringend nach einer Anbindung an die überregionale Straße nach Frankfurt verlangte – es entstand daher die Friedrichsbrücke, die 1877 eingeweiht wurde, und die altertümliche, nur mit einer Fähre oder über die Alte Brücke führende Nord-Südverbindung zeitgemäß erschloss. Und endlich konnte auch, wenn auch zunächst nur einspurig, von der Vorgängerin der heutigen OEG eine Eisenbahnverbindung angelegt werden.

Die Folge für das kleine bäuerliche Neuenheim war eine völlige Veränderung des ortskernnahen Gefüges durch die Anlage der heutigen Brückenstraße. Liegenschaftsmaßnahmen, Enteignungen und damit verbundene Misshelligkeiten waren die Folge.

Die Heidelberger Cementwerke allerdings überlebten die für sie so erfolgreichen Veränderungen nur um wenige Jahre: am 26. Februar 1896 brannte das Werk ab – es war die seit Menschengedenken kälteste Nacht, in der das Wasser in den Schläuchen der Heidelberger Feuerwehr gefror – das Bonmot vom „warmen Abriss“ der Heidelberger Cementwerke machte die Runde, und die Heidelberger Cementwerke siedelten nach Leimen um und befreiten die Touristenstadt Heidelberg somit von den lästigen Zementstaubwolken, die bei der hier vorwiegenden Westwindlage täglich über die Stadt zogen.

Die neugeschaffene Nord-Südstraße durch Neuenheim, damals noch Kaiser-Wilhelm-Straße genannt, fand schnell das Wohlgefallen hauptsächlich Heidelberger Investoren und Bauträger. Die noch heute erhaltenen gründerzeitlichen Bauten der Brückenstraße, der Bergstraße und der benachbarten Querstraßen mit ihren zum Teil opulenten Architekturen legen Zeugnis davon ab. Und natürlich zog diese neue urbane Entwicklung wohlhabende Heidelberger Bürger an.

Seit Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts gab es in Heidelberg eine zentrale Wasser- und Gasversorgung, und 1891 waren etwa ein Viertel aller Heidelberger Häuser an dieses System angeschlossen, auch ein zentrales Abwassersystem als notwendige Ergänzung war in Arbeit, und es versteht sich, dass die Neuerungen eher in den städtischen Neubaugebieten wie in der Weststadt oder den Neubauge-

bieten im Dorf Neuenheim begonnen werden konnten als in den verwinkelten Gassen der Heidelberger Altstadt mit einer zum Teil äußerst fragilen Bausubstanz. Allerdings mussten diese Maßnahmen auch finanziert werden. Es stellte sich bald heraus, dass die kleine Gemeinde Neuenheim damit völlig überfordert war, denn es kamen noch weitere Probleme hinzu.

Die Zuwanderung Heidelberger Familien mit ihren schulpflichtigen Kindern machte ein neues Schulgebäude dringend notwendig. Das alte, ein nur angemieteter Saal, reichte bei weitem nicht mehr aus, zumal bereits eine große Zahl Neuenheimer schulpflichtiger Kinder auf die Heidelberger „Volksschulen“ ausgewichen war. Auch besuchten zahlreiche Neuenheimer Schüler die weiterführenden Lehranstalten in Heidelberg. Zusammengenommen ergaben diese Probleme eine erhebliche Verschuldung der Gemeinde Neuenheim. Genau genommen muss von einer Überschuldung gesprochen werden, aus der sich die Gemeinde aus eigener Kraft nicht mehr befreien konnte. Die von den Neuenheimer Bürgern zu leistenden Gemeindeumlagen waren auf eine exorbitante Höhe gestiegen, und es war zweifelhaft, ob die Gemeinde die erforderlichen Anleihen würde erhalten können. Mit anderen Worten, die Gemeinde war insolvent geworden.

Anders sah die Situation in Heidelberg aus. Die Stadt war wohlhabend; der zunehmende Tourismus sorgte für ein permanentes Ansteigen der Steuerkapitalien, und man war in Heidelberg der Meinung, dass man die aus einer Eingemeindung Neuenheims sich ergebenden Verpflichtungen ohne eine Erhöhung der Gemeindesteuerumlagen tragen könnte. Zwar regte sich in der Neuenheimer Bevölkerung noch heftiger Widerstand gegen eine Eingemeindung, doch zum 1. Januar 1891 wurde die Eingemeindung durch badisches Landesgesetz vom 26. Juni 1890 verfügt. Vorhergegangen waren zum Teil äußerst erregte Verhandlungen in beiden Gemeinden. In Neuenheim stimmte die Gemeindeversammlung fast einstimmig für den Anschluss an Heidelberg. In Heidelberg gestalteten sich die Dinge etwas anders. Im Heidelberger Bürgerausschuss sprachen sich am 22. Mai 1890 69 Mitglieder für die Eingemeindung aus, immerhin 42 waren dagegen. Ab dem 1. Januar 1891 war Neuenheim damit ein Stadtteil Heidelbergs.

2. Heidelberg

Für die Stadt Heidelberg bot die Eingemeindung eigentlich nur Vorteile. Zwar hatte sich die Stadt verpflichten müssen, die Neuenheimer Verbindlichkeiten zu übernehmen, doch stellte das für die sehr wohlhabende Stadt keine Belastung dar.

Wer waren nun diese Gegner der Eingemeindung, die in ihrer so eloquent formulierten Mitteilung an den Heidelberger Stadtrat die Gründung des Vereins Alt-Heidelberg mitteilten? Sie alle waren Heidelberger Geschäftsleute, und man darf annehmen, dass sie – um in einem Ausdruck der Zeit zu sprechen – zum wohlhabenden Teil der Bevölkerung gehörten.

Johann Martin Hoefler, der als Vorsitzender des neugegründeten Vereins fungierte, führte am Rathausmarkt ein Eisenwarengeschäft. Carl Eisenmann, vermutlich der stellvertretende Vorsitzende, war Besitzer des renommiertesten Hotels der Stadt, des ‚Prinz Carl‘. Schaut man in den in den Heidelberger Tageszeitungen ver-

Natürlich wirft die Gründung des Vereins einige Fragen auf: Warum erfolgte die Gründung mit der eingangs beschriebenen Zielsetzung erst im Mai 1891, da doch bereits ein Jahr zuvor durch die Abstimmung im Bürgerausschuss und im Stadtrat und die Veröffentlichung des Eingemeindungsgesetzes im Juni 1890 die Eingemeindung beschlossene Sache war. Die Antwort ist nicht einfach zu finden, wahrscheinlich aber liegt sie wieder in Neuenheim. Hier hatte sich bereits 1890 ein „Gemeinnütziger Verein“ gebildet, der als seine Hauptaufgabe formulierte: Die Vereinigung mit Heidelberg anzustreben als alleiniges Mittel, um Einführung der Wasserleitung, Verbesserung des Straßennetzes, die besseren städtischen Einrichtungen, Herabsetzung der Umlagen, frischen Zuzug und Fremdenverkehr und dadurch dem Ort Entwicklung und Wohlstand zu sichern.

Man muss kein Sprachwissenschaftler sein, um die Ähnlichkeit der Wortwahl und der Ziele mit der eingangs zitierten Mitteilung des Vereins Alt-Heidelberg an den Stadtrat über seine erfolgte Gründung zu erkennen: Die Gründungsmitglieder des Vereins Alt-Heidelberg befürchteten die wirtschaftliche Konkurrenz Neuenheims, nicht zu Unrecht. Die Brückenstraße hatte inzwischen weitgehend die heutige Gestalt angenommen, mit seinerzeit modernen Ladenlokalen und Geschäften, und die Herren Philipp Knell und Franz Popp mit ihren Delikatesshandlungen in der Altstadt hatten hier bereits Konkurrenten gefunden.

Anders sah es bei den Hotels aus. Unsere beiden Hoteliers Carl Eisenmann mit dem Prinz Carl und Carl Müller mit dem Hotel Victoria in der heutigen Friedrich-Ebert-Anlage hatten in Neuenheim keine Konkurrenz zu befürchten. Ihr Interesse und wohl auch das der restlichen Gründungsmitglieder des Vereins Alt-Heidelberg richteten sich in der Tat auf die Egalisierung der infrastrukturellen Modernisierung der heutigen Altstadt: Wasser- und Gasleitungen, Kanalisation, Tourismusförderung und eine allgemeine Aufwertung der heutigen Heidelberger Altstadt.

Zentrum des Tourismus im Heidelberg dieser Jahre bildete die Gegend um den heutigen Bismarckplatz und den alten Bahnhof am Beginn der heutigen Kurfürstenanlage. Hier standen die großen Hotels, das schon erwähnte Hotel Victoria, der Europäische Hof, der Darmstädter Hof, das Grand-Hotel – die heutige Polizeidirektion, Hotel Tannhäuser, Schrieders Hotel – heute Crowne Plaza direkt neben dem ehemaligen Bahnhof, der Bayrische Hof, um nur einige zu nennen. Und in der Tat drohte die Heidelberger Altstadt mit dieser Entwicklung auch ins touristische Abseits zu geraten.

3. Der Verein

Der Sache und seinen Zielen nach war der eben gegründete Verein eher eine Bürgerinitiative als ein Verein. Die Grenzen zwischen beiden sind fließend, ein Verein jedoch hat neben einer gesellschaftlichen Komponente in der Regel nicht nur ein fest umrissenes enges Ziel, sondern ein Bündel von Zielsetzungen. Die Ziele einer Bürgerinitiative beruhen im Wesentlichen auf Selbsthilfemaßnahmen und sollen etwas verhindern oder alternativ gestalten.

Über frühe Selbsthilfemaßnahmen der Gründungsmitglieder vor der eigentlichen Vereinsgründung ist nichts bekannt, wie überhaupt Quellen über die frühe Ge-

schichte des Vereins kaum vorhanden sind. Wir müssen aber annehmen, dass diese Möglichkeiten von den Gründungsmitgliedern genutzt worden sind, zumal zumindest vier von ihnen kommunalpolitisch engagiert waren. Der Besitzer des Hotels Victoria, die beiden Delikatessenhändler Philipp Knell und Franz Popp und der Schriftführer des Vereins Heinrich Schwarzbeck waren Mitglieder des sogenannten Bürgerausschusses. Dieser war ein Gremium von 96 Mitgliedern, das nach der Badischen Gemeindeordnung von 1831 als Nachfolgeorgan der mittelalterlichen Versammlung aller stimmberechtigten Vollbürger einer Gemeinde in allen die Gemeinde betreffenden elementaren Fragen die letzte Instanz war.

Es ist davon auszugehen, dass das Ergebnis der Abstimmung im Bürgerausschuss der Stadt Heidelberg über die Eingemeindung Neuenheims im Juni 1890, das mit 42 Gegenstimmen gegen 69 Befürworter doch recht knapp ausgefallen war, auf die Agitationen der Gründungsmitglieder und ihrer Anhänger zurückzuführen ist. Sicher ist darin auch die eigentlich verspätete Gründung des Vereins zu suchen. Erstaunlich ist weiterhin, dass der Verein erst im Oktober 1891 dem Stadtrat Mitteilung über seine Gründung machte. Die Satzung des Vereins war von der Mitgliederversammlung am 24. Mai 1891 verabschiedet worden.

Präziser als in der Mitteilung an den Stadtrat vom Oktober 1891 war der räumliche Interessensbereich des Vereins definiert worden: südlich des Neckars von der Sophienstraße bis einschließlich Schlierbach. Dieser Bereich wurde darin als „Alt-Heidelberg“ bezeichnet, eine Definition, die sich für die Zukunft bis auf den Ortsteil Schlierbach durchsetzen sollte und bis heute Gültigkeit hat.

Es sei noch bemerkt, dass die in der Mitteilung an den Stadtrat angekündigte Übersendung der Satzung des Vereins vergessen wurde. Später wurde die Übersendung mit einem wortreichen Entschuldigungsschreiben nachgeholt.

Wie bereits erwähnt, ist über die Tätigkeiten des Vereins in den Jahren nach seiner Gründung nichts bekannt. Erhalten sind aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts lediglich einige gedruckte Flugblätter, mit denen der Verein sich kommunalpolitisch engagierte und bei bevorstehenden Wahlen um Stimmen für konservative Kandidaten warb. Auch vereinsintern setzt eine Überlieferung von Akten erst zögernd während des Ersten Weltkrieges ein. Die Frauen der Vereinsmitglieder strickten Socken und Pulswärmer für Frontsoldaten, die Mitglieder organisierten die Transporte verwundeter Soldaten vom Bahnhof in die zu Notlazaretten eingerichteten Gebäude der Stadt, unter anderem in die Stadthalle.

In der Wirtschaftskrise der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Heidelberg auf die Finanzkraft insbesondere amerikanischer Touristen angewiesen war und viele Geschäfte in der Altstadt schließen mussten, dekorierten die Mitglieder des Vereins deren Schaufenster regelmäßig um und hängten darin deutsch- und englischsprachige Schilder mit Hinweisen auf, dass das Geschäft vorübergehend geschlossen sei, dass eine Neueröffnung bald bevorstünde, dass gerade ein Besitzerwechsel stattfinde oder dass eine Änderung im Sortiment des Geschäftes stattfinde – aus der Not geboren durchaus Maßnahmen, die der „Wahrung der Interessen der in ihrer Entwicklung zurückgebliebenen Stadtteile“ entsprachen.

Lassen Sie uns abschließend noch einen Blick auf die weiteren Schicksale der Gründungsväter des Vereins werfen:

Der Gründungsvorsitzende Johann Martin Hofer führte sein Geschäft bis zu seinem Lebensende weiter. Unter einem Nachfolger bestand die Eisenwarenhandlung noch bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Heute befindet sich in dem Ladenlokal ein gastronomischer Betrieb. Franz Popp, der 1861 die neben dem Heidelberger Rathaus gelegene Kolonialwarenhandlung Mays gekauft hatte, gab sein Geschäft mit der Erweiterung des Rathauses 1896 auf. Er hatte mit Lebensmittellieferungen an die Badische Armee ein Vermögen verdient, hatte sich intensiv in der Armenpflege der Stadt Heidelberg engagiert und starb 1903 hochgeehrt. Der Schriftführer Heinrich Schwarzbeck gab 1914 seine Lederwarenhandlung auf und ließ sich in Frankfurt am Main nieder. Oskar Schepp, der bereits während der Gründung des Vereins in Neuenheim Liegenschaften erworben hatte, ließ sich dort dauerhaft nieder und starb 1939. Philipp Knell gab sein Delikatessgeschäft 1897 altersbedingt auf und starb 1907.

Nicht ohne Tragik verliefen die Lebenswege der Hoteliers Carl Müller – Hotel Victoria – und Carl Eisenmann – Hotel Prinz Carl. Eisenmann musste den allmählichen Niedergang seines einst luxuriösen Hotels noch erleben, er starb 1903. Das Hotel Prinz Carl wurde nach seinem Tode von der Stadt Heidelberg erworben, geschlossen und diente ab 1915 als Lazarett. An die glanzvolle Zeit des Hauses erinnert heute noch der Spiegelsaal im Nachfolgegebäude. Carl Müller, gestorben 1936, verkaufte das Hotel Victoria 1920; es bestand unter wechselnden Besitzern zwar noch bis 1956 weiter, musste dann aber geschlossen werden. Das Land Baden-Württemberg erwarb es, heute dient das Gebäude der Universität Heidelberg als Juristisches Seminar.

Es scheint, als hätten die beiden Hoteliers die Entwicklung geahnt, als sie 1891 den Verein Alt-Heidelberg mitbegründeten. Neuenheim schien 1891 für sie keine Konkurrenz zu sein, wurde es auch nicht, aber die Entwicklung der Stadt nahm einen anderen Verlauf. Keines der Geschäfte der Gründungsmitglieder existiert heute unter ihren Nachfolgern mehr.

Die Struktur der Altstadt hat sich völlig verändert. Der Verein Alt-Heidelberg hat sich diesen Veränderungen angepasst. Nach 125 Jahren ist er heute ein lebendiger, kommunalpolitisch und kulturell orientierter, engagierter Stadtteilverein, der die Entwicklungen kritisch und konstruktiv beobachtet und registriert und ganz im Sinne seiner Gründungsväter für die „Wahrung der Interessen“ der Altstadt einsetzt, Anlass genug, diese endlich zu Ehrenmitgliedern zu ernennen!

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Zu Dank verpflichtet bin ich Frau Diana Weber und Herrn Günther Berger vom Stadtarchiv Heidelberg.



Schmitt & Hahn

Buch und Presse seit 1841

Ihr Partner für Buch und Presse in der Metropolregion
www.schmitt-hahn.de

Rezensionen

Ludwig Schmidt-Herb: Tabellarische Chronik von Rohrbach, hg. zur 1250-Jahrfeier 2016 vom Heimatmuseum Rohrbach, Verlag der Eichendorff-Buchhandlung, Heidelberg 2016, 329 S., 36 Euro

„Diese Chronik ist kein abgeschlossenes Werk, sie wird vielmehr ständig aktualisiert und ergänzt“, schreibt Ludwig Schmidt-Herb in seinem „Rückmeldeblatt“, welches der „Tabellarischen Chronik von Rohrbach“ beiliegt. Abgeschlossen erscheint das Werk schon, denn es liegt uns als ein Buch von 1530 Gramm Gewicht und 329 Seiten in DIN A 4-Format vor und kann als solches (da mit ISBN versehen) überall bestellt werden. Aber es gibt es ja noch das Internet ...

Wie es zu dem Unternehmen kam, wird im Vorwort geschildert (S. 4): Karl Heinz Frauenfeld hatte 1965 eine „Chronik von Rohrbach“ sowie 1981 „Eine Ortsgeschichte aus der Kurpfalz“ geschrieben. Als man vor 20 Jahren das Heimatmuseum Rohrbach einweihte, gab Bibliothekar Frauenfeld dem Buchhändler Schmidt-Herb den Auftrag, die Arbeit fortzuführen. Dieser setzte, der Gnade der späten Geburt teilhaftig, seine entstehende Chronik ins Netz, wo sie (auf der Seite des Stadtteilvereins) nicht nur abgerufen bzw. heruntergeladen, sondern auch, als „Werk im Wachsen“ (S. 5), jederzeit aktualisiert werden kann.

„Chronik“ kommt von dem griechischen Wort für „Zeit“. Was ist Zeit? „Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es. Wenn ich es einem erklären will, der danach fragt, weiß ich es nicht“ bekannte der hl. Augustinus. Soviel wissen wir: Zeit hat keinen Anfang und kein Ende. Aber irgendwo muss man halt anfangen. In unserem Falle hier: „Nacheiszeitliche Schmelzwasserfluten des Neckars bilden beim Übergang in die ‚Rheinebene‘ mäandrierende Schwemmarme, die zeitweise auch bis ins Gebiet des heutigen Rohrbach und Kirchheim reichen“ (S. 7). Wem kämen da nicht die Worte in den Sinn: „Das Wasser unterhalb des Himmels sammle sich an einem Ort, damit das Trockene sichtbar werde. Das Trockene nannte Gott Land und das angesammelte Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, dass es gut war.“ (Gen. 1, 9f.)? Und es war gut, denn schon drei Seiten später fällt uns der Eintrag ins Auge: „Erste urkundliche Erwähnung Rohrbachs im Lorscher Codex“. Ohne diesen Termin hätten wir 2016 nichts zu feiern gehabt, wenngleich das Dorf ein paar Jahrhunderte mehr auf dem Buckel haben mag.

Auf den folgenden 301 Seiten finden wir bis zum „Großen Bunten Abend 1250 Jahre rorcultur“ alles, was der Verfasser, mit stupendem Fleiß, an Wissenswertem über Dorf und Stadtteil aus Primärquellen und Sekundärliteratur zusammengetragen hat. Dabei fällt angenehm auf, dass (im Unterschied zu einer anderen Heidelberger Online-Chronik) die meisten Einträge mit nachprüfbarer Quellenangabe versehen sind. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis (16 Seiten in 8-Punkt-Schrift) im Anhang harret ebenfalls der Fortsetzung. (Nebenbei: Das Jahrbuch des HGV titelt sich „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“, nicht „Heidelberger Jahrbuch“, so S. 316).

Zahlen, Fakten, Chronologien in reicher Rubrizierung (Rohrbach und die Welt), hie und da aufgelockert durch farbige oder Schwarz-Weiß-Abbildungen, bieten ein buntes Panorama der Siedlungsgeschichte zwischen Fuchs-Waggon und Bierhelderhof. Wir erfahren u.a., dass Goethe 1797 nicht bis nach Rohrbach kam (S. 107), dass Eichendorff 1808 Achim von Arnim traf, ohne das Wort an ihn zu richten, dass Georg Ludwig Menzer, Chronist von Leimen und Rohrbach, in seinen Angaben leider etwas unzuverlässig ist (S. 11ff., 69 et passim), dass die kurpfälzische Regierung 1759 eine „Spatzensteuer“ einführte, dass einer 1798 Rohrbach ein „Räubernest“ genannt hat (S. 108), dass 1899 Pfarrer Herzog den Streit der konkurrierenden Cäcilienvereine von Rohrbach und Kirchheim schlichtete („... nur müssen die Gesänge kirchlich

sein“, S. 171) und so manches bemerkenswerte Detail mehr. Wir lassen uns nicht zuletzt erheitern von den zwar kryptischen, doch unsterblichen Worten des Han David auf S. 79: „Herr Owerferschter, mer lasse d` Hund all nei, s` laut scheener!“. Für einen Wappenspruch ein bisschen zu lang, aber als Devise für die nächsten 1250 Jahre gar nicht mal uncool.

Hansjoachim Räther

1250 Jahre Rohrbach 766–2016, Heidelberg 2016, 167 S., zu beziehen beim Stadtteilverein Rohrbach

Eine Festschrift ist eine heilige Schrift. Sie erscheint nicht jedes Jahr und manchmal nur einmal in einer Generation. Das muss man nutzen. Ich meine das positiv. Aber ich beneide weder denjenigen, der eine Festschrift herausgeben, noch den, der sie rezensieren muss. Der leichtere Part dürfte der letztere sein. Eine Festschrift ist allerdings unantastbar. Das macht es wieder schwer. Eigentlich kann sie gar nicht rezensiert werden. Egal, wir fangen erst mal an. Die gute Nachricht: Die (nicht als solche benannte) Festschrift „1250 Jahre Rohrbach 766–2016. Heidelberg 2016“, die viele Autoren, aber keine Herausgeber hat, ist herausgekommen! (Ah, hier steht's, ganz hinten: „Die Redaktion lag in den Händen von Hans-Peter Droste, Ludwig Schmidt-Herb und Hans-Jürgen Fuchs“ S. 165). Gut so. Doch halt: Das Cover! Das Cover ist schön! Dann kommen, natürlich, die Gruß- und sonstigen Worte (wir nehmen gerne zur Kenntnis, dass Winfried Kretschmann im Herzen ein Laizer und deshalb froh ist, wenn es viele Menschen gibt, die heute sagen: Ich bin ein Rohrbacher!, S. 5). Recht hat der Laizer, wir sind es auch.

Wir streifen nur mal schnell durch das 167 Seiten dicke Buch: Ludwig Schmidt-Herb erzählt auf zehn Seiten sehr schön über 1250 Jahre Rohrbach, mit dem schicken Untertitel „Geschichte ist, wenn sich die Dinge ändern“. Stimmt: Die Jungen werden alt, und die Alten sterben. Das nennt man Geschichte. Andere schöne Artikel folgen über das kirchliche Leben in Rohrbach, über den Hasenleiser, das Heimatmuseum (schön! Ich war da!), über den gläsernen Zug, über Identitätsstiftung (aha), über den Bach, das Wasser, den Turm, das Schlösschen, über viele, viele Vereine und anderes mehr. In dem Abschnitt „Strukturwandel in Land- und Forstwirtschaft“ haben mich besonders die Worte gerührt: „das Gesicht der Landschaft (wurde) gedreht“ (S. 132), sowie „Gasewoad“ und „Schoomaierle“ (S. 134). Manchmal scheint das schöne deutsche Wort „Anliegen“ (S. 105) auf, oder klare Ansagen kommen wie „Die Aufstellung erfolgt um 13:00 Uhr am Nahversorgungszentrum“ (S. 10). Fragen ergeben sich: Wer wurde 1957 „von vielen Rohrbacher Landwirten bedauert und sogar ausgelacht?“ (Antwort auf S. 139). Wer hat herausgefunden, dass der Rohrbach seinen Namen nicht davon hat, dass er im Rohr läuft? (S. 83). Wer prägte den Slogan: „Böse Menschen züchten keine Hühner“? (S. 94). Wie haben wir uns Jugendliche vorzustellen, die „auch nur bedingt begeistert“ sind (S. 115)? Werden wir erfahren, wie die „Alptramboys“ ausgesehen haben (S. 148)? Bertha Benz fuhr 1888 mit ihrem motorisierten Dreirad durch die Römerstraße (S. 162) nach Rohrbach, und die Weststädter haben ihr nachgewunken. Wenn sich die Dinge ändern, entsteht Geschichte. Die ist in diesem Buch. Es gibt also jede Menge Gründe, warum man „1250 Jahre Rohrbach 766 – 2016“ im Schrank stehen haben sollte.

Hansjoachim Räther

Christian Burkhart, Hansjoachim Räther (Hgg.): Festschrift für Ludwig Haßlinger zum 80. Geburtstag, Selbstverlag, Heidelberg 2015, 61 S.

2015 feierte der Vorsitzende der Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt Ludwig Haßlinger seinen 80. Geburtstag. Zu diesem Anlass gaben die beiden Mitglieder der Geschichtswerkstatt, Christian Burkhart und Hansjoachim Räther, beide ausgewiesene Stadthistoriker, eine Festschrift für den Jubilar heraus.

Nach einem Vorwort der beiden Herausgeber und Autoren zeichnet Räther die biografischen Daten des umtriebigen Ruheständlers Ludwig Haßlinger in freundschaftlicher Verbundenheit nach. Dieser ist in Heidelberg, vor allem aber in Handschuhsheim kein unbekannter, wir kennen ihn als Heimatforscher und liebevollen Zeichner seines Stadtteils.

Der Burgenforscher Christian Burkhart geht im Hauptteil der Frage nach, wann der Gattungsbegriff „Tiefburg“ zum populären Eigennamen der Burg Handschuhsheim wurde, angeregt zu diesem Thema, durch die im letztjährigen (2015) Handschuhsheimer Jahrbuch aufgeworfene Frage nach dem eigentlichen Namen der Handschuhsheimer Burg, die alle als „Tiefburg“ kennen. In jenem Artikel wurde die Behauptung aufgestellt, dass dies ja eigentlich kein richtiger Name sei. In einem ersten Teil widmet sich der Autor der Typologie Burg. So erfahren wir, dass der Name „Tiefburg“ eigentlich nur eine Typ- oder Gattungsbezeichnung ist; es ist eine „Niederungsburg“ oder auch „Flachlandburg“, bekannter unter dem Begriff Wasserburg, im Gegensatz zu einer Burg, die auf dem Berg liegt. Burkhart verfolgt akribisch alle Nennungen der Burg in Handschuhsheim durch die Jahrhunderte und weist nach, dass es im 19. Jahrhundert die Bezeichnung „Tiefburg“ noch nicht gab. Bis dahin sprach man vom „Schloss“ oder von der „Burg der Ritter von Handschuhsheim“ oder es war schlicht die „Ruine von Handschuhsheim“.

Wie der Verfasser nachweist hat erstmals der badische Burgenforscher Julius Ernst Näher in seinem 1890 erschienen Werk „Die Umgebung von Heidelberg“ die Gattungsbezeichnung „Tiefburg“ benutzt. Der „Terminus technicus“ fand dann rasch in der Bevölkerung Handschuhsheims Verbreitung und wurde zum Eigennamen seit dem frühen 20. Jahrhundert.

In einem weiteren Kapitel wird die Entwicklung der vielen Burgnamen hier in der Region untersucht und der Autor stellt fest, dass die Namen der wenigsten Burgen so sicher sind, wie sie sich uns heute darbieten: ob Schauenburg oder Kronenburg, Strahlenburg oder Hirschburg bei Hirschberg-Leutershausen oder die „Windeck“ bei Weinheim, um nur einige zu nennen, die das ganze Mittelalter hindurch „Burg-Weinheim“ hieß, so hat es bei vielen Burgnamen eine Entwicklung gegeben, und die heutigen Namen sind meist „im Volksmund gebräuchliche metaphorische Bezeichnungen“. Ein insgesamt aufschlussreicher Beitrag zum Thema Burgennamen, der durch 185 Fußnoten mit ausführlichen und interessanten Informationen und Literaturhinweisen bereichert wird.

Am Ende der Festschrift hat Hans-Joachim Räther auf sechs Seiten alle Publikationen von und über Ludwig Haßlinger in einer Bibliografie zusammengefasst – Monographien, Aufsätze, Rezensionen seiner Bücher und Berichte über den Jubilar. Eine beachtliche Menge. Die Vielzahl dieser Arbeiten zeigt noch einmal welche Verdienste der Jubilar sich um Handschuhsheim und seine Geschichte erworben hat.

Claudia Rink

Thomas F. Mertel: Die Tiefburg in Handschuhsheim im Wandel der Zeit,
hg. vom Stadtteilverein Handschuhsheim e.V. Heidelberg, Verlag Regionalkultur,
Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 144 S., 19,90 Euro

Das Buch des in Handschuhsheim ansässigen Kunsthistorikers und Restaurators schließt eine lange bestehende Lücke in der Burgen- wie in der Handschuhsheim-Literatur. Die Tiefburg als Sitz des jüngeren Handschuhsheimer Ortsadels, ein ursprünglich Lorscher Ministerialengeschlecht, gern als „Edelfreie von Handschuhsheim“ tituliert, war bislang kaum Gegenstand ernsthafter historischer Untersuchung. Man war auf die wenigen Fakten angewiesen, die sich bei Eduard Johann Joseph Mühling (1840), Herbert Derwein (1933) oder Adolf Oechelhäuser (1913) finden. Nachdem Thomas F. Mertel in den Jahrgängen 2013 und 2014 des „Jahrbuchs des Stadtteilvereins Handschuhsheim“ zunächst die „Restaurierung der Tiefburg in Handschuhsheim 1911–1913“ darstellte, folgte im Jubiläumsjahr 2015 (1250 Jahre Ersterwähnung Handschuhsheims im Lorscher Codex) die erste Monografie über das (seit 1903 auch Heidelberger) Bauwerk, die sich von der üblichen Burgenliteratur abhebt. Zwar wendet sich der Verfasser „in erster Linie an ein breites, interessiertes und aufgeschlossenes Publikum“ (S. 9), aber sein Buch ist weitaus mehr als ein populärwissenschaftliches Kompendium. Es basiert auf bisher nicht erhobenen Fragestellungen, wie die zu den Bauherren und ihrer sozialen Stellung, zur inneren Struktur der Burg, zur Aufteilung und Nutzung der Gebäude und Räume, zur räumlichen Zuordnung und zeitlichen Eingrenzung von Baudetails. Nicht zuletzt auf Grundlage eigener Untersuchungen geht der Autor diesen Fragen nach, wobei sein unverstellter Blick auf strukturelle Parallelen zu neuen Erkenntnissen führt. So zeigt er, wie das Schulterbogenportal im Wohnturm der Tiefburg (um 1465) nur etwa 200 Meter weiter südlich in feinerer Ausführung als Zugang zur Nonnenempore der St. Vitus-Kirche wiederkehrt (S. 32f.). Er entdeckt formale Beziehungen zum Heidelberger Schloss (S. 48ff., 67) und zu anderen Bauten der Region wie dem „Haus zum Ritter“ in Heidelberg (S. 68), der Turmburg in Hemsbach (S. 17), der Minneburg bei Gutenbach (S. 50f.), der Mittelburg in Neckarsteinach (S. 51), dem alten Schloss von Neckarbischofsheim (S. 51, 55f.). Er erkennt Ähnlichkeiten zwischen der Tiefburg und der zerstörten Burg auf der Molkenkur (S. 38f., 50).

Die reichlich vorhandenen archivalischen Quellen scheint er als einziger einer gründlichen Sichtung unterworfen zu haben. So fand er im Generallandesarchiv Karlsruhe das älteste bisher bekannte Wachssiegel eines Ritters von Handschuhsheim aus dem Jahre 1395 (Dieter von Handschuhsheim erscheint als Zeuge in einer Urkunde der Schenken von Stauffenberg; S. 21). Ein anderer Fund ist die früheste bekannte Darstellung eines Handschuhs auf der Grabplatte einer „Husa von Handschuhsheim“ von 1338 aus dem ehemaligen Kloster zu Seligenthal bei Landshut (S. 19).

Der kennerische Blick fürs Detail hilft, Fragen zu beantworten, die sich schon mancher vergebens gestellt haben mag, und Bauveränderungen zu datieren: Was bedeutet die (einzig) Schlüssellochscharte in der Ringmauer? (Wehrtechnisch schon überholt, diente sie dazu, etwaige Angreifer zu verblüffen; S. 39). War der Erker an der Ostaußenmauer einmal eine Kapelle? (vermutlich ja; S. 56). Von wann stammen die dunkelgrünen Fliesen im Fußboden des 1. Obergeschosses oberhalb des Ständerkers? (aus der Zeit des Jugendstils; S. 53). Ist das „mittelalterlich“ aussehende Burgtor mit Schlupfporte original? (Nein, es handelt sich um einen Scherz des badischen Denkmalpflegers Oberbaurat Philipp Kircher während der Restaurierung 1911/13; S. 106).

Zu Recht beklagt der Autor das Fehlen grundlegender bauhistorischer und archäologischer Untersuchungen und mahnt eine „wissenschaftlich geleitete Ausgrabung [...] nicht nur zur Tiefburg, sondern auch zur Burg auf dem Birgel“ (S. 8) sowie eine „grundlegende wissenschaftliche Aufarbeitung der genealogischen Geschlechterfolge des Ortsadels in Handschuhsheim“ (S. 9) an. Sein Buch versteht er als Anregung, an den wichtigen Themen weiterzuarbeiten. Es enthält zahlreiche meist farbige Abbildungen, historische wie aktuelle Fotografien,

Zeichnungen, Schnitte und Pläne, viele davon erstmals oder nur an entlegenen Stellen veröffentlicht. Stammtafeln der in Handschuhsheim residierenden Geschlechter erleichtern das Verständnis. Es empfiehlt sich, die Handschuhsheimer Tiefburg mit dem Mertelschen Buch in der Hand zu erkunden. Noch besser wäre freilich eine organisierte Führung mit dem Autor.

Hansjoachim Räther

Bernd Wunder: Kriege und Festungen am Oberrhein. Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630–1945, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2013, 232 S., 19,95 Euro

„Die [...] Isolierung historischer Fakten macht Geschichte zu einem beliebig konsumierbaren Versatzstück der Unterhaltung, Wissenschaft dient jedoch der Erkenntnis und Bildung.“ (S. 7). Diese richtige Einsicht ist der Leitsatz, nach dem der Historiker Bernd Wunder (1977–2003 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Konstanz) die Kriege und Festungen des 17. bis 20. Jahrhunderts am Oberrhein behandelt. Die Menschen in diesem Gebiet (also auch die Kurpfalz mit Heidelberg) mussten bis ins 20. Jahrhundert immer wieder Kampfhandlungen, Durchzüge, Plünderungen, Brandlegungen und Besetzungen erdulden. Bis im 19. Jahrhundert der Rhein zur politischen Grenze wurde, erstreckten sich staatliche Gebilde wie die Pfalz, Kurmainz oder Vorderösterreich auf beide Rheinseiten. Anstatt sich, wie üblich, auf einzelne Territorien oder Feldzüge zu beschränken, arbeitet der Autor hier in einer Gesamtschau die neuzeitliche Kriegsgeschichte des Oberrheingrabs auf, wobei er Krieg, Politik und Geografie miteinander verbindet. Bisher gab es keine zusammenfassende Darstellung dieses Aspekts der südwestdeutschen Geschichte. Der Autor geht Fragen nach wie der, warum gerade diese Region zu einer europäischen Hauptfront wurde oder warum gerade hier so viele Festungen errichtet (und wieder geschleift) wurden. Einleitend behandelt Bernd Wunder die Festungen und Heere im Absolutismus, die „militärische Revolution“ zwischen 1550 und 1660, die Einführung von Feuerwaffen, von stehenden Heeren und die Disziplinierung der Truppen nach dem Vorbild der römischen Legionen. Es folgt die Stützpunktpolitik Frankreichs im Dreißigjährigen Krieg und in den ihm folgenden Feldzügen, das Streben des Königreichs nach der Rheingrenze (Annexion des Elsass und Lothringens, S. 60ff.) mit Hilfe von Festungsbau und Reunionen. Der Krieg Frankreichs von 1688 bis 1697, in der deutschen Geschichtsschreibung meist als „Pfälzer Erbfolgekrieg“ bezeichnet, „obwohl weder der Beginn noch der Verlauf oder das Ende etwas mit der Pfälzer Erbschaft von 1685 zu tun haben“ (S. 87), wird vom Autor auf neue Art gesehen: „Die Zerstörung der Pfalz war nicht das Ziel dieser Politik gewesen – das Unglück der Pfalz war, dass sie einen Großteil des Glacis von Philippsburg bildete. Dazu gehörte auch das Schloss von Heidelberg [...]“ (S. 86). Um 1700 wurden die „alten“ Großmächte Spanien, Holland und Schweden durch die aufsteigenden Mächte Österreich, England und Russland abgelöst. Nur Frankreich bewahrte seinen Großmachtanspruch und nahm aktiv an den Erbfolgekriegen des 18. Jahrhunderts teil (wobei seine Soldaten auch Heidelberg wiederholt besetzten, so 1707 und 1743. Zwischen 1794 und 1800 ließen die Revolutionstruppen Heidelberg ebenso wenig unbehelligt). Die Abgründe an Leid, Zerstörung und Tod, natürliche Begleiter und Folgen der dargestellten Vorgänge, scheinen in wenigen nüchternen Bemerkungen auf: „Die nackten Leichen und Leichenteile wurden von der Bevölkerung in Massengräber geworfen“ (S. 28) oder: „Die Eidgenossen waren das letzte Volk in Europa, das seine Kriegsgefangenen tötete“ (S. 30), oder: „Mannheim und Frankenthal [...] wurden völlig dem Erdboden gleich gemacht“ (S. 84).

In vom Text abgesetzten Kästen werden Entwicklungen der Militärgeschichte und der Waffentechnik erklärt. Am Schluss finden sich eine Aufzählung der Festungen am Oberrhein sowie

eine kurze Zusammenfassung ihrer Geschichte. In diesem (bis auf kleinere Ungereimtheiten) ausgezeichneten Buch fehlt ein Register, mit dessen Hilfe man rasch die Namen von erwähnten Personen oder Orten aufsuchen könnte.

Hansjoachim Räther

Klaus-Peter Schroeder: „Tod den Scholaren!“ Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Heidelberger Universität von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte Bd. 4), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2016, 240 S., 25,00 Euro

Hinter der jüngsten Publikation von Klaus-Peter Schroeder – Professor am Institut für geschichtliche Rechtswissenschaft der Universität Heidelberg und Verfasser zweier umfangreicher Bücher zur Geschichte der Juristischen Fakultät – verbirgt sich viel mehr als der etwas sperrige Titel vermuten lässt: Eine komprimierte Geschichte der Universität Heidelberg, wobei jedoch nicht die Entwicklung der Wissenschaft im Mittelpunkt steht, sondern das durchaus spannungsgeladene Verhältnis der Studenten zur Stadt, ihren Bürgern und zum Staat.

Seit Gründung der Heidelberger Hohen Schule genossen die Universitätsangehörigen einen mit zahlreichen Privilegien verbundenen rechtlichen Sonderstatus. Hierin sieht der Verfasser die Ursache für ein „äußerst angespanntes Verhältnis zwischen Stadt und Universität“ (S. 15), das schon bald zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den Studenten und der städtischen Einwohnerschaft führte. Bereits 1406 wurden tätliche Angriffe von Bürgern und Hofleuten auf Studenten aktenkundig und im Verlauf des 15. Jahrhunderts kam es wiederholt zu „Studentenkriegen“, die regelmäßig das Eingreifen des Kurfürsten zu Gunsten der Universitätsangehörigen notwendig machten.

Das Grundmuster der Konflikte zwischen den Studenten und anderen Bevölkerungsgruppen in der Stadt blieb bis zum Ende der kurpfälzischen Zeit im Wesentlichen konstant. Auslöser der nicht selten blutigen Auseinandersetzungen waren meist Streitereien im Wirtshaus oder Provokationen durch „ungebührliches Betragen“. Dies änderte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und insbesondere in der Zeit des Vormärz, in der sich die Konflikte auf das Feld des Politischen verlagerten. Nicht mehr die Stadt und ihre Bürger waren die Gegner der zunehmend in Korporationen organisierten Studenten, sondern die Landesherrschaft. Diese Entwicklung gipfelte im Juli 1848, als nach dem Verbot des „Demokratischen Studentenvereins“ durch das badische Innenministerium die Studenten zum letzten Mal in der Geschichte der Universität zum „traditionellen Protestmittel des Auszugs“ griffen und „mit der schwarzrot-goldenen Fahne der Burschenschaft an der Spitze“ nach Neustadt marschierten (S. 119). Anders als in früheren Jahrhunderten kam es nun sogar zu einer Solidarisierung der Bürgerschaft mit den Studenten, denn die Universität hatte sich mittlerweile zum wichtigsten Wirtschaftsfaktor in der Stadt entwickelt und die Bürger befürchteten erhebliche Einnahmeverluste infolge des Auszugs.

Im Jahr 1868 wurden schließlich die letzten noch verbliebenen Sonderrechte der Universität gegenüber ihren Studenten beseitigt, lediglich die Karzerstrafe für geringfügige disziplinarische Vergehen und der Ausschluss von der Universität „blieben als kümmerliche Reste der seit Gründung der Ruperto Carola geübten akademischen Gerichtsbarkeit“ übrig (S. 123). Auch in der wilhelminischen Epoche war das studentische Leben nicht frei von Konflikten, diese wurden jedoch nicht mehr zwischen Studenten und Bürgern sondern innerhalb der Studentenschaft auf dem Paukboden ausgefochten.

In der Zeit der Weimarer Republik und insbesondere während der NS-Diktatur – deren Bezeichnung als „Jahre der Hitlererei“ (S. 159) durch den Verfasser wirkt etwas befremdlich – änderte sich der Charakter der Konflikte abermals. Zunehmend wurde nun die Universität selbst

zum Austragungsort politischer Auseinandersetzungen. Politisch missliebige Hochschullehrer wie Emil Julius Gumbel sahen sich den Anfeindungen des Nationalsozialistischen Studentebunds ausgesetzt, der ab 1930 die studentischen Gremien dominierte und nach 1933 wesentlich an der „Gleichschaltung“ der Universität mitwirkte.

Als eine weitgehend konfliktfreie Epoche schildert Schroeder die Zeit zwischen der Wiedereröffnung der Universität im Wintersemester 1945/46 und der Mitte der 1960er Jahre. Dies änderte sich bekanntermaßen in der gut ein Jahrzehnt dauernden Zeit der studentischen Protestbewegung, die in Heidelberg bereits 1965 begann. Dass es in dieser Phase der Universitätsgeschichte, in der sich politischer Protest mit dem Streit über die Verfassung der Hochschule vermischte, nicht immer friedlich zuzuging, dürfte unbestritten sein. Ihre Charakterisierung als „neuer Studentenkrieg“ (S. 193) durch den Verfasser erscheint allerdings als überspitzt.

Schroeder lenkt den Blick auch über „1968“ hinaus zu den Protesten gegen die Studienbedingungen an der Massenuniversität in der jüngsten Vergangenheit. Sie manifestierten sich 1988, 1997 und 2009 in Streiks, Demonstrationen und der Besetzung von Universitätsgebäuden.

Insgesamt gelingt es dem Verfasser, auf rund 200 Textseiten mehr als 600 Jahre Universitätsgeschichte entlang des Leitfadens der Auseinandersetzungen zwischen den Studierenden einerseits und ihrem städtischen Umfeld sowie dem Staat andererseits zu skizzieren. Leider verzichtet er auf eine über das Deskriptive hinausgehende, zusammenfassende Analyse des Wandels der Konfliktmuster. Sie hätte die Publikation abgerundet und bereichert.

Martin Krauß

Hans Pfisterer: Carl Ullmann (1796–1865). Vom Pfarrersbub zum badischen Prälaten. Romantik und „positive Vermittlung“ in Theologie und Kirche, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2014, 128 S., 14,90 Euro

Die Heidelberger Romantik, möchte man meinen, ist durchgearbeitet. Alle Personen sind erfasst und die Quellen gesichtet. Und doch gibt es immer noch Figuren zu entdecken, die in vielfachen Beziehungen zu den Hauptakteuren stehen, deren Spuren in anderen Nachlässen zu finden sind und selbst eigene Dokumente nachgelassen haben. Hans Pfisterer hatte 1977 den Nachlass Carl Ullmanns für seine Dissertation ausgewertet und nun, selbst gewesener Prälat, seine Dissertation, um weitere Quellen angereichert, als erweiterte Biografie neu herausgebracht.

Karl Ullmann kam, aus Epfenbach im nördlichen Kraichgau gebürtig, 1806 als Schüler ans Heidelberger Lyzeum. Im Rückblick urteilt er über seinen altsprachlichen Lehrer, der zugleich Direktor der Schule war: „Der gründliche und genaue philologische Unterricht des Professor [Karl Philipp] Kayser schärfte in hohem Grade das Nachdenken und belebte den Sinn für Klarheit und Sicherheit“ (S. 11). Kayser ist bekannt durch sein 1923 ediertes Tagebuch. Beileibe nicht an alle Lehrer kann Ullmann sich so lobend erinnern, und noch als Student stand er mit der Familie Kayser in brieflicher Verbindung.

Ullmann durchwanderte die Gegenden um Heidelberg und hielt, was er sah, mit dem Zeichenstift fest. Er kannte auch das Dreigestirn Karl Philipp Fohr, Ernst Fries und Karl Rottmann persönlich. Die Proben, die Pfisterer zeigt, machen Lust auf mehr, und Ullmann wäre selbst wohl auch gerne Künstler geworden, wenn er sich nicht als Pfarrerssohn zur Theologie prädestiniert gefühlt hätte.

1812 – mit 16 Jahren – wurde Ullmann immatrikuliert. Der Richtungsstreit zwischen Klassikern und Romantikern teilte auch die Theologische Fakultät. Ullmann wählte sich Karl Daub zu seinem akademischen Lehrer, der von Kant über Schelling zu Hegel gekommen war und zu

den konservativ orientierten Romantikern zählte. Außerhalb der Theologie schloss Ullmann sich an den Philologen Friedrich Creuzer an. In seiner Heidelberger Ausbildungszeit wohnte Ullmann im Kirchheimer Pfarrhaus bei der Familie von Johann Konrad Maurer. Dort machte er die Bekanntschaft mit den Brüdern Boisserée, die ihm am Tag seines Abschieds nach Tübingen ein Widmungsblatt schenkten (S. 20). Leider geizt Pfisterer mitunter mit genauen Angaben, sodass wir das Datum dieses Tages nicht erfahren.

In den sechs(?) Tübinger Semestern lernte Ullmann Karl Sand, den späteren Kotzebue-Attentäter, kennen und befreundete sich mit Gustav Schwab. Zurück in Heidelberg machte er im Herbst 1816 Examen, um sich dann seiner akademischen Laufbahn zu widmen. Mit 23 war er habilitiert, bald darauf a.o. Professor und mit dreißig Jahren Ordinarius. 1823 heiratete er Hulda Mereau, Brentanos Stieftochter, die in dem Institut von Caroline Rudolphi erzogen worden war. Beide hatten zusammen zwei Töchter und zwei Söhne. Hulda starb bereits 1832, Karls zweite Ehe blieb kinderlos.

Theologisch saß Ullmann nun „gleichsam zwischen den Stühlen“ (S. 36). Pietismus und Rationalismus waren ihm fremd, den herkömmlichen Supranaturalismus wollte er überwinden, ohne in romantische Spekulation oder gar Pantheismus zu verfallen. 1828 gründete er die Zeitschrift „Theologische Studien und Kritiken“ und machte sie zu einem Forum für „positive Vermittlung“ (S. 45).

1828 ging Ullmann nach Halle. Die dortige theologische Fakultät übertraf die Heidelberger an Bedeutung und Größe. Dennoch nahm er 1836 gerne einen Rückruf nach Heidelberg an. Wissenschaftlich hatte er sich auf dem Gebiet der Kirchengeschichte mit Arbeiten zu den vor-reformatorischen Bewegungen des 15. Jahrhunderts einen Namen gemacht. Systematisch-theologisch blieb er dem Vermittlungsgedanken treu und führte 1837 als Dekan die Berufungsverhandlungen mit Richard Rothe.

In den 1840er Jahren engagierte Ullmann sich im Gustav-Adolf-Verein für die Protestanten in der katholischen Diaspora. Auch Johann Hinrich Wicherns Aufrufe zur inneren Mission fanden sein Interesse. Vor dem badischen Aufstand von 1849 floh er zu seinem Freund Gustav Schwab in Stuttgart. Ullmanns Söhne waren ins hessische Auerbach ausgewichen, um nicht in der revolutionären badischen Armee dienen zu müssen.

1853 wurde Karl Ullmann als Prälat in die Kirchenleitung nach Karlsruhe berufen. Damit endet seine Scout-Rolle für die Heidelberger Geistesgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gerne hätten wir mehr erfahren über seine Stellung zu den großen Fragen seiner Zeit: die demokratischen Impulse des Vormärz, die Paulskirche oder die Judenemanzipation. Ullmann starb 1865 und wurde in Karlsruhe begrabene.

Hans-Martin Mumm

Victor Hugo: Heidelberg - Man müsste hier leben! Übersetzt aus dem Französischen von Wolfram Schäfer, überarbeitet von Jörn Albrecht, hg. und mit einem Vorwort versehen von Françoise Klopfer-Chomard, Nachwort von Friedrich Wolfzettel, Morio-Verlag, Heidelberg 2016, 119 S., 14,95 Euro

Sein einziges Ziel, als er sich 1838 auf Reisen begab, sei es gewesen, Bäume und Himmel zu sehen, zwei Dinge, die in Paris kaum noch zu erblicken seien, sagt Victor Hugo im Vorwort zur Erstfassung seines 1842 erschienenen Buches „Le Rhin“. Fast zufällig sei er dabei an den Rhein gekommen. Die Begegnung mit dem großen Strom aber habe ihn von der Träumerei zum Nachdenken geführt.

Er unternimmt eine zweite, dann 1840 eine dritte lange Reise den Rhein entlang, versenkt sich tiefer in die ihm geheimnisvoll erscheinende Landschaft voller Märchen und Legenden, die der Grenzfluss zwischen den immer wieder kriegführenden Nationen durchquert. Was er fin-

det, ist das Deutschland der Romantiker, „unser aller Mutter“, wie Gérard de Nerval sagte. Er träumt von einer Aussöhnung von französischer Kultur und deutschem Geist, sieht für die Zukunft eine europäische Union unter beider Führung. In seinen Augen ist Deutschland der natürliche Partner Frankreichs. „Deutschland ist (so Hugo im Vorwort über sich selbst) eins der Länder, die er liebt, und eine der Nationen, die er bewundert. Er hat beinahe ein Sohnesgefühl für dieses edle und heilige Vaterland aller Denker. Wäre er nicht Franzose, so würde er gerne Deutscher sein.“ Wie gerne lesen wir das.

1845 erscheint die Zweitfassung von Hugos Reisebuch in Form von 39 Briefen an einen Freund. Darin ist der 28. Brief über seinen 10-tägigen Aufenthalt in Heidelberg im Oktober 1840 der längste und der eigentliche Höhepunkt der Reise. Darin schildert Hugo vier große, zum Teil nächtliche und geheimnisumwitterte Spaziergänge. Er wohnt am Kornmarkt im „Prinz Carl“ und geht täglich am Haus zum Ritter vorbei. An der Stadt selbst fesselt ihn nur dieses steinerne Haus mit seinen Inschriften, der „Ritter St. Georg“ als einziger unversehrter Zeuge aller Feuersbrünste. Deren Geschichte hat der Reisende gründlich erforscht, in langen Anmerkungen liefert er dem Leser französische Pressedokumente zur Zerstörung der Pfalz im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1693. Er wandert über die Brücke zum Philosophenweg und sieht vom Hang des Heiligenberges die Rheinebene in dramatischem Sonnenuntergang, gelangt beim Hinaufsteigen im dunkeln Gestrüpp zu einer eckigen Grube von abgründiger Tiefe und hört dreimal eine Stimme rufen: Heidenloch! Sie kommt von einer alten Reisisammlerin, die dort unterwegs ist. Von ferne nimmt er beim Abstieg eine Turmruine wahr. Ob jene Grube identisch ist mit dem heute als „Heidenloch“ bekannten Schacht oder vielmehr einer anderen damals noch sichtbaren Zisterne, muss offen bleiben. Märchenhaft bleibt alles. Auch die Wanderung zu den Burgen bei Neckarsteinach, das Schwalbennest und die umwucherte Nachbarburg, nächtliche Geräusche und Mondschein. Wiederum am Abend und bei Sonnenuntergang bestaunt Hugo den Gaisberg, genießt den Blick in die herrliche Landschaft, fühlt sich verbunden mit allen großen historischen Gestalten, die hier gestanden haben müssen: Heidelberg wird ihm zum Knotenpunkt historischer Ereignisse. Endlich gelangt er zur mondbeschiedenen Ruine des geschichtsträchtigen Schlosses, ist dort völlig allein. Hier scheinen zu dieser Stunde die Fassaden der alten Gebäude „keine Fassaden mehr, sondern Gesichter“, die Statuen „wachen nachts auf und werden zu Gespenstern.“

Was Hugo auf seiner Reise sucht und bewegt, ist – wie Friedrich Wolfzettel aufzeigt – nicht das moderne Deutschland, sondern vielmehr die historischen Tiefen der berühmten Orte, die er am Rhein aufsucht, die Ruinen mehr als die Neubauten.

Das Gesamtwerk der „Rheinreise“ ist in deutscher Übersetzung leider, bis auf eine kleine Auswahl in der Inselbücherei, seit Jahren vergriffen. Daher ist es hoch willkommen, dass nun das gesamte Heidelberg-Kapitel in einer sehr ansprechenden Neuauflage, herausgegeben und eingeleitet von Françoise Kloepfer-Chomard, wieder vorliegt. 2002 hatte die Autorin, zusammen mit Jean d'Yvoire vom damaligen Institut Français Heidelberg, das Werk in einer zweisprachigen Fassung im Sociétésverlag herausgegeben. Deren Übersetzung von Wolfram Schäfer und Jörn Albrecht liegt auch der einsprachigen Neuausgabe zugrunde, ebenso das instruktive Nachwort des Mannheimer Romanisten Friedrich Wolfzettel. 2002 hatte der französische Romancier Michel Butor, selbst Verfasser eines Reisebuches mit dem bezeichnenden Titel „Genius Loci“, die Heidelberg-Spaziergänge Hugos unter dem Titel „Heidelberg im Karree“ kommentierend begleitet. Diesmal erfahren wir im Vorwort der Herausgeberin Interessantes über die Reisetätigkeit des berühmten Autors, die Umstände früherer Reisen überhaupt. So zum Beispiel, dass Hugo sich eine europäische Währung wünschte, dass und wie er unterwegs seine genialen Zeichnungen anfertigte, und dass er alle seine Manuskripte und Skizzen der Nationalbibliothek von Paris vermachte, der zukünftigen „Bibliothek der Vereinigten Staaten von Europa“.

Das Hardcover-Büchlein aus dem Morio-Verlag Heidelberg, mit zahlreichen, gut gedruckten Illustrationen und nützlichen Anmerkungen, ist ein Geschenk für alle Heidelberg-Liebhaber – und macht neugierig auf die gesamte Reise.

Renate Marzolff

Natalie Gutgesell: Joseph Victor von Scheffel in Heidelberg (Stationen 18), Morio-Verlag, Heidelberg 2015, 72 S., 7,95 Euro

Die Reihe „Stationen“ des Morio-Verlags, einem Ableger des Mitteldeutschen Verlags in Halle, ist dem Leben und Wirken einzelner Persönlichkeiten der Kultur- und Geistesgeschichte an jeweils einem Ort gewidmet. Für Heidelberg liegt ein Bändchen zu Turgenjew vor, jetzt kommt Scheffel dazu, in Planung ist ein Heft zu Goethe.

Mit Natalie Gutgesell hat der Verlag eine Autorin gewinnen können, die neue Aspekte zu Scheffels Leben beitragen kann. Promoviert wurde sie mit einer Arbeit über Scheffel als Bildender Künstler. Sie überblickt ein Werk von „über 400 Zeichnungen, Aquarellen, Lithografien oder Fotografien sowie über 80 Skizzen- und Notizbüchern“ (S. 65). Viele dieser Arbeiten zeigen Heidelberger Motive. Aus Privatbesitz sind weitere Entdeckungen zu erwarten.

Josef Scheffels Begegnungen mit Heidelberg zeichnet Gutgesell mit Sorgfalt nach: frühe Besuche, die Studienzeit 1844 bis 1848, unterbrochen durch zwei Berlin-Semester, Staatsexamen, Rechtspraktikum (= Referendariat) und Promotion 1848/49, die halbherzigen Versuche, Mitte der 1850er Jahre an der Universität Fuß zu fassen, zwei weitere Besuche 1865 und 1877 bis zum letzten Aufenthalt 1886 kurz vor seinem Tod. Sie hat die Entscheidungen seines Lebens mit Briefzitate belegt, die Bezugspersonen seines Umgangs – Häusser, Kußmaul, Schmezer, Welcker und andere – vorgestellt und Scheffels jeweilige Wohnadressen ermittelt. Soweit handelt es sich um eine gediegene Arbeit, die auf knappem Raum alle Scheffeliana zu Heidelberg zusammenträgt. Ein Literaturverzeichnis und eine Zeittafel zur Biografie insgesamt (S. 68f.) runden diese Informationen ab.

Und doch fallen zwei Webfehler in der Stoffgliederung und in der Argumentation auf. Erstens greift der Versuch, die verschiedenen Abschnitte der Heidelbergjahre Scheffels unter die Begriffe „Feierlaune und Freiheitsgefühl“ (S. 5) zu fassen, zu kurz. Scheffel war kein Freund der Revolution von 1848/49, aber die Ereignisse hatten ihn tiefer getroffen, als Gutgesell zugeben will. Ihre Gliederung stellt die Ereignisse von 1848/49 vor die Behandlung der eigentlich vorangehenden Studienjahre. So rettet sie die „Feierlaune“ über den revolutionären Einschnitt hinweg, der weitaus mehr war als ein „Gefühl“. Dass Scheffel mit den von ihm redigierten „Vaterländischen Blättern“ 1849 für die von der Reaktion abgelehnten Reichsverfassung der Paulskirche eingetreten war (S. 17), deshalb von den einmarschierenden Preußen kurzfristig verhaftet wurde (S. 18) und sich schließlich weigerte, als Staatsdiener gegen die Freischärler von Rastatt vorzugehen (S. 29), sind Hinweise, die Gutgesell nicht in Beziehung zueinander setzt. Scheffel war 1850 nicht einfach unpolitisch geworden, sondern ihm war eine politische Position zerbrochen.

Zweitens ist Scheffels Weg als Schriftsteller durchaus kompliziert. Seine politische Heimatlosigkeit, die Abkehr von der Jurisprudenz und Hinwendung zu Geschichte und Philologie sowie die Nöte seiner sexuellen Orientierung halte ich dabei für die Hauptfaktoren. Ob dabei seine Zurückhaltung gegen das „Image des Saufpoeten“ (S. 45), vor dem Gutgesell ihn eigentlich schützen will, eine Rolle spielt, sei dahin gestellt. Aber warum widmet die Autorin ganze zwei ihrer kostbaren Seiten dem Heidelberger Studentenkarzer? Diese Ikonenwand eines pennälerhaft-bierseligen Humors hat mit Scheffels Leben sachlich wenig und zeitlich gar nichts gemein. Aber in seiner Wirkung bestärkt das Karzer-Porträt genau dieses Image. Oder spekulieren die „Stationen“ damit auf ein Publikum, das sich anders für Scheffel nicht gewinnen ließe?

Mit ihrer Schlusspointe geht Natalie Gutgesell wieder die Kunsthistorikerin durch: Wo ist das Heidelberger Scheffeldenkmal von 1891 geblieben? 1942 wurde das Standbild von Adolf Heer zu Kriegszwecken abgeliefert; es gibt aber kein Protokoll der Einschmelzung. Nachforschungen in den 1950er Jahren blieben ergebnislos. Das heutige Denkmal auf der Scheffelterrasse des Schlossgartens stammt von 1976. „Wo steht Scheffel heute?“ ist Gutgesells Schlusssatz (S. 66). Diese Frage hat auch einen literaturhistorischen Kern und ließe sich kaum auf 72 Seiten beantworten.

Hans-Martin Mumm

Gerhard Schwinge (Hg.): Lebensbilder aus der Evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 4 Erweckung, Innere Mission/Diakonie, Theologinnen, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 477 S., 38,00 Euro

In dem auf fünf Bände angelegten biografischen Sammelwerk „Lebensbilder aus der Evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert“ ist als dritter nun Band 4 erschienen: Erweckung, Innere Mission/Diakonie, Theologinnen; der Herausgeber Gerhard Schwinge hat von den 20 Beiträgen selbst vier verfasst; er ist als einer der Autoren unseres Jahrbuchs Nr. 17 bereits bekannt. Zwei weitere Bände der Lebensbilder sind noch in Vorbereitung.

Heidelbergs herausragende Stellung in der Badischen Landeskirche bildet sich in diesem Band nicht besonders ab (im Gesamtwerk der fünf Bände allerdings schon). Wilhelm Frommel, nach dem eine diakonische Einrichtung in der Plöck benannt ist, ließe sich vermissen. Grete Gillet (S. 404–431, Hilde Bitz) war die erste Frau, die an der Theologischen Fakultät eingeschrieben war. Gertrud Hamann (S. 366–385, Jörg Thierfelder), ein Karlsruher Findelkind, wuchs in Heidelberg auf und wurde später Landesfürsorgerin. Theodor Plitt (S. 96–125, Gerhard Schwinge) war 1853–1860 Stadtpfarrer und Professor für Praktische Theologie in Heidelberg und 1867–1886 Pfarrer in Dossenheim. Näher an unserer Zeit steht Herbert Krimm (S. 350–365, Christian Möller), Pfarrer in Schlierbach und 1961–1970 Professor für Diakoniewissenschaft. Die scharfen Auseinandersetzungen von 1969 mit linken Studierenden werden genannt, aber nur mit Zitaten aus Krimms unveröffentlichter Autobiografie belegt. Diese Geschichte ist noch nicht aufgearbeitet. Den farbigsten Lebenslauf hat ohne Zweifel Regine Jolberg, geb. Zimmern (S. 164–183, Adelheid M. von Hauff). Als Tochter von David Zimmern, einem jüdischen Kaufmann in Heidelberg, war sie zweimal verheiratet und zweimal verwitwet; vor der zweiten Ehe hatte sie sich mit ihrem Bräutigam taufen lassen. 1844 gründete sie in Leutesheim eine Einrichtung, aus der das spätere Diakonissenhaus Nonnenweiher hervorging. So vollendete sich der Weg von der Haspelgasse in Heidelberg zur Kleinkinderpflege der badischen Diakonie.

Gespannt sein dürfen wir auf die noch ausstehenden Bände: „Kirchenleitung“ und „Heidelberger Universitätstheologie“. Rechercheleiß und Literaturnachweise in den vorliegenden drei Bänden lassen weitere gute Ergebnisse erwarten.

Hans-Martin Mumm

Frieder Hepp (Hg.): Reiselust. Vom Pilger zum Pauschaltourist. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg vom 6. März 2016 bis 12. Juni 2016., Heidelberg 2016, 120 S., 90 Abb., 15 Euro

Eine Ausstellung in einem Museum steht den Besuchern in der Regel nur eine begrenzte Zeitspanne zur Verfügung. Die Exponate werden wieder abgeräumt und es bleibt nur der Katalog, der auch weiterhin von dem Ereignis berichtet. In den letzten Jahren waren manche dieser Ausstellungskataloge sehr umfangreiche Bücher, die schon deshalb beanspruchten, mehr zu sein als nur ein Begleiter der Ausstellung. Der vorliegende Katalog gehört zwar nicht dazu, er war ein guter Begleiter zur Ausstellung „Reiselust“, ist aber auch eine einführende und anregende Lektüre zum Thema Geschichte des Reisens und zu Veränderungen in der Motivation des Reisens. Der Untertitel „vom Pilger zum Pauschaltourist“ deutet diesen historischen Überblick als Hauptinhalt der Ausstellung und des Katalogs an. (Nicht zu erklären und ärgerlich ist das Fehlen der Endung im letzten Wort.) Betrachtet man den Inhalt des Katalogs genauer, so wäre aber ein weiterer Untertitel angebracht: Heidelberg als Reiseziel.

Von diesem Heidelberg ist bereits im Vorwort von Frieder Hepp die Rede, vom Ruf der Stadt als „internationalen Sehnsuchtsort“, von „Heidelberg in Wien am Rhein“, wie Kurt Tucholsky 1929 formuliert. Hepp kann viele Schriftsteller und Dichter aufzählen, die die Stadt priesen. Richtig deutlich wird die These von Heidelberg als besonders beliebtem Ziel der Reisenden im weiteren Teil des Katalogs, wenn man sieht, welche große Zahl an Hotels es in der Stadt gab (Heidelberg als der „Gasthof Deutschlands“) und wie früh und wie zahlreich Souvenirs für die Reisenden entwickelt wurden. Die Abbildungen der Exponate, wie sie in der Ausstellung zu sehen waren, sind zahlreich.

In einem einführenden Beitrag, schreibt die Kuratorin der Ausstellung, die auch das Gesamtkonzept entwarf, Karin Tebbe, über die Entwicklung des Reisens, die sich wandelnden Motive und das Erleben des Reisens. Heidelberg als Zielort hat dabei eine große Rolle gespielt, was sie wiederum mit Zitaten prominenter Reisender belegen kann. Die vielen Klöster im Bereich der Stadt gaben seit dem Mittelalter bis zur Reformation den Pilgern Quartier, die Grand Tour, eine Bildungsreise zunächst der Adeligen, später auch der Bürgerlichen, brachte viele Engländer in die Stadt, und die Eisenbahn (seit der Mitte des 19. Jahrhunderts) sowie die Verbreitung des privaten Autobesitzes (seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts) eröffneten den Weg zum Massentourismus, wie wir ihn heute kennen. Und wie erlebten und erleben die Reisenden das, was sie sehen? Der „touristische Blick“ des 18. und 19. Jahrhunderts, schreibt Tebbe, fand Vergnügen darin „die Natur so zu erleben, wie sie sich in der Landschaftsmalerei darstellte“. Heidelberg bot dieses Erlebnis. Und auch heute noch, meint Karin Tebbe, sei die Realität fremder Orte nur bedingt das Ziel des touristischen Erlebnisses. „Im Fokus der Wahrnehmung stehen die Motive des Pittoresken, Historischen, der „intakten Natur“ und des vermeintlich Authentischen.“ Auch diesem Bedürfnis kann Heidelberg mit seiner Landschaft (gesehen von der Scheffelterrasse oder dem Schlossaltan aus) und seiner Schlossruine nachkommen.

Von den Gefahren und Unbequemlichkeiten des Reisens, die es natürlich trotz der „süßen Reiselust“ auch gab, ist im Beitrag von Veronika Haas die Rede. Aber auch sie vermittelt den Eindruck, dass Heidelberg vielen Besuchern so viel Vergnügen bringt, dass sie es als „Dolce Vita am Neckar“ bezeichnet.

Der Katalog, der mit einem Literaturverzeichnis endet, beschäftigt sich mit dem Thema des Reisens vor allem unter historischem Aspekt. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Tourismus, dessen negative Seiten vor allem die Bewohner der Altstadt ertragen (und worüber fast jeden Tag in der Zeitung zu lesen ist), war nicht das Thema. Der Katalog bietet dem Leser des Textteiles und dem Betrachter der abgebildeten Exponate eine kleine „Bildungsreise in die Vergangenheit“, vor allem in die des Reiseziels Heidelberg, und die ist vor allem vergnüglich.

Ingrid Moraw

Ralph Dutli: Mandelstam, Heidelberg. Gedichte und Briefe 1909–1910. Mit einem Essay über deutsche Echos in Ossip Mandelstams Werk: „Ich war das Buch, das euch im Traum erscheint“; Wallstein-Verlag, Göttingen 2015, 192 S., 19,90 Euro

Barbara Wiedemann: Mandelstam in Heidelberg (Spuren 103), Deutsche Schillergesellschaft, Marbach am Neckar 2014, 16 S., 5,80 Euro

Ossip Mandelstam. Wort und Schicksal; Ósip Mandelstam. Palabra y destino. Begleitbuch zur Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg und im Centro Federico Garcia Lorca Granada. 14. Mai bis 17. Juli in Heidelberg und 9. Sept. bis 6. November 2016 in Granada, hg. von den Unesco Cities of Literature Heidelberg/Granada, dem Staatlichen Literaturmuseum Moskau und der Mandelstam-Gesellschaft Moskau, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2016, 317 S., 34,00 Euro

Ossip Mandelstam, 1891 in Warschau geboren, ist, wie sein Biograf, Werkerschließer und Übersetzer Ralph Dutli gleich zu Beginn der Gedichtedition Mandelstam, Heidelberg. Gedichte und Briefe 1909–1910 feststellt, „einer der bedeutendsten Vertreter der Weltpoesie“. Sein lyrisches Werk ist nicht Appendix einer Opfergeschichte von „Stalins Schriftstellermassaker“, so unfassbar diese Leidenszeit auch gewesen ist. „Das Wesentliche liegt in seiner Poesie begründet, in deren lyrischer Intensität und Klangmagie, in der Kraft einzigartiger Bilder, im weiten Netz der kulturellen Assoziationen, in der Tiefe seines dichterischen Gedächtnisses.“ (Dutli, S. 5) Ein knappes Wintersemester verbrachte der 18-Jährige 1909–1910 in Heidelberg, nachdem er von 1907–1908 schon Vorlesungen an der Sorbonne und dem Collège de France in Paris gehört hatte und am weiteren Studium in Sankt Petersburg durch ein antijüdisches Aufnahmequorum gehindert wurde. Also auf nach Heidelberg, wohin schon viele russische Intellektuelle geflüchtet waren, die legendäre Pirogowsche Lesehalle zum Sammelort von Wissenschaftlern und Künstlern, Bohemiens und Literaten geworden war. Zwischen 15 und 30 Gedichte sind hier entstanden, die Mandelstam in keine seiner späteren Publikationen aufnahm. Ein etwas verwinkelt Gedenkdatum (125. Geburtsjahr) hat bewirkt, dass der fünfmonatige Aufenthalt Mandelstams 2016 in Heidelberg zum Anlass einer üppigen Veranstaltungsreihe, zum Anstoß für Schulprojekte und einer eindrucksvollen Ausstellung in der Friedrich-Ebert-Gedenkstätte geworden ist. Das Staatliche Literaturmuseum Moskau und die Mandelstam-Gesellschaft Moskau kooperierte mit den UNESCO Cities of Literature Heidelberg und Granada, um Objekte, Dokumente, Plakate und Bilder zum literarischen und politischen Milieu der jungen, avantgardistischen russischen Literatur, den Modernisten der Revolutionsepoche und dem bedrückend-heroisierenden, sozialistischen Realismus der Stalin – Ära zu präsentieren. Ob nun allerdings Heidelberg wirklich „zur Wegscheide von größter Wichtigkeit für die Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts“ wurde, wie die FAZ etwas aufgeblasen bekundet (11. Februar 2016), weil Mandelstams tastendes, experimentelles Frühwerk hier entstand, sei allerdings dahingestellt.

Ralph Dutli, Übersetzer und Herausgeber der zehnbändigen Mandelstam-Gesamtausgabe im Wallstein-Verlag, hat den Entstehungskontext dieser Gedichte, die erkennbare lyrische Positionierung Mandelstams weg vom religiös getränkten russischen Symbolismus, hin zu einer organischen, konkreten und plastisch, diesseitsbejahenden Poesie sorgfältig nachgezeichnet. An den Texten Mandelstams selbst, seinen Aufzeichnungen über die französische Lyrik, die er in Paris kennen gelernt hat, an programmatischen Texten der „Akmeisten“, wie sich Mandelstams Sankt Petersburger Dichtergruppe nannte, und an Mandelstams Korrespondenzen mit den Koryphäen des russischen Symbolismus Woloschin und Iwanow, denen er seine Gedichte zusandte, ohne auch nur einen Funken Resonanz zu erhalten. Dutli versucht erst gar nicht, Mandelstams Gedichte „nach lokalen Sehenswürdigkeiten ab[zu]tasten“ (S. 33), das Ambiente gibt

nichts Spezifisches her, außer dass Literatur aus Wahrnehmung, Eindruck und Empfindung konkret sich speist. Es muss der Gaisberg nicht sein, wenn der Mond aufgeht und Sterne flimmern. Warum Dutli indes biografische Ermittlungen als „Kuriositäten“ bezeichnet (S. 12), vermag ich nicht zu verstehen. Das wenige, was wir gesichert wissen und dokumentiert erhalten, verweist unter anderem auf die hiesige russisch-akademische Periode vor 1914, mit der Mandelstamm sicher in Berührung gekommen ist. Und es gibt Hinweise auf seine Studienpräferenzen.

Dutli versucht, mit philologischer Akkuratess, manchmal auch schweifenden Assoziationen und bestens sortiertem Gedächtnis für Mandelstams Texte, Bezüge und Motive anzusprechen, die Leser der Mandelstam-Gedichte höflich und vorsichtig auf „Unterströmungen“ aufmerksam zu machen, um Elemente dieser frühen Texte in zeitgleich und später entstandenen zu identifizieren. Dem Impuls zur Interpretation widersteht er erfreulich konsequent und lässt Mandelstams frühe Gedichte in ihrer zum Teil immer noch steilen Symbolik leuchten und verwirren. Wir ahnen etwas von der Schwierigkeit, das Melodiöse, den Tiefenklang, die Unbestimmtheit in Mandelstams frühen Texten zu transponieren. Ein luzider Essay über Deutsche Echos in Ossip Mandelstams Werk („Ich war das Buch, das euch im Traum erscheint“) beschließt Dutlis feinfühlig Annäherung an Mandelstams Jugendwerk, dessen biografischer Kontext mehr Fragen offen lässt als ernsthaft beantworten kann.

Auch die Tübinger Germanistin Barbara Wiedemann, ausgewiesene Celan-Editorin und Celan-Interpreten, versucht diesem Kontext in einer schmalen Broschüre der Deutschen Schillergesellschaft Marbach a. N. näher zu kommen. Überzeugend ist die ästhetisch überwältigende Umschlaggestaltung des Hefts. Die schmale Datenlage zwingt auch sie zu Mutmaßungen und Schlussfolgerungen. Eher unzuverlässige Erinnerungen des Mitstudenten Aaron Steinberg an Mandelstamm, Spekulationen über Begegnungen und Unternehmungen, ein paar Dokumente aus dem Universitätsarchiv, wie Belegzettel, Immatrikulation und Sittenzeugnis. Wie Zum Beispiel war es um die Sprachkenntnisse des 18-jährigen, eher lau motivierten Ex-Gymnasiasten bestellt, wie viel hat er also tatsächlich studierend verstanden hat in Fritz Neumanns vierstündiger Vorlesung zur Geschichte der französischen Literatur des Mittelalters, bei dem ebenfalls vierstündig rhetorisierenden Kunsthistoriker Henry Thode (Große venezianische Maler des 16. Jahrhunderts) oder Wilhelm Braunes germanistische Anfängerübung zu Werner dem Gartenaeres Gedicht „Meister Helmbrecht“. Zu Mandelstams Stellung zum (eigenen) Judentum lässt sich aus Eintragungen in der akademischen Quästur leider auch nichts Gewisses ermitteln. Aber Wiedemanns subtile, rhythmisch-metrische Analyse eines der damals entstandenen Gedichte lässt uns annähernd spüren, wie der junge, beweglich-unfertige Lyriker sich aus formalen und symbolistischen Vorgaben herausarbeitet, und – Wiedemann bringt es auf den Punkt – einen Misston in „seiner Wortmusik gerade dort einsetzt, wo der Sinn eindeutig wird.“ (S. 15) Verwirrend und deutungsbedürftig ist das Faksimile eines Zeitungsausschnitts, enthalten in einer Studentenakte Josef Mandelstamm von 1904(?). In diesem wird – in völkisch-nationalistischem Duktus - über die „Mandelstam und Silberfarb“ gehetzt, die in Heidelberg „weiterstudieren“ wollen, nachdem sie aus Preußen ausgewiesen wurden. Auf „unseren“ Mandelstam kann sich das Pamphlet nicht beziehen.

Der Katalog zur Ausstellung im Friedrich-Ebert-Haus ist leider erst knapp vor Ende der Ausstellung in der Ebert-Gedenkstätte erschienen. Das zweisprachige Buch enthält einen Aufsatz Dutlis: Die Spindel fliegt. Ein junger russischer Student und werdender Dichter. Mandelstam in Heidelberg (S. 126–143) und Beiträge u.a. von Dmitrij Bak, Wladimir Mikuschewitsch, Sebastia Moranta und Pavel Nerler und des Heidelberger Slavisten Urs Helftrich. Zwischen den Beiträgen sind die einzelnen Abschnitte der Ausstellung anhand der Exponate dokumentiert.

Norbert Giovannini

Sabine Arndt: Das Alte Hallenbad Heidelberg. Ein Tempel des Volkes, D-Punkt-Verlag, Heidelberg 2015, 200 S., 29,90 Euro

Sabine Arndts zweite Veröffentlichung über ein denkmalgeschütztes Heidelberger Gebäude, das sein jahrzehntelang stadtbildprägendes Gesicht durch Sanierung und Umbau völlig verändert hat, widmet sich dem Jugendstilgebäude Bergheimer Straße 45. Anfang des 20. Jahrhunderts als Hallenbad erbaut und über Jahrzehnte als solches genutzt, trägt es heute zwar noch den Namen, Altes Hallenbad, ist aber schon seit mehr als dreißig Jahren kein Bad mehr. Wie in ihrem Buch über das ehemalige Schlosshotel zeigt die Fotografin und Autorin auch in diesem Band ihr wahres Können als Fotografin. Wunderschöne Aufnahmen dokumentieren den heruntergekommenen Charme des seit 1981 geschlossenen Bades. Arndt versteht es: die Schmutzedecken anmutig ins Licht zu setzen; die von Kacheln entblößten Wände, Würde ausstrahlen zu lassen; den noch so verfallenen Räumen, Eleganz zu verleihen. Ergänzt werden ihre kunstvollen Aufnahmen durch viele historische Abbildungen. Drei Jahre hat sie sich mit dem Objekt beschäftigt, und es ist ihr gelungen, die besondere Atmosphäre des Hauses, das sich ihr als „sakraler Ort“, als „spiritueller Raum“, als ein „Zauber“ ausstrahlender und von „Tiefe“ beseelter Raum darstellte, in ihren Bildern und Texten einzufangen.

Es sind natürlich vor allem die Bilder des Zerfalls, die faszinieren, in Bann ziehen und einen beim Durchblättern des Buches verweilen lassen. Dagegen strahlt das renovierte Alte Hallenbad noch eine gewisse Sterilität aus, den Charme eines „Tempels des Volkes“ (Veth) muss es sich erst wieder erarbeiten.

Während im „Schlosshotel“, das noch im Eigenverlag erschien, die Fotos dominieren und großformatiger sind, hat der Text in Arndts neuem Buch Vorrang. Der Autorin schien es offenbar wichtig, die Geschichte des Gebäudes sehr detailliert zu belegen, daher ist es auch um einiges umfangreicher ausgefallen (80 Seiten mehr). Unter dem Titel „Geschichte des Alten Hallenbades“ (Kap. 5), mit über 100 Seiten das seitenstärkste Kapitel, chronologisiert die Autorin akribisch die Biografie des Hauses: beginnend mit dem Planungsbeginn 1902, bis zu seiner Schließung als Schwimmbad 1981, die Jahre der Zwischennutzung durch das Theater und das Orchester der Stadt, bis zur Eröffnung im April 2013, dem „Frühlingserwachen“, und endend mit der inzwischen zweiten Eröffnung der neuen Markthalle am 29. November 2014. Angereichert mit vielen Zitaten aus der Presse (inklusive vieler Leserbriefe), aus teils ermüdenden Gemeinderats- und Ausschusssitzungen kann sich die Leserin und der Leser noch einmal ein sehr genaues Bild von den wechselvollen turbulenten Zeiten des Hauses machen. Wir können froh sein, dass das alte Gebäude, das „einen Teil der architektonischen Geschichte der Stadt vertritt“ (S. 6) noch steht, denn mehrmals seit seiner Schließung 1981 war es vom Abriss bedroht.

Das Vorwort der ehemaligen Oberbürgermeisterin Beate Weber-Schuerholz erinnert daran, dass das Hallenbad ein wichtiges Thema ihrer gesamten 16-jährigen Amtszeit war, während Oberbürgermeister Würzner in seinem Vorwort den Blick in die Zukunft richtet, das Alte Hallenbad ist ihm Symbol für das „neue Bergheim“.

In einer „Einleitende(n) Geschichte“ erzählt Arndt die fiktive Geschichte eines Jungen namens Jochen, der seine schönsten Stunden morgens zwischen sechs und acht Uhr im Hallenbad verbrachte, weil er der Sohn des Bademeisters war und mit seinen Eltern in der Wohnung „über dem Kassenhäuschen im oberen Stock des Gebäudes zur Poststraße hin“ wohnte. Für die Autorin verkörpert dieser Junge und (seine Geschichte) die „nostalgischen Erinnerungen“ vieler Heidelbergerinnen und Heidelberger.

Das zweite Kapitel ist dem Bauherrn Alois Veth gewidmet. Knapp und anschaulich schildert Arndt die Geschichte vom ‚Aufstieg und Fall‘ des gelernten Zimmermanns. Veth, der das Baugeschäft des Vaters in der Bergheimer Straße 45 übernommen hatte, kam auf die grandiose Idee, seiner Stadt ein Bad zu bauen. Der Stadtrat, schon lange infiziert vom Virus Badeanstalt – damals noch ein junges Bauthema in Deutschland und überall wurden gerade Bäder gebaut

– stimmte ohne langes Zögern zu. Auch der Standort war schnell ausgemacht, es sollte die Wohnadresse des Bauherrn, Bergheimer Straße 45, sein; samt des angrenzenden ehemaligen Holzlagerplatzes zur Poststraße hin, handelte es sich schließlich um eine zu überbauende Grundfläche von 1350 qm. Hochwertige Materialien und neueste Technik wurden verwendet und zudem setzte man auf hohen hygienischen Standard. Bald jedoch war klar, dass sich Veth völlig verkalkuliert hatte. Die hohen Gestaltungsansprüche überstiegen am Ende weit mehr als das Doppelte der ursprünglich veranschlagten Kosten. Wenige Jahre nach der Eröffnung des Bades am 24. Juni 1906, zu der der Bauherr noch selbst die Heidelberger Bevölkerung einlud, musste Veth Konkurs anmelden und im April 1909 ging sein Bad schließlich in den Besitz der Stadt über. Ebenso sind seine Häuser in der Bergheimer Straße 45 und in der Eppelheimer Straße in die Konkursmasse eingeflossen. Noch lange Zeit und über seinen Tod im April 1928 hinaus wurde „sein Schmuckstück“ jedoch als „Veth'sches Hallenbad“ in aller Munde geführt.

Es folgt eine kurze Biografie des in Heidelberg nicht unbekanntenen Architekten Franz Sales Kuhn mit seinen wichtigsten Bauten. Eindrücklich schildert Kuhn selbst in einem Artikel, der in der „Deutsche(n) Bauzeitung“ (XLII. Jahrgang No. 46) erschienen und hier abgedruckt ist, die Architektur des Gebäudes und seine Einrichtung: „Die Grundrissgestaltung bot auf dem schiefwinkligen Gelände manche Schwierigkeit“, trotzdem ist es gelungen, „sämtliche Räume [...] mit unmittelbarem und reichlichem Seitenlicht zu versehen.“, „alle Wandflächen sind mit einem weißgrau getönten Kalkmörtel-Spritzbewurf versehen. In gleicher Weise ist auch die schön gegliederte Kassettendecke behandelt, die den Raum in kühnem Tonnengewölbe, unterbrochen von den Stiehkappen der Lichtöffnungen überspannt.“ Konstruktion und Herstellerhinweise dieser Kassettendecke sind seine Erfindung, ein neuartiges Verfahren, das er zum Patent hat anmelden lassen.

„Von Schwimmern und Nichtschwimmern“ (33 an der Zahl) ließ sich Sabine Arndt ihr persönliches Hallenbaderlebnis erzählen. Interessante und amüsante Begebenheiten sind hier nachzulesen: vom ehemaligen Kriminalhauptkommissar Herbert Wesch, der mit dem Bundespräsidenten Gustav Heinemann Wasserball spielte bis zu Hans-Martin Mumm, der das Hallenbad sowohl persönlich-familiär als auch unter kommunalpolitischem Aspekt betrachtet. Alle waren begeistert, an einem Buch über das ehemalige Bad mitzuwirken.

Dem Investor Hans-Jörg Kraus und dem Architekten Jan van der Velden-Volkman ist die „Rettung“ des Alten Hallenbades gelungen. Nicht ohne Risiko, d.h. ohne städtisches Geld sollte den Heidelbergern ihr Altes Hallenbad wieder als Treffpunkt zugänglich gemacht werden. Gemeinsam erarbeiteten sie „die neuen und detaillierten Pläne für ein erweitertes 'Markthallen' Konzept.“ Unter den beiden 'Machern' wurde die Westfassade des Gebäudes, die über hundert Jahre – steinsichtig und geschwärzt vom Ruß der jahrzehntelang vorbei fahrenden Lokomotiven – ein Schattendasein führte, endlich zur Schaufassade. Erstmals seit seiner Entstehung mit ihrem heutigen cremeweißen Anstrich, den vorgesetzten Arkaden – die von Veth und Kuhn schon geplant waren, aber nie ausgeführt wurden – und mit dem großen einladenden Platz, erhält diese Seite ein freundliches Entrée und seinen offiziellen Eingang. Für Kraus ist es „das Schönste, was er je gemacht hat.“ (S. 185), aber auch das „persönlichste und wirtschaftlich anspruchsvollste Projekt seiner Immobilienkarriere“. Wie einst seinem Vorgänger Alois Veth sind auch Kraus die Kosten davon gelaufen und haben sich um mehr als das Doppelte erhöht.

Das Buch endet mit einem sehr persönlichen Epilog der Autorin sowie einem Anhang zur verwendeten Literatur und Quellenangaben.

Da es sich „rein rechtlich um einen historischen Bildband handelt und nicht um ein wissenschaftliches Werk“ (im Impressum wird ausdrücklich darauf hingewiesen), sollten alle Angaben zur Weiterverwendung kritisch hinterfragt werden. Daher sollte die Rezensentin bei ihrer Beurteilung des Buches nicht so kritisch sein. Dennoch, ein paar wenige Anmerkungen seien erlaubt: Der Bau der Bonifatiuskirche in der Weststadt wird fälschlicherweise (leider auch in der 2014 erschienen Denkmaltopografie) Franz Sales Kuhn zugeschrieben (S. 18). Seit der Arbeit von Sabine Bruss über den Architekten und badischen Baumeister Ludwig Maier von 1999

wissen wir, dass es der Entwurf Maiers ist. Auch befindet sich der Bergfriedhof nicht in Rohrbach (S. 18), sondern an der Rohrbacher Straße, also eindeutig auf Heidelberger Gemarkung und Dr. Dietrich Bahls war Jurist und Gästeführer, kein Historiker (S. 19). Er bot interessante und äußerst unterhaltsame Führungen zu den ausgefallensten Themen an, so auch zu den Bauten Kuhns durch die Weststadt. Dass er im November 2014 leider verstorben ist, kann der Autorin nicht entgangen sein.

Ein schön gestaltetes Buch. Manche Fotos hätten gerne größer ausfallen dürfen und mehr Fotos hätten dem Band auch nicht geschadet. Es sei jeder/m Heidelberg-Interessierten, ob Schwimmer/in oder Nichtschwimmer/in, ans Herz gelegt.

Claudia Rink

Frank Janzowski: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. „... so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu“, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 440 S., 29,80 Euro

Die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, insbesondere für die Zeit des Nationalsozialismus, sei im Vergleich zu den vier anderen großen badischen Anstalten (Illenau, Emmendingen, Reichenau und Rastatt) am wenigsten gut aufgearbeitet, hielt der unlängst verstorbene Nestor der badischen Psychiatriegeschichte Heinz Faulstich (1927–2014) vor gut 20 Jahren fest. Diese Lücke ist jetzt geschlossen worden. Frank Janzowski baut in seiner Studie auf Heinz Faulstichs 1993 erschienenem Buch „Von der Irrenfürsorge zur Euthanasie. Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945“ auf. Er legt damit eine umfassende, quellengesättigte Arbeit über die Anstalt Wiesloch vor. Der Titel seines Buches täuscht insofern ein wenig, als nicht ausschließlich die Geschichte der Anstalt im Nationalsozialismus dargestellt wird. Der Autor fasst auch die „Vorgeschichte bis 1933“ in einem immerhin 65 Seiten langen Kapitel zusammen, hierbei am zeitlichen Zuschnitt der Faulstich-Studie orientiert, und insgesamt 80 Seiten widmet er abweichend vom Vorbild der „Zeit nach Kriegsende“. Damit folgt er einer in der deutschen Psychiatriegeschichte inzwischen traditionell gewordenen Erzählweise, in der die Jahre vor 1933 und nach 1945 vorwiegend unter dem Blickwinkel der Vor- oder Nachgeschichte des Nationalsozialismus betrachtet werden.

Bezogen auf die Anstalt Wiesloch im Nationalsozialismus hält Janzowski im Vorwort fest, dass sich die Ereignisse und Entwicklungen dort wenig von denen anderer, bereits ausführlich beschriebener Einrichtungen unterscheiden, und dass daher seine Studie „psychiatriegeschichtlich und wissenschaftlich von einem eher untergeordneten Interesse“ sein dürfte. Dagegen hebt er zu Recht neben dem regionalgeschichtlichen Schwerpunkt die Bedeutung für eine „geschichtliche Identität“ der bis heute fortbestehenden psychiatrischen Einrichtung selbst, des „Psychiatrischen Zentrums Nordbaden“ hervor. Insofern ist dieses Buch auch ein sehr persönliches Werk: Janzowski hat selbst 23 Jahre als Psychologe in Wiesloch gearbeitet. Im Ruhestand übernahm er anschließend, angeregt und – auch finanziell – unterstützt durch die Zentrumsleitung, die Aufgabe, die Geschichte der Anstalt im Nationalsozialismus gründlich aufzuarbeiten. Er ist dabei auf überraschend große Resonanz der regionalen Bevölkerung, insbesondere bei Nachfahren von Angehörigen gestoßen. Ungewöhnlich offen benennt Janzowski die eigenen beim Forschen und Schreiben aufgetretenen Emotionen. Mit Bedacht macht er auf diese Weise für die Leser_innen transparent, warum es ihm nicht durchgängig möglich war, eine „emotionsfreie wissenschaftliche Darstellung“ vorzulegen, wie er sie gleichwohl weitgehend erfolgreich anstrebte – nicht zuletzt um der eigenen Distanzierung wegen, ohne die eine „Darstellung des damaligen brutalen Geschehens in der Anstalt und im Umgang mit den Patienten“ nicht möglich war.

Bei der von Janzowski anvisierten Leserschaft handelt es sich nach seinen einleitenden Worten weniger um das (medizin-)historische Fachpublikum, als um (ehemalige) Mitarbeiter des „Zentrums für Psychiatrie Nordbaden“ und weitere lokal- oder regionalhistorisch Interessierte. Konsequenter stellt der Autor die zur Kontextualisierung der Wieslocher Ereignisse notwendigen psychiatrie- und allgmeinhistorischen Kenntnisse auf der Basis der einschlägigen Sekundärliteratur sehr ausführlich dar. Er bietet zusätzlich am Ende der vier Hauptkapitel Zusammenfassungen, mit denen er es im Forschungsfeld bereits Erfahrenen ermöglicht, sich schneller ein Bild über die Besonderheiten der Wieslocher Geschichte zu machen. Bei diesem Vorgehen lassen sich allerdings einige Redundanzen nicht vermeiden.

Das erste Hauptkapitel widmet sich der 1905 eröffneten Anstalt Wiesloch im Kontext der badischen Psychiatriegeschichte. Es gibt so auch einen kurzen Einblick in die Charakteristika der Anstaltspsychiatrie der Kaiserzeit und der Weimarer Zeit, der paternalistischen Führung in diesem Fall durch den Anstaltsleiter Max Fischer (1862–1940), des stark reglementierten Lebens der Insassen, der therapeutischen Optionen von der Bett- und Badebehandlung bis zur Arbeitstherapie und Außenfürsorge in den 1920er Jahren. Eine von Wiesloch aus betriebene Außenfürsorgestelle, orientiert an einem in Erlangen entwickelten Modell, wurde bereits 1922 in Mannheim eingerichtet und war damit die erste ihrer Art in Baden. Janzowski thematisiert auch die zunehmend eugenische Ausrichtung der Anstalt und ihrer Direktoren. Max Fischer ging 1927 nicht wirklich in den Ruhestand, sondern an das von seinem Vetter Eugen Fischer (1874–1967) geleitete Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin. Sein Nachfolger Adolf Gross (1868–1962) sprach sich ebenso wie die meisten Psychiater der damaligen Zeit für eine gesetzlich geregelte Sterilisation „Geisteskranker“ aus.

Ein solches Gesetz sollte bekanntlich bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten beschlossen werden und – mit weitreichenden Folgen auch in Wiesloch – 1934 in Kraft treten. Indessen beantragte, wie im zweiten Hauptkapitel „1933 bis Kriegsbeginn“ beschrieben wird, Adolf Gross etwas vorzeitig den Ruhestand, um einer Amtsenthebung aufgrund jüdischer Abstammung zuvorzukommen. Zum neuen Leiter wurde, wohl nicht zuletzt aufgrund seines opportunistischen Verhaltens gegenüber den neuen Machthabern, Wilhelm Möckel (1887–1954), der bereits seit 1914 in Wiesloch tätig war. Zur Amtseinführung verfasste er 1933 eine Broschüre über die Anstalt, in der er sich auch den „neuen Aufgaben“ im Sinne der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik zuwandte. Dort heißt es unter anderem: „So wenig wir auf die Werke der Liebe an den Lebenden verzichten werden, so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu.“ Diese programmatische Feststellung Möckels hat Janzowski besonders hervorgehoben, indem er sie zum Teil in den Titel des Buches aufnahm. Denn in der Tat wirft bereits dieser eine Satz ein grelles Schlaglicht auf die Gefährdung der Anstaltsinsassen im Nationalsozialismus. Die besonders hervorgehobene Rolle der Eugenik in Möckels Ausführungen erstaunt nicht, doch lässt die Formulierung „Ausschaltung der Erbkranken“ Schlimmstes ahnen. Passend dazu beendet Möckel seinen Text mit dem Ausblick, dass die Anstalt eines Tages eine „ländliche Erholungsstätte für geistig Gesunde werden“ könne. Ob Möckel zu diesem frühen Zeitpunkt bedachte, welche Konsequenzen dies für die Anstaltspsychiatrie mit sich bringen könnte, bleibt ungewiss. Innerhalb der zwölf nationalsozialistischen Jahre sollte er allerdings selbst die Erfahrung machen, als Arzt und Anstaltsleiter fast bedeutungslos zu werden und nur noch als Verwalter fremdgenutzter Anstaltsgebäude eine Statistenrolle zu spielen – bis zum bitteren Ende seiner endgültigen Absetzung. Einstweilen bemühte er sich jedoch, seine Anstalt zum nationalsozialistischen Musterbetrieb zu machen. Dabei spielte die Arbeit in der Anstalt eine große Rolle. Eine Wieslocher Besonderheit war „Möckels Hobby“, der ausgedehnte Obst- und Heilpflanzenanbau. Wie in den meisten Anstalten wurde eine „erbbiologische Abteilung“ eingerichtet mit dem Ziel, über die Sippentafeln der Patient_innen und ihrer Familien zu einer eugenischen Verkartung der gesamten Bevölkerung beizutragen und somit eine nicht unbedeutende soziale Kontrolle und Repression auszuüben.

Eine große Anzahl von Zwangssterilisationen wurden von der Anstalt Wiesloch initiiert (720), wobei die Zahlen wie andernorts ab 1938 stark zurückgingen. Zudem diente die Anstalt der Erbgesundheits-Propaganda. Tausende besuchten jährlich die Anstalt bei Führungen, die zur Plage der Mitarbeiter und der zur Schau gestellten Patient_innen wurden. Bereits 1936 wurden in Wiesloch Filmaufnahmen für einen Propagandafilm über „Geisteskranke“ gemacht, die später von den Alliierten vernichtet wurden. Unterdessen verschlechterte sich die Versorgungssituation insbesondere der nicht arbeitsfähigen Patient_innen immer mehr, eine Tendenz, die spätestens zur Zeit der Wirtschaftskrise in der späten Weimarer Republik begonnen hatte, sich latent jedoch bereits seit dem Ersten Weltkrieg auswirkte.

„Kriegszeiten“ kamen 1939 wiederum auf die Anstalt Wiesloch zu, und diese beschreibt Janzowski in seinem mit fast 200 Seiten längsten vierten Hauptkapitel. In die Kriegsjahre 1939–1945 fallen die Patientenmorde, deren Aufklärung auf der Ebene des Einzelschicksals noch weit stärker das Hauptmotiv für Janzowskis jahrelange akribische Recherchearbeit gewesen ist, als dies dem Buch zu entnehmen ist.

Es ist davon auszugehen, dass der Psychiatriebefauftragte des badischen Innenministeriums Ludwig Sprauer (1884–1962), der eng mit der zentralen „Euthanasie“-Dienststelle in Berlin zusammen arbeitete, die Direktoren der badischen Anstalten ab Ende 1939 über die bevorstehende Gasmordaktion „T4“ informierte. Spätestens nach dem ersten Transport aus Wiesloch in die Tötungsanstalt Grafeneck am 29. Februar 1940 wusste auch Möckel Bescheid, was es mit den von der Anstalt auszufüllenden Meldebögen und den als Reaktion dort eintreffenden Transportlisten auf sich hatte, auf die er als Direktor einen gewissen Einfluss im Sinne des Zurückhaltens arbeitsfähiger Patient_innen nehmen konnte. In elf Transporten (teils über Goddelau oder Sinsheim) wurden bis Ende November 1940 747 Patient_innen nach Grafeneck gebracht – nur drei von ihnen überlebten aufgrund einer Zurückstellung in der Tötungsanstalt. Auch weitere Patient_innen aus Wiesloch, die in andere Einrichtungen wie beispielsweise Weinheim verlegt worden waren, kamen in Grafeneck zu Tode. Nicht alle Schicksale konnten bislang aufgeklärt werden. Janzowski geht von einer Mindestzahl von 818 Wieslocher Grafeneck-Opfern aus. Jüdische Patienten kamen teils mit nach Grafeneck, neun wurden im Rahmen der „badischen Judendeportation“ am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Weitere jüdische Patient_innen kamen 1941 nach Hadamar, der bei Limburg in Hessen gelegenen Gasmordanstalt, die Grafeneck 1941 ablöste. Wiesloch wurde nun zur badischen Zwischenanstalt, zur Drehscheibe für Hadamar. Für die Zeit bis zum Abbruch der „Aktion T4“ im August 1941 konnte Janzowski 261 Verlegungen dorthin nachweisen. Mehr als 130 Patient_innen, die ebenfalls zu diesem Zweck nach Wiesloch verlegt worden waren, blieben nach Abbruch der zentralen Phase des Krankenmords bis auf Weiteres in der Anstalt – ein Zeichen dafür, dass dieser „Abbruch“ unerwartet und nicht aufgrund eines bereits erfüllten „Plansolls“ erfolgte. Bekanntlich handelte es sich allerdings nur um das Ende der Abtransporte aus den Anstalten in die Gaskammern der Tötungsanstalten, nicht um das Ende des Mordens.

Bereits zwischen November 1940 und August 1941 hatte in Wiesloch unter der Leitung von Arthur Schreck (1878–1963) eine so genannte „Kinderfachabteilung“ – eine eigens eingerichtete „Station“ zur Beobachtung und evtl. Ermordung von behinderten Kindern an psychiatrischen Anstalten und Kinderkliniken, wie es zwischen 1939 und 1945 mindestens 30 im Reichsgebiet gab – existiert, in der zwölf Kinder mit Lernschwierigkeiten ermordet wurden. Die baldige Schließung dieser Abteilung war wohl nicht prinzipiell begründet, sondern in der mangelnden fachlichen „Eignung der Anstalt für schwer mehrfach behinderte Kinder“.

In den Jahren 1942 bis 1944 gab es weitere Abtransporte aus Wiesloch, häufig in den Tod. So wurden sicherheitsverwahrte Insassen in Konzentrationslager verlegt, weitere Patient_innen in elsässische Anstalten, auf den Eichberg, später ins bayrische Kaufbeuren oder nach Hadamar, das zu diesem Zeitpunkt wieder als Mordanstalt fungierte, wobei absichtlich herbeigeführter Hunger und überdosierte Medikamente als Tötungsmethoden eingesetzt wurden. Ähnliches gilt für Kaufbeuren, wo 55 % der 150 dorthin verlegten Wieslocher Patient_in-

nen verstarben, während die Todesrate für die 171 nach Hadamar Verlegten bei 83 % lag. Unter ihnen waren auch zahlreiche „Ostarbeiter“, von denen über 100 in den Kriegsjahren in Wiesloch eingewiesen worden waren. In der Anstalt selbst stieg die Sterberate insbesondere Ende 1943/Anfang 1944 an, allerdings nicht so hoch wie in typischen Hungeranstalten und zumindest teilweise bedingt durch eine verstärkte Aufnahme von Alterspatient_innen. Gleichwohl können einzelne gezielte Ermordungen in Wiesloch nicht ausgeschlossen werden (Janowski nennt fünf fragliche Fälle). Als eine Wieslocher Besonderheit ist die Zusammenarbeit mit der Heidelberger Psychiatrischen Universitätsklinik zu benennen. Von 1942 bis 1943 betrieb der Heidelberger Ordinarius Prof. Carl Schneider, einer der führenden NS-Psychiater, in Wiesloch eine Forschungsabteilung. Die meisten seiner Wieslocher Forschungspatient_innen überlebten das Kriegsende. Die Forschungsabteilung wurde kriegsbedingt im März 1943 geschlossen, Schneider sollte seine Forschungstätigkeit bald darauf in Heidelberg fortsetzen.

In Wiesloch dehnte sich das dort bereits mit Kriegsbeginn eingerichtete Reservelazarett immer mehr aus, und es wurden zivile Krankeneinrichtungen aus Mannheim und Heidelberg ebenfalls dorthin verlegt. Von den Patient_innen konnten nur arbeitsfähige verbleiben, denn die Anstalt wurde immer mehr zum Arbeitslager: Zuletzt musste die Versorgung von 2000 Menschen mithilfe der noch verbliebenen 450 Psychiatriepatient_innen (vor Kriegsbeginn waren es über 1600) aufrecht erhalten werden.

Mit der amerikanischen Besetzung der Anstalt im April 1945 verwandelte sich das Reservelazarett in ein Kriegsgefangenenlager, wie Janowski es in seinem abschließenden Kapitel über die Nachkriegszeit beschreibt. Die Amerikaner verhafteten einen belasteten Arzt, beschlagnahmten Unterlagen, die mit den Patientenmorden zu tun hatten und befragten auch Möckel eindringlich. Als Parteigenosse wurde dieser, wie zahlreiche weitere Mitarbeiter, entlassen. In der Folge gelang es Möckel zwar, die Wieslocher Spruchkammer zu überzeugen, dass er sich als aktiver Widerstandskämpfer für seine Patient_innen eingesetzt hätte. Dies blieb jedoch nicht unwidersprochen, und eine Wiedereinsetzung in sein Amt blieb Möckel trotz aller Bemühungen verwehrt.

Seine Nachfolger kämpften mit zögerlichen Erfolgen um die Rückgabe der fremdgenutzten Gebäude (am bekanntesten ist das 1951 mit über 170 sog. IRO-Patienten, also ehemaligen „displaced persons“, an die Anstalt zurückgegebene „Mental Hospital“ der Amerikaner) und kümmerten sich „nur in Ansätzen, kurzfristig und gezwungen auf Druck der Militärregierung“ um eine Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Dabei wurden schon bis 1948 umfangreiche Listen erstellt, die eine letztendlich gute Kenntnis des Ausmaßes der Krankensterben verraten, aber bald in Vergessenheit gerieten. Während ein Südbaden betreffender Strafprozess gegen Schreck und Sprauer 1948 mit dem Verhängen langfristiger Haftstrafen endete, wurden Ermittlungen der Heidelberger Staatsanwaltschaft zu den Abtransporten 1949 eingestellt. Die politischen Verhältnisse in der Nachkriegszeit förderten über lange Zeit ein Verschweigen und Verdrängen der Wieslocher Patient_innen betreffende Krankensterben. Erst seit den 1980er Jahren entwickelte sich langsam eine Erinnerungskultur, und mit Janowskis Buch liegt nun eine wahrlich umfassende Dokumentation vor, die allerdings keineswegs im Sinne eines Schlussstriches zu verstehen ist.

In Anbetracht des Umfangs dieser Studie wäre ein Personen- und Sachregister zur rascheren Orientierung sinnvoll gewesen. Auch ein Abbildungsverzeichnis für die zahlreichen sehr eindrucksvollen Fotografien könnte man sich als Ergänzung wünschen. Doch vor allem wünscht man dem Buch eine zahlreiche Leserschaft, die sich nicht von der hohen Seitenzahl abschrecken lässt.

Maike Rotzoll

Edith Wolber: Jüdisches Leben in Meckesheim bis 1940. Die vergessene Geschichte eines Kraichgaurdorfes, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 384 S., 27,80 Euro

Es ist ein anrührendes und aufwühlendes Buch, voller Geschichten und Erinnerungen. So wie jeder Ort eines besitzen müsste, um Rechenschaft ablegen zu können über Krieg und NS-Zeit, über die Misshandlungen und Vertreibungen der Juden, der Sinti und Roma, die Verbrechen an psychisch Kranken und die Torturen, denen Zwangsarbeiter unterworfen waren. Aber auch über die Honoratioren im Ort, die Lehrer und Pfarrer, die Nazi-Größen, die Mitläufer und die stillen Helfer.

Edith Wolber, seit 40 Jahren in Meckesheim wohnhaft, hat akribisch Biografien und Umstände erforscht. Nicht nur die der Opfer, sondern auch der Täter und Verantwortlichen. Nach eigenem Empfinden ist sie im Ort eine Fremde geblieben, was ihr Distanz und den Blick von außen ermöglichte. Vielleicht deshalb werden, neben beharrlicher Aktenrecherche und dem notwendig ausgebreiteten Hintergrundwissen, der Mut und die Entschlossenheit sichtbar, mit der Edith Wolber auf Menschen zugegangen ist, unangenehme Fragen gestellt hat, sich nicht scheut, Namen zu nennen und Verhältnisse scharf und unnachsichtig zu benennen.

Im Fokus dieser beschaulichen Kraichgaugemeinde fand, wie in tausend anderen Gemeinden und Orten, die dörfliche Realisierung des NS-Terrors statt, aus der Normalität und alltäglichen Nachbarschaft herausgewachsen, exerziert und exekutiert, mit Sequenzen elementarer Solidarität und Mitmenschlichkeit, aber überwiegend mit unbegreiflich primitiver Barbarei, Egoismus und Fanatismus.

Beispielhaft ist das Schicksal der Witwe Lina Stein (ab S. 72), deren Ehemann sich 1908 das Leben nahm, deren Tochter Helene um 1906 gestorben war und deren jüngster Sohn Hans, psychisch labil und schwer traumatisiert, um 1934 in Heidelberg zwangssterilisiert, nach mehreren Aufenthalten in Psychiatrien und Lagern 1942 in Lublin gestorben ist. Ein schier un-aufhaltsamer Zerstörungsprozess, an dem viele mitwirkten, denen Lina Stein Nachbarin und freundliche Helferin war. Mit kalter Gleichmütigkeit vernichtet ein dutzend Befehlsempfänger die Existenz dieser feinen, vornehmen älteren Dame und bewirkt Enteignung, Verarmung, Plünderung, Deportation am 22. Oktober 1940 nach Gurs, zusammen mit der Tochter Alice, schließlich beider Tod in Auschwitz 1942.

Alice Stein, Lina Steins Tochter, ist nicht die einzige in Wolberts Buch, die einen Bezug zu Heidelberg hat. Sie lebte hier von 1936 bis 1940. Kraichgau, Odenwald und die kleine Metropole Heidelberg bilden einen biografisch dichten Verbund. In Zeiten des Nazi-Terrors nicht zuletzt deshalb, weil Menschen aus den Dörfern in die Städte flüchteten, wo es mehr Schutz zu geben schien; aber auch Entscheidungsträger und -instanzen von der Großstadt aus entschieden, was im Dorf umzusetzen war – und fanden dort willige Helfer.

Erwähnen wir Max Eisemann, den Sohn von Nathan und Emilie Eisemann aus Meckesheim, der in Heidelberg die nichtjüdische Johanna Weil (verst. 1933) geheiratet hatte, in der Kirchstraße eine Hopfenhandlung betrieb und 1940 drei Wochen nach der Ankunft in Gurs gestorben ist (S. 167).

Oder die Tochter des Meckesheimer Gastwirthehepaars Maier und Lina Kaufmann, die 1896 geborene Johanna, die nach dem Tod ihres ersten Mannes und eines neugeborenen Kindes 1923 in Heidelberg den Kaufmann Alfred Levy aus Essingen in der Pfalz heiratete, in ihrer Wohnung ein kleines Schneidergeschäft betrieb und im April 1940 mit dem Ehemann in die USA emigrierte (S. 189).

Ebenfalls mit Heidelberg verbunden war ihre Schwester Irma, die hier 15 Jahre beim „Hoflieferanten“ und Konfektionsgeschäft Langer & Co. (Sophienstraße, dann Leopoldstraße) gearbeitet hatte und aus Berlin in die USA fliehen konnte (S. 189f).

Es begegnen uns auch die Kinder der Rothschilds, die das Kaufhaus Rothschild in der Hauptstraße besaßen. Die Eltern waren 1936 in die USA geflohen und überließen ihre Kinder

der Betreuung der Kinderschwester Käthe Baumann aus Meckesheim, die sie mit zu sich nahm und sie im Ort mit Hilfe von Ludwig Seltenreich, Käufer des Synagogengebäudes und NSDAP-Mitglied, bis zur Ausreise behütete (S. 220).

Wir erfahren von Irene Kaufmann, der Tochter des Viehhändlers Liebmann Ludwig Kaufmann und seiner Frau Rifka, die bis 1934 in Heidelberg als Kontoristin in der Firma Emil Reimold arbeitete („feine Bürsten und Toilettenartikel“) und nach einer Ausbildung in einer zionistischen Ausbildungswerkstätte in Amsterdam 1936 nach Palästina ausreiste. Ihr Bruder Bruno hatte in Heilbronn als Kaufmann gearbeitet und war 1938 nach Südafrika geflohen, wo er im gleichen Jahr die aus Heilbronn stammende Gretel (Greta) Hochherr heiratete, deren Vater – wie Wolber meint – Mitbesitzer der Heidelberger Stumpfenfabrik Bernhard Hochherr und Co. war.

Wolber verbindet die Biografien mit ausführlichen Exkursen zur Enteignungspraxis (Arisierung), zu Flucht- und Emigrationsbewegungen, der Deportation 1940 und zu einzelnen Verfolgungsaktionen. Immer schwer erträglich zu lesen sind Dokumentationen zu Entschädigungsverfahren nach 1945, in denen jahrelang mit einer intransigenten und naziverseuchten Justiz um kleinste Entschädigungen gerungen werden musste. Die Nachkommen von Liebmann und Rifka Kaufmann erhielten in Tagen umgerechnet für die Zeit vom 2. Mai 1942 bis zum Tod der Eltern in Auschwitz-Birkenau (jeweils 5 Monate und 18 Tage) punktgenau 750 DM pro Person (S. 210).

Edith Wolbers Untersuchung weitet den Blick über die Verfolgenschicksale zu einer Chronik der NS-Epoche, der dörflichen NS-Bewegung und dem Umgang mit dieser Epoche im Ort und in der Bevölkerung nach 1945 hinaus. Sie spricht die unverhohlene Liaison eines Waldwimmersbacher Pfarrers mit der NS-Bewegung ebenso an (S. 234–235), wie die Aktivitäten der namentlich genannten Ortsgruppenleiter (S. 238 ff.), das prototypische Gebaren einiger Dorfschullehrer wie das des als Ortsgruppenleiter 1939/40 tätigen Mundiger und seiner Kollegen Kirschbaum, Staiger und Ganter, die mit Hingabe die armen und müden Kinder prügeln, die katholischen benachteiligten und ihre Funktionärsmacht gnadenlos ausspielten. Schwierig einzuschätzen ist für Wolber die Wirkung und der Betrieb von NS-Unterorganisationen; die Frauen konnotieren sich – vermutlich nicht nur aus Entlastungsgründen – als sozial-fürsorglich und unpolitisch, ebenso die Aktiven der Deutschen Arbeitsfront und der Volkswohlfahrt.

Und wer nach Wahrheiten sucht, kann regelmäßig an Spruchkammerakten verzweifeln. Lauter gute Menschen! Ja, die katholischen Pfarrer waren wohl tatsächlich weitgehend resistent gegenüber den Nationalsozialisten (S. 274), der evangelische Geistliche Wilhelm Nidderer stand offenbar dem Heiliggeistpfarrer Hermann Maas nahe und war auch sonst ein Segen für die Gemeinde. Im Gegensatz zum linientreuen Pfarrer Weber, der nach 1945 massenweise Persilscheine ausstellte mit dem Argument, dass der jeweilig Beschuldigte den evangelischen Kirchenbetrieb nicht beeinträchtigt oder gestört habe.

Weitere Rechercheergebnisse von Wolber betreffen nichtjüdische Frauen, die in Grafeneck ermordet (vergast) wurden im Rahmen der T4-Aktion (S. 287ff.). Sie untersuchte das Schicksal des in Meckesheim „im Wagen“ geborenen Sinto Julius Wagner, der im „Zigeunerlager“ von Auschwitz getötet wurde, nebst der erschütternden Nachgeschichte, des Versuchs seiner Tochter, nach 1945 von deutschen Gerichten eine Entschädigung/Abfindung zu erhalten (bis S. 295). Und sie dokumentiert den Einsatz und die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter, die vom Frühjahr 1942 bis April 1945 in Meckesheimer Betrieben beschäftigt waren, mindestens 229 Männer und Frauen (S. 298). Unendlich wertvoll ist ihr Hinweis auf den Tod von neun Säuglingen und Kleinkindern russischer und polnischer Zwangsarbeiterinnen (S. 301), auf Zwangsabtreibungen im Lager Bietigheim und auf das Elend der Gefangenenkinder, die bei Arbeitseinsätzen der Mütter zurückgelassen wurden, im Lager vor sich hinvegetierten und elend starben.

Eindringlich weist die Verfasserin darauf hin, dass die Zwangsarbeiter im kollektiven Gedenken der Meckesheimer bis dato keinen Platz haben. Die kollektiven Amnesien der Nach-

kriegsgesellschaft gegenüber dem unfassbaren Unrecht sind unvermindert schockierend. Gewalttätigkeiten und Angriffe der 1945 befreiten Zwangsarbeiter auf örtliche Nazis kommentierte ein Ortschronist 1946 ungerührt: „Es gab natürlich auch gute und anständige Personen unter ihnen, aber wie das so ist, sie waren in der Minderzahl“ (S. 307).

Edith Wolbers Untersuchung ist sorgfältig editiert und mit aufschlussreichem Bildmaterial ausgestattet. Einige ungenaue Angaben (zur Anzahl der in der Pogromnacht 1938 zerstörten Synagogen und der danach inhaftierten jüdischen Männer, zur Deportiertenzahl aus Heidelberg) beeinträchtigen nicht die Fülle und Präzision des Textes.

In seinem letzten Teil enthält das Buch eine Übersicht zu Stationen der Erinnerungskultur im Ort, beginnend mit der 1985 erfolgten Gedenksteinsetzung auf dem jüdischen Friedhof bis zur ersten Stolpersteinverlegung, die für 2016 geplant ist. Im Anhang sind enthalten die Stammtafeln der jüdischen Einwohner von 1800 bis 1940, eine Liste jüdischer Auswanderer, Emigranten und Flüchtlinge im 19. und 20. Jahrhundert und ein vollständiges Verzeichnis der Gräber auf dem Meckesheimer jüdischen Friedhof (insgesamt 22 Grabstellen) mit Transkription der Inschriften und Lageplan.

Für ihre Untersuchung hat Edith Wolber im September 2016 den Hauptpreis des Landespreises für Heimatforschung vom Baden-Württembergischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst zuerkannt bekommen.

Norbert Giovannini

Frank-Uwe Betz (Hg. und Autor): Verfolgte, Widerständige, Ausgebeutete. Über die Nazizeit in der Region Schwetzingen-Hockenheim, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 176 S., 13,90 Euro

Ein mit Edith Wolbers Studie zu Meckesheim vergleichbares Projekt publiziert der Schwetzingener Historiker Frank-Uwe Betz mit Unterstützung der Gewerkschaft ver.di und der GEW Rhein-Neckar. Betz ist Exponent und Personifikation des Arbeitskreises Freundliches Schwetzingen (Verein für regionale Zeitgeschichte e.V.) und einer der unermüdlichen Erforscher der NS-Epoche und ihrer Nachgeschichte in der Region. Schwerpunkt seiner Artikel, die v.a. in der Schwetzingener Zeitung/Hockheimer Tageszeitung erschienen sind, ist die südwestliche Region des Rhein-Neckar-Kreises, also neben Schwetzingen die Gemeinden Plankstadt, Eppelheim, Hockenheim, Ketsch, Brühl und Neulußheim. Wir finden Recherchen, Zeitzeugengespräche, Berichte und systematische Untersuchungen zu allen Aspekten von Verfolgung, Widerstand und Ausbeutung während der NS-Epoche in der Region. Neben der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung, die in eindrucksvollen familienbiografischen Beiträgen dargestellt wird, sind es Sozialdemokraten, Kommunisten, katholische Geistliche, ein den Zeugen Jehovas zugehöriges Ehepaar, die von Betz beschrieben werden; aber auch die Behandlung der wenig dokumentierten Gruppe der „Gemeinschaftsfremden“, die an zwei „Fällen“ dokumentiert werden. In der Erforschung von Zwangsarbeiterlagern in der Region, der Behandlung von dort Inhaftierten, aber auch zu politischen Widerstandsaktionen Prozessen und Macht- und Amtsmissbrauch leistet Betz Pionierarbeit. Er scheut sich nicht, Akteure, Täter wie Opfer, Ortsbezüge, Adressen, Maßnahmen zu benennen und zu bezeichnen.

Aspekte wie die Okkupation der regionalen Medien am Beispiel der „Arisierung“ von Verlag und Zeitung des Schwetzingers Alfred Moch und des Plankstatter Kommunisten Ernst Helfrich gehören ebenso zu Betz' ertragreichen Rechercheprojekten wie die Firmenbiografien, die zugleich Geschichten verfolgter und enteigneter Familien sind (darunter der Hockheimer Blechspielzeug-Hersteller Abraham Adelsberger und die Firma H. Olhausen & Söhne in Schwetzingen). Biografisch reich sind auch die Artikel zur Zwangsarbeit während des Zweiten

Weltkriegs, die detailgenau die Vorgänge in Schwetzingen, Plankstadt und Oftersheim beleuchten.

Wie in der Meckesheimer Studie von Edith Wolber werden auch bei Betz Fäden und Verbindungen nach Heidelberg offen gelegt, z.B. in der Biografie des Arztes Alfred Stern und seiner Familie, die nach ihrer Flucht die weitere Verfolgung in der Ukraine erlitten. Ein Leidensweg, der sich für Alfred Stern in der „Verbannung“ in der Sowjetunion fortsetzte. Eine Verbindung zu Heidelberg finden wir auch bei Max und Sophie Ohlhausen, die als Dependance der Schwetzinger Firma Ohlhausen eine Rohproduktenhandlung in der Wieblingler Straße betrieben und beim Marktplatz wohnten. Erwähnt werden muss auch der 1933 entlassene und 1938 verstorbene Bezirksbauinspektor und leitende Ministerialbeamte Dr. Fritz Hirsch, Mitbegründer der wissenschaftlichen Denkmalpflege in Baden und Autor einer umfassenden Kulturgeschichte Karlsruhes, der während seines Berufslebens zeitweise in Heidelberg als Klinikbaumeister tätig war.

Betz' Stärke sind die Forschungen im Umfeld, die er auch für Führungen, Vorträge und Projekte mit Schülern, Zeitzeugengespräche und Gedenkveranstaltungen nutzt. Den Anlässen entsprechend sind die Beiträge heterogener als bei Wolber, überwiegend auch journalistischer geprägt. Manche Artikel hätten eine stärkere stilistische Durcharbeitung verdient, manche Kapitel auch eine stärkere Systematisierung.

Das Reservoir, aus dem Betz schöpft, ist schier grenzenlos, denn er ist einer, der Begegnungen mit Zeitzeugen sucht und sich von keinem zu Auskünften unwilligen Archiv abwimmeln lässt. Man spürt, wie über die forschersische und journalistische Routine hinaus der Verfasser und seine Mitstreiter angerührt und erschüttert, auch zornig und bitter auf das rekonstruierte Unrecht (und seine zynische Abarbeitung nach 1945) reagieren. Das lesenswerte Kapitel über den Eppelheimer Jakob Krambs und die Verweigerung von Entschädigung und Rentenzahlung für die Hinterbliebenen ist nur ein Beispiel für die absurden Kapiolen der Nachkriegsrechtsprechung.

Zugleich vermitteln Betz' Artikel die Erfahrung, dass in Begegnungen mit Überlebenden und ihren Hinterbliebenen Versöhnung, Anerkennung und Neuanfang zum Ausdruck kommen. Nicht Amnesie und Vergessen. Das bleibt den Tätern und ihren Helfern vorbehalten.

Ein Einblick in das Buch wird vom Verlag unter <http://verlag-regionalkultur.de/media/pdf/bib-35-924.pdf> angeboten.

Norbert Giovannini

Markus Geiger: Hermann Maas – Eine Liebe zum Judentum. Leben und Wirken des Heidelberger Heiliggeistpfarrers und badischen Prälaten (Buchreihe der Stadt Heidelberg 17), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 472 S., 26,80 Euro

Hermann Maas, 1877 als Pfarrersohn in Gengenbach geboren und seit 1915 Pfarrer an der Heidelberger Heiliggeistkirche, 1964 als ältester und dienstältester Pfarrer in der Bundesrepublik in den Ruhestand versetzt, 1970 hochbetagt verstorben und in Handschuhsheim beerdigt – nein, Maas ist mehr, als biografische Daten mitteilen können, mehr als der Ehrenbürger unserer Stadt, mehr als der liberale Geistliche und Prälat, mehr als der unbeugsame, wirkungsmächtige und schlaue Retter zahlreicher Juden in der NS-Zeit. Wenn einer das „gute“ Heidelberg verkörperte, mehr noch, nach 1945 das „gute Deutschland“, dann Pfarrer Maas. Nahezu notorisch bewegt er sich lebenslang im Gegensatz zu den kirchlichen und politischen Mainstreams. Und scheint doch auf eigenartige Weise von allen Gefahren und Bedrohungen unangefochten geblieben zu sein. Wo nimmt einer die Kraft und die Entschlossenheit her, so ausdrücklich und konsequent seinen Weg zu gehen?

Markus Geiger, Promovend an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg, versucht in einer auch optisch ansprechend gestalteten, voluminösen Biografie Maas zu erfassen, d.h. Reichtum und Breite seines Wirkens zu dokumentieren, seine Antriebe und Leidenschaft zu verstehen und seine singuläre Gestalt in Zeit- und Kirchengeschichte nachzuzeichnen. Er referiert Maas' umfangreiches Schrifttum, die zahllosen Briefe an seine Gemeindeglieder, die Tagungsbeiträge, die Reisen, die internationalen Initiativen (u.a. der Weltbund für Freundschaftsarbeit bis 1933, eine Art kirchlicher Völkerbund). Er dokumentiert die notorischen Konflikte mit dem Karlsruher Oberkirchenrat ebenso wie die kleinteilige Gemeindegliederarbeit, in der Maas „Sozialpfarrer“ war, mit klarem Blick für die elende Lage der verarmten und kulturell desolaten Altstadtbevölkerung. In den Weimarer Jahren entstand das Helfernetzwerk um Maas, das in der NS-Zeit große Wirkung bei Rettungsaktionen für zahlreiche jüdische Einwohner entfaltete. Ein personell dünnes Netz vor Ort, aber über kirchliche und humanitäre Organisationen europaweit vernetzt, effektiv wirksam als lokale Dependence des legendären Büros Grüber in Berlin. Wir erfahren von Maas' Engagement für die neu gebaute, gartenstädtische Arbeitersiedlung Pfaffengrund, sein Wirken als DDP-Stadtrat, sein Engagement bei den Freimaurern, seine Nähe zur jüdischen Gemeinde, deren Gottesdienst er besuchte und deren Schutz und Schirm er in der NS-Zeit darstellte.

Manchmal stellt sich aber bei all den systematischen Darlegungen des Biografen auch Unbehagen ein. Wir würden Maas gerne mehr, besser und tiefer verstehen. Die angehäuften Puzzleteile drängen nach Kohärenz stiftenden Erläuterungen, nach Verstehen, mindestens nach Fragen und Thesen, die uns Maas begreifbar machen. Vieles wird benannt, bleibt aber zusammenhanglos, undurchsichtig und verwirrend. Kann vielleicht auch nicht erklärt werden. Aber das Problem selbst muss man sehen, dass Maas stimmige und inkohärente Züge in sich trug, wie dies vielleicht wirklich alle bedeutenden Persönlichkeiten tun.

Kenntlich wird, über all die Einzelheiten hinaus, ein fundamental liberaler Theologe, der gleichwohl aus der mystischen Tradition des Görlitzer Theosophen und Pantheisten Jakob Böhme schöpft. Dieser prägte ihn wohl mehr als Kant und Luther und die akademischen Theologien seiner Zeit. Maas war ein Fortschrittlicher, aber nicht frei von den Stereotypen zeitgenössischer Kulturkritik (M. sei kein „von der seelischen Unkeuschheit der psychoanalytischen Literatur angekränkelter Mann“. S. 65) Ein christlicher Zionist mit einem nahezu exaltierten Verhältnis zum Judentum schlechthin. Und dies – wie er selbst erklärt – als Folge einer biografischen Begegnung mit Juden in der Schulzeit und der Teilnahme am Basler Zionistenkongress 1903. Ein Antipode zur konservativen und deutschnationalen Orientierung der badischen Evangelischen Landeskirche und deren bösartiger, von den Nazis kreierte und dominierte Finanzabteilung. Ein Solitär unter den Heidelberger Geistlichen, auch den protestantischen, die überwiegend den Nazis und den Deutschen Christen nahestanden. Einer, der nach dem Krieg selbst Schuldanererkennung einforderte, wo er selbst doch am wenigsten Schuld auf sich geladen hatte; der sich zugleich und bedingungslos mit dem Projekt Israel verbündete und alle kritische Sicht auf Israels Politik ausblendete (s. u.). Der erste Deutsche, der in der Nachkriegszeit nach Israel eingeladen und dort bis heute verehrt und hochgehrt wird.

Maas ist nach 1945 terecht zu einer international gültigen Personifikation des guten, von allem Nationalsozialismus unkontaminierten Deutschland geworden, aber auf erschreckende Weise bleibt er doch, selbst im Milieu des badischen Nachkriegsprotestantismus, ein Einzelgänger, ein Rufer, ein Solitär. Zutreffend vermerkt Geiger, dass die kirchlich-konservative Entscheidung für Bischof Bender (und gegen Maas) nach 1945 auch eine Entscheidung gegen einen Neuanfang der Kirche selbst war. Es scheint, dass man Maas mehr duldete und ertrug, als anerkannte. Der Prälatenstatus ist so ein Beispiel dafür. Macht viel Arbeit bei der Betreuung von Pfarrern und Pfarreien, aber in der Hierarchie ist man ziemlich unten.

Maas' Biografie hat im Übrigen durchaus erklärungsbedürftige Kanten und Brüche. Es überrascht schon, dass er im Ersten Weltkrieg der vorherrschenden hyperpatriotischen Stimmung das Wort redete. „Ein Religionskrieg nach alter deutscher Art“ (S. 87). England zieht er des Verrats am Christentum. Der Gruppensuizid hoffnungslos eingekesselter deutscher Soldaten wird zum patriotischen Fanal umgedeutet. Grotesk wirkt in diesem Zusammenhang seine Zustimmung zur Verleihung der Ehrendoktorwürde durch theologische Fakultäten an Hindenburg (diesen „ganz einzigartigen Gottesgelehrten, dessen sich keiner schämen muss, dessen Haupt der gleiche Doktorhut ziert“ S. 91). Wenn sich Maas identifizierte, dann mit maximalem rhetorischem Aufwand und in ausschweifend-blumiger Metaphorik. In den letzten Lebensjahrzehnten ist es Israel, das zionistische Projekt aber auch die konkrete Politik der israelischen Regierungen, die Maas – sehr im Unterschied zu dem skeptischen Martin Buber – nur messianisch und sendungsmystisch wahrnehmen kann. Staatspräsident Ben Gurion ist ihm gar „Handlanger Gottes“ (S. 403). „Israel kann ganz nur in eschatologischer Sicht verstanden werden.“ (S. 428) Für die Araber bleibt da nicht viel Platz.

Nicht wenig irritierend ist auch, dass Maas Hitlers Rüstungsminister und Stararchitekten Albert Speer und einigen mediokren Gestalten nach dem Krieg Persilscheine ausstellte. Das verwunderte selbst Speers Tochter Hilde Schramm, die sein Statement für den ehrgeizigen und eiteln Nazidiadochen Speer „schwierig und in Teilen geradezu befremdlich“ (S. 356) fand und die „weitverbreitete entpolitisierte Sicht“ auf ihren Vater mit Maas' Klugheit und Kenntnis nicht in Verbindung bringen konnte. Auch Oberbürgermeister Neinhaus hatte bei Maas eine milde Presse, obwohl er dessen Wirken von 1933 bis 1945 auf Rufweite wahrnehmen konnte. Bei Neinhaus' Beerdigung 1965 stilisiert er ihn gar zum tapferen Widerstandskämpfer.

Es sind diese (und einige noch zu benennende) Widersprüche und Diskrepanzen, die jenseits aller unbestreitbaren und überragenden Verdienste des Hermann Maas nach Deutung, mindestens Erklärung drängen. Aber leider ist schon der Titel von Geigers Studie (Hermann Maas – eine Liebe zum Judentum) ungünstig und irritierend, weil er den Fokus auf Maas' Beziehung zum Jüdischen legt. Maas Verhältnis zum Judentum scheint einerseits theologisch verschlungen und voll tiefer Bedeutung, zugleich naiv und unbefangen. Möglich, dass er Teil eines erst später in Gang gekommenen, avantgardistischen theologischen Diskurses war, den er (vor)theologisch antizipierte. Er selbst spricht von biografisch wichtigen Begegnungen, von einer Ehrfurcht, die ihn in der Begegnung mit Juden ergriffen habe. Und auch Überlegungen sind verbürgt, zum Judentum zu konvertieren. Leider versagt uns der Biograf, hier mehr zu verstehen.

Ohne jede Krittellei will ich auch den Untertitel (Leben und Wirken des Heidelberger Heiliggeistpfarrers und badischen Prälaten) ansprechen, der Maas' weltweite Bedeutung im christlich-humanistischen und pazifistischen Diskurs und seine weit übers Lokale hinausgehende Wirkung provinziell unterbelichtet und kirchtümllich reduziert.

Man wird ihm vielleicht wirklich nicht gerecht werden können, weil ihm eben jene Sprachmächtigkeit und Intensität des Denkens und Fühlens zur Verfügung standen, wodurch erst unbedingtes Handeln und bedingungsloses Wollen in eins gefügt werden kann. Das mag dann keinen brillanten Theologen ergeben, aber einen unmittelbar aus Menschenliebe und Herzengüte agierenden homo politicus.

Die Titelseite von Geigers Biografie zeigt, – optisch zentriert – den schwächtigen Maas in geistlichem Ornat bei der Trauerfeier für Reichspräsident Friedrich Ebert auf dem Heidelberger Bergfriedhof 1925. Umgeben von tief verschleierten Angehörigen Eberts und der politischen Elite der Weimarer Republik. Auf Bitten der Familie sprach Maas ein Trostwort. Trotz Eberts Kirchenferne. Eine selbstverständliche Referenz an den Repräsentanten der Weimarer Demokratie und seine trauernden Angehörigen. Die Kirchenleitung schäumte vor Wut, die nationalistische Presse ebenso. Aber Maas setzte mit Gespür für die Brisanz des Augenblicks ein unverkennbares Zeichen, wohl wissend, wie viel Hass er sich damit einhandeln wird. Sein gesamtes Handeln setzt kräftige, humane Zeichen. Als Kind – ermittelt der Biograf – sei er schwächlich,

als Jugendlicher und Student kränkelnd, scheu und isoliert gewesen, ein früh Vereinsamter. Die Wende kam, als er Pfarrer wurde, in Pforzheim, dann in Heidelberg. Von da an war sein langes und aktives Leben von nie versiegender Kraft und bedingungsloser Hingabe bestimmt.

Norbert Giovannini

Naomi Schenck: Mein Großvater stand vorm Fenster und trank Tee Nr. 12, Hanser-Verlag Berlin 2016, 334 S., 22,90 Euro, auch als Hörbuch, 18,95 Euro

Ein Großvater vermacht seiner Enkelin die Rechte an seiner Biografie. Dieses etwas ungewöhnliche Erbe, das man auch als Auftrag bezeichnen kann, erhielt Naomi Schenck von ihrem 90-jährigen Großvater Günther Otto Schenck (1913–2003).

Naomi Schenck ist 1970 geboren und arbeitet als Szenenbildnerin, d.h. sie sucht und gestaltet Drehorte für Film und Fernsehen. Über ihren Großvater kann man bei Wikipedia lesen, dass er sich mit Organischer Chemie, Photochemie und Strahlenchemie befasste. Außer seinen beruflichen Stationen und weiteren Lebensdaten steht dort auch, dass er als Student in Heidelberg im November 1933 Mitglied der SA geworden ist. „Von der SA wusste ich nichts“, schreibt Naomi Schenck über diese „verstörende Überraschung“. Sie ist erstaunt, auch beunruhigt, dass sie und andere Familienmitglieder nichts von dieser Mitgliedschaft gewusst haben. Sie hatte doch immer eine enge Beziehung zu ihren Großeltern gehabt. Die Frage nach dem Warum dieser Mitgliedschaft wird ihr zur wichtigsten Frage überhaupt beim Recherchieren und Schreiben der großväterlichen Biografie. Dass Günther (alle Mitglieder der Familie Schenck nennen sich ausnahmslos bei den Vornamen und so hält es die Autorin auch in ihrem Buch) im Mai 37 – also nach dem Aufheben der Mitgliedersperre – in die NSDAP eingetreten war, hatte sie gewusst. Als reine Zweckhandlung (sich mit dem „Verein arrangieren“) war das von ihm dargestellt worden und auch so in der Familie übernommen worden. Diese verharmlosende Darstellung, und damit das Bild vom Großvater als einer Persönlichkeit, die dem NS sehr distanziert gegenüber gestanden hatte, die zum NS „nicht passte“, wird jetzt durch die Kenntnis um die SA-Mitgliedschaft gründlich in Frage gestellt. Waren die Großeltern wirklich „die Reflektierten, die schon damals gegen die Nazis waren?“

Naomi Schenck beginnt nachzuforschen, sie will sich Klarheit über das Verhalten ihres Großvaters verschaffen und stellt darüber hinaus die allgemeinere Frage, „wie kommt es, dass der eine so handelt und der andere so?“

Schriftliche Aufzeichnungen ihres Großvaters, die umfangreiche Chronik eines Fahrradclubs, zu dessen Gründern er 1932 gehörte, eigene Erinnerungen und vor allem viele, viele Gespräche mit Familienmitgliedern, Freunden, Mitarbeitern und Nachbarn sollen ihr helfen, die Wahrheit herauszufinden.

In Mülheim an der Ruhr hat Günther Schenck mit seiner Familie über Jahrzehnte gelebt, aber Heidelberg ist der Ort, an dem er seine Jugend verbracht hat: in der Dantestraße hatte die Familie gewohnt, er hatte das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium besucht, („galt als schwerste Schule Deutschlands!“) hatte hier mit dem Studium begonnen, eine Heidelbergerin hatte er geheiratet (heimlich, da die katholische Christel nicht in die evangelische Schenck-Familie einheiraten sollte), von 1945 bis 1950 hatte er in der Beethovenstraße mit seiner eigenen jungen Familie gelebt und war schließlich 2003 auf dem Bergfriedhof begraben worden.

Im unzerstörten, touristenreichen Heidelberg (das wieder einmal deshalb von einer Bombardierung verschont blieb, weil die Amerikaner es schon früh als ihr Hauptquartier erkoren hatten!) beginnt die Autorin mit ihren Recherchen. Im Universitätsarchiv findet sie die Karteikarte mit dem Eintrag der SA-Mitgliedschaft und hier trifft sie erste Gesprächspartner. Manche von ihnen tragen Namen, die Heidelberger Lesern bekannt sein werden (z.B. die Familie Carl

Krauch, Professor Leferenz, Margot Becke), viele weitere Namen und Orte werden genannt (z.B. Freudenberg, Brunswic, das Physikalische Institut, das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, das Hölderlin-Gymnasium). Das mag manchen Leser freuen und hat einen gewissen Wiedererkennungswert.

Fragt man nach dem Ergebnis des langwierigen Forschens, so ist festzustellen, dass Naomi Schenck keine eindeutige Antwort auf ihre anfangs gestellten Fragen findet, das Ergebnis ihrer Recherche bleibt fragmentarisch. Das Buch enthält keine Enthüllungsgeschichte, wie man vielleicht am Anfang erwarten könnte. Sie schreibt auch keine geschlossene Biografie ihres Großvaters, aber sie beschreibt Biografisches; die angestrebte Klarheit über seine Person wird nicht erreicht. Er bleibt „Günther, der in die SA eintrat, aber kein Nazi war. Günther, der unpolitische Wissenschaftler, der über diese Dinge nicht redete. Und von dem ich eines vielleicht nie herausfinden werde: Was er wirklich dachte, wenn er über die NS-Zeit und seine Entscheidungen nachdachte ...“ (S. 233).

In Teilen ist das Buch auch eine Familiengeschichte, die ihrer eigenen; diese kann aber in manchem als typisch für eine bildungsbürgerliche deutsche Familie im 20. Jahrhundert angesehen werden.

Vor allem aber schreibt Naomi Schenck über sich, über ihre Recherche, über ihre Reflexionen, ihre Gedanken und Überlegungen, ihre Zweifel, ihre Assoziationen. Daran lässt sie den Leser ausführlich teilhaben. Dabei arbeitet sie nicht stringent, sondern eher assoziativ. Sie schweift ab von ihrer Fragestellung, schildert Nebensächliches kommt eher zufällig zu einem Thema (z.B. zu Werner Best S. 234ff. oder Werner Höfer S. 241). Das kann man kritisieren. Andererseits ist das Buch ein interessantes Beispiel dafür, wie auch noch 70 Jahre nach dem Ende des nationalsozialistischen Regimes eine „Enkelin“ erschrickt, wenn sie die vermeintliche oder tatsächliche Nähe einer geliebten Person zu diesem Regime entdeckt. Emotionen werden geweckt und führen zu intensivem Bemühen um Klarheit und Wahrheit, die Frage nach Verantwortung und Schuld lässt auch diese Generation nicht los.

Ingrid Moraw

Almut Agnes Meyer: Kontinuität und Neuanfang. Das erste Jahrzehnt der Elisabeth-von-Thadden-Schule nach der Eröffnung 1946, hg. von der Elisabeth-von-Thadden-Schule Heidelberg-Wieblingen, 2016

Die schmale Broschüre aus Wieblingen vergegenwärtigt das erste Nachkriegsjahrzehnt dieser vielleicht außergewöhnlichsten Bildungsstätte Heidelbergs. 1927 von der pommerschen Adligen Elisabeth von Thadden als christliches und reformpädagogisches Mädcheninternat mit Privatschule gegründet, verkörperte die Thadden-Schule ein Amalgam von liberaler Theologie, moderner Frauenbildung und pädagogischem Ethos im bezaubernden Ambiente des Wieblingener Schlosses und seiner Parkanlage. Von 1939 bis 1941 von der Gründerin kurzzeitig nach Tutzing verlegt, blieb das evangelische Landerziehungsheim trotz Verstaatlichung und dank des bemerkenswert aufrechten Staatskommissars Prof. Philipp Leibrecht in der NS-Zeit eine Insel im Meer der gleichgeschalteten Staatsschulen und ein Schutzraum für jüdische Schülerinnen.

Die Verurteilung und Hinrichtung der Gründerin als Widerstandskämpferin 1944 gab der Neugründung 1945/46 einen besonders markanten Impuls: Das „gute Heidelberg“ in Gestalt von Pfarrer Maas, Marie Baum, Prof. Reinhold Buchwald, Hannah Walz und neu gewonnenen Lehrkräften wie Hadeburg Klingenstein, Paula Schenkel, der ersten Leiterin nach dem Krieg, der unbeugsamen Leni Preetorius, Dr. Dora Lux und dem charismatischen Dr. Siegfried Müller stand für Neubeginn und Kontinuität im Geist christlicher Widerständigkeit.

Für Generationen von Mädchen und jungen Frauen wurde „ihr Thadden“ zu einem Ort der Persönlichkeitsbildung und Identität, unter zunächst nachkriegsbescheidenen Bedingungen. Eine Tradition, die bis heute spürbar ist, wo im Thadden soziales Engagement und Praktika obligatorisch und Teil eines sowohl impliziten wie expliziten Curriculums sind.

Almut Agnes Meyer, Lehrerin und langjährige Geschäftsführerin, zeichnet in dem sorgfältig recherchierten und liebevoll-instruktiv gestalteten Text (mit vorzüglicher Illustration) die Stationen und Bausteine des Thadden-Projekts von 1946 bis 1956 nach. Das erste Abitur im Haus 1947, die „gute Überwachung und sorgfältige Erziehung“ im neu eröffneten Internat, der Unterricht im Park, Leni Preetorius' Theaterprojekte, die Beisetzung der in Plötzenssee hingerichteten Gründerin auf dem Schulgelände 1949, die Einrichtung eines berufsfachschulischen, hauswirtschaftlichen Zweigs („Die Frauenschule“), die legendäre Reimschmiede. Nicht zu vergessen die exorbitante Präsenz starker Frauen in Kollegium und Leitung, wie jenes Trium(ph)-feminat von Hanna Eiermann, Hannah Walz und Paula Schenkel, denen markante Persönlichkeiten bis in die neunziger Jahre nachfolgten.

Unverkennbar ist die Umfeldprägung der Frauenbildung. Sie war Schutz und Schonraum, ein absichtsvoller Verzicht auf Koedukation, mit dezentem Einsatz männlicher Lehrer, einer sozial verpflichteten Kirchlichkeit und viel typisch Fraulichem, was uns heute anachronistisch und rollenhaft anmutet. Gemessen am tief reaktionären Geist der 50er Jahre war das Thadden indes eine Oase des Fortschritts. Für die weiblichen Jugendlichen war es wohl aber auch ein Ort, an dem man sich an starken Frauengestalten in vivo abarbeiten konnte, sich abgrenzen, sich selbst erfinden konnte. Eine sicher nicht immer schmerzfreie Abarbeitung, denn der soziale Grundhabitus hatte durchaus eine autoritative Unbedingtheitsprägung, die noch in den achtziger und neunziger Jahren fortwirkte. Avantgardistisch und im Sinne der demokratischen Erziehung waren die „Headgirls“, ein reedukatives Modell der Schülerinnenmitverantwortung, lange vor deren Etablierung in den Staatsschulen. Durchaus politisch gemeint und inspiriert von Hannah Walz und Marie Baum stellten sie aber auch ein Institut innerer Bildung von Haltung, Ethos und Verantwortung dar. Dem ästhetischen Reichtum dieser ungewöhnlichen Schule bot der Park zugleich Kulisse und Spielort. Auf Seite 47 erinnert ein Foto an die spätere Germanistin und Grünenpolitikerin Maren Manon Griesebach als Oberon im 1951 aufgeführten Sommerstraum. Das alles zusammen war „das Thadden“. Zu wünschen ist, dass dessen Geschichte alsbald fortgeschrieben wird.

Norbert Giovannini

Egon Hassbecker: Haspelgasse 12 in Heidelberg. Erinnerungen eines Bildersammlers, hg. v. Roland Krischke und Barbara Schulz, Morio-Verlag, Heidelberg 2016, 752 S. mit zahlreichen Abbildungen, 24,95 Euro

Der Buchhändler und Galerist Egon Hassbecker (1924–2013) hat über Jahrzehnte eine bedeutsame Sammlung naiver Kunst zusammengetragen. In der Haspelgasse 12 gründete er 1980 gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Barbara Schulz eine Buchhandlung und Galerie, 1982 folgte dort die Eröffnung des Museums Haus Cajeth, das sich „Primitiver Kunst im 20. Jahrhundert“ verschrieben hat und seitdem Hassbeckers Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich macht.

Der Name Egon Hassbecker ist weit über Heidelberg hinaus mit diesem kunsthistorischen Kleinod in der Altstadt verbunden. Er bleibt der Spiritus Rector des Museums. Hassbeckers Autobiografie – schon im Jahr 2000 angeregt durch ein Gespräch mit Michael Buselmeier im Rahmen der Reihe „Erlebte Geschichte erzählt“ – ist nun im Heidelberger Morio Verlag postum erschienen. Das Buch eignet sich insbesondere im letzten Drittel sehr gut als Einführung in den Kosmos der Bilderwelten im Museum Haus Cajeth. Es liest sich als Geschichte von Hassbeckers Sammlung und seiner Suche nach Bildern und Lebenswegen von Künstlerinnen und

Künstlern, die jenseits von Schulen und Akademien aus individuellem Antrieb heraus als Laien künstlerisch tätig wurden. Kurze Unterkapitel, die leider nicht im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind, widmen sich einzelnen Künstlern und beschreiben Hassbeckers Begegnungen mit ihnen.

In seiner Beziehung zur Kunst sah Hassbecker die „größte und bedeutsamste Liebesgeschichte“ seines Lebens: „Sie hat mir die Kraft zum Durchhalten [...] gegeben“ (S. 17). Bis zur Entdeckung der bildenden Kunst standen Bücher im Zentrum. Seine lesenswerten Erinnerungen an die Jugend im Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg, die russische Gefangenschaft und den schwierigen Neuanfang in der Bundesrepublik sind zugleich eine Geschichte seiner Lektüreerfahrungen.

Egon Hassbecker wuchs in Reudnitz bei Leipzig im musischen bürgerlichen Haushalt seiner Großeltern auf. In Schule und Jungschar im Sinne des Nationalsozialismus erzogen, empfand er als Vierzehnjähriger jedoch Empörung über die Ereignisse des 9. November 1938. Mit Chuzpe gelang es ihm, NS-Jugendgruppierungen fern zu bleiben. Den Kriegsausbruch erlebte er während seiner Ausbildung zum Versicherungskaufmann. 1942 wurde er zum Reichsarbeitsdienst einberufen und bei der Wehrmacht zum Funker ausgebildet. Hassbecker überlebte 1944 den Kessel von Brody und geriet bei Kriegsende in russische Gefangenschaft. Im September 1949 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen und kehrte nach Leipzig zurück: „Während wir in der Kriegsgefangenschaft hungrig Wiedergutmachung leisteten, hatte sich zu Hause eine neue Welt etabliert. Als wir heimkamen, hatten die alten Parteigenossen und die Entnazifizierten die wichtigsten Posten bereits untereinander verteilt. Alles war schon eingerichtet. Wir mussten mit dem vorliebnehmen, was man uns übriggelassen hatte. [...] Ich nehme die Gefangenschaft hin als Teil meines Schicksals. Ich akzeptiere den Verlauf meines Lebens. [...] Die Lehre, die ich daraus zog, hieß: Nie wieder Krieg!“ (S. 263).

Zurück in der Heimatstadt verdingte er sich zunächst illegal als Verkäufer von schwarzgehandeltem Kaffee, Seife und Butter und wechselte dann in den Außendienst einer Versicherung. Vom Sozialismus wenig überzeugt stand sein Beschluss schnell fest, in den Westen zu gehen. Die Flucht glückte ihm im Sommer 1950 über die grüne Grenze bei Osterode. In Bielefeld versuchte Hassbecker erfolglos, als Zeitschriftenvertreter Fuß zu fassen. Gemeinsam mit einem früheren Bekannten aus Leipzig, der im Odenwald lebte, und einem Freund gründete er 1952 in Eberbach die „Bücherdienst Hassbecker KG“, um für den Bertelsmann-Lesering als Handlungsreisender Bücher unter das Volk zu bringen. 1953 erkrankte er, 1955 erhielt er den Befund einer Tuberkulose-Erkrankung. Ihm wurde darauf der linke Lungenflügel entfernt. Auch wirtschaftlich war seine Lage prekär. Sein zweifelhafter Kompagnon drängte ihn aus der Firma, man einigte sich auf einen Vergleich.

Zum ersten Mal in der Nachkriegszeit mit ein wenig Geld in der Tasche kaufte der inzwischen gesündete Hassbecker „ganz unerfahren und ohne Kenntnis der aktuellen Kunstszene“, aber dafür in „naive[r] Begeisterung, weil diese Bilder denen ähnlich waren, die ich auf Abbildungen von Bauhausmeistern gesehen hatte“ (S. 342) 1958 in der Frankfurter Galerie Stenebein zwei Gemälde des Malers Wolfgang Ulrich aus Baden-Baden: „Rückblickend scheint mir, dass ich mit den enthusiastischen Bilderkäufen in Frankfurt meiner geheimen Vorbestimmung als Kunstsammler gefolgt bin.“ (S. 343).

Erst 1958 fühlte sich Egon Hassbecker „zum ersten Mal in meinem Leben völlig frei“ (S. 347) – eine Freiheit, die er nun nutzte, sich eine eigenwillige und unkonventionell anmutende Existenz aufzubauen. Er eröffnete 1965 in Eberbach seine „(Hinter-)Hofbuchhandlung“ und erschuf sich und seiner Familie mit seinem Holzhaus in Mülben in der Nähe des Katzenbuckels ein Pflanzenparadies, das er als passionierter Gärtner und Naturliebhaber alljährlich zum Blühen brachte.

Der entschiedene Pazifist Hassbecker war einer der Pioniere der Friedensbewegung, bei deren Zusammenkünften er die Büchertische mit einschlägiger Literatur bestückte. Seine Eberbacher Buchhandlung wurde zum Treffpunkt für Bürgerinitiativen und Anlaufstelle für Kriegsdienstverweigerer, die sich bei ihm Rat holten. Dort lernte er auch Barbara Schulz kennen, mit

der er ab 1974 „Haus, Familie und Geschäft“ (S. 391) teilte. Sie führt Egon Hassbeckers Arbeit heute weiter.

Der Buchhandlung angegliedert war eine kleine Galerie, in der Hassbecker zunächst solche Schriftsteller, darunter Christoph Meckel oder Robert Wolfgang Schnell, ausstellte, die auch im Bereich bildender Kunst arbeiteten. Bei einem befreundeten Maler und Kunsterzieher wurde er auf Bilder der aus Ostpreußen stammenden Bäuerin Minna Ennulat aufmerksam. Die „natürliche Anmut“ und der „ungekünstelte“ Stil ihrer Gemälde fesselten Hassbecker (S. 395). Er bot ihr eine Ausstellung in seiner Galerie an. Damit war der Grundstock für Hassbeckers Sammlung „primitiver Kunst“ gelegt.

Ausgedehnte Entdeckungstouren – stets vom Stern geleitet, Künstler ausfindig zu machen, die seinem Begriff von naiver Kunst entsprachen – führten unter anderem nach Jugoslawien, in die Tschechoslowakei und nach Italien. Hassbecker entdeckte neben Minna Ennulat und vielen anderen auch Natálie Schmidtová, Pellegrino Vignali oder Giovanni Concettoni für sich. Insgesamt zählt seine Sammlung etwa 2.000 Werke von mehr als 80 Künstlern.

Dass das Museum heute in Heidelberg zu besichtigen ist, ist einem glücklichen Umstand zu verdanken: Hassbeckers Eberbacher Vermieter wollte 1979 das Hinterhaus der Buchhandlung abreißen. Da kam das Angebot des damaligen Heidelberger Kämmerers Wolfgang Wagner gerade recht, mit Buchhandlung und Galerie nach Heidelberg in das barocke Bürgerpalais in die Haspeltgasse 12 umzusiedeln, das der Kurfürstliche Münzward Anton Cajeth zwischen 1733 und 1795 erbaut hatte. 1994 folgte die Erweiterung um Ausstellungsräume im ersten Obergeschoss. Heute bildet das Museum Haus Cajeth, mittlerweile unter der Ägide einer Stiftung, gemeinsam mit der Sammlung Prinzhorn eine tragende Säule der Kultur Heidelbergs als „Zentrum für Outsider Art“.

Julia Scialpi

Marion Tauschwitz: Der Künstler Pieter Sohl. Ein Künstler darf verrückt sein aber keine Schatten werfen. Biografie, Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2015, 200 S., 15,80 Euro

Marion Tauschwitz, vor allem bekannt durch ihre Nähe zu und Veröffentlichungen über Hilde Domin, aber auch durch die Biografie der Dichterin Selma Merbaum, hat jetzt ein Buch über Pieter Sohl vorgelegt. In 14 Kapiteln beschreibt sie das Leben des Künstlers und Weltgereisten, des Heidelbergers und Kosmopoliten. Zahlreiche Schwarz-Weiß-Fotos und 16 farbige Bildtafeln geben einen Eindruck seines Lebens und künstlerischen Schaffens. Zeittafel und Bibliografie runden die Publikation ab.

Beeindruckend ist die Leichtigkeit, mit der Tauschwitz gleichsam aus farbigen Strichen ein ganzes Porträt erstehen lässt. Künstlerisch, wie der Mensch, den sie beschreibt.

Drei große Themenkreise sind es, die man herauslesen kann. Die Menschen, die das illustre Umfeld des Künstlers bilden; die Familie in Heidelberg, beide immer ein sicherer Bezugspunkt; und die künstlerische Entwicklung, anfangs mit und dann über seinen Vater Will Sohl hinaus.

Wie nebenbei lässt Tauschwitz historische Gestalten auftreten, die das Sohl'sche Leben mehr oder weniger begleitet haben. Da ist Albert Speer, Vermieter der Mannheimer Wohnung, der Will Sohl anbietet, ihn als NS-Künstler aufzubauen – was er dankend ablehnt. Sie beschreibt die Stimmung in Mannheim, kurz nach der Machtergreifung, wenige Monate danach. Noch „lebt es sich gut, selbst im Hinterhof ...“. Später fällt ein Holzschnittzyklus der Bücherverbrennung zum Opfer, wird Sohl mit Ausstellungsverbot bedacht.

1936 Umzug nach Heidelberg. Der Freund Joachim Lutz, mit dem die Familie in Mannheim zusammen gewohnt hat, vermittelt ihnen über seine Bekanntschaft mit Alexander von Bernus das Pförtnerhäuschen unterhalb des Stifts Neuburg. Bernus' Kunstnähe ermöglicht es Will

Sohl, auch in schwierigen Zeiten ohne Einkünfte, die Miete „abzumalen“. In Ziegelhausen werden die Sendungen des BBC gehört. Eine Zeit lang verstecken die Sohls die jüdische Familie Kaufmann.

Die Mutter ist mit Gunver, Friedrich Engels Enkelin befreundet. Zu den Pestalozzis in der Schweiz wird Pieter, durch die Kriegsjahre gesundheitlich geschwächt, zur „Kur“ geschickt.

Der Garten des Pfortnerhäuschens blüht unter Ruth Sohls Hand auf, ein Idyll, Anregung für Wills Aquarelle – und liefert landwirtschaftliche Produkte für die Familie. Die Jahre hier prägen Pieter Sohl. In Heidelberg, in Ziegelhausen wird er groß. Pieter ist fasziniert vom Katholizismus, ist Ministrant im Stift – auch noch, als er ins Jungvolk rekrutiert wird. Beides geht, so vermittelt es Tauschwitz, ohne die Orientierung zu verlieren. 1945 eröffnet als erste Schule das Englische Institut (EI). Dort, bei Gladys Fischer, wird Pieter zur Schule gehen. Das Schulgeld wie so oft – in Bildern des Vaters gezahlt. Er lernt die Mitscherlichs kennen, Tochter Meret ist in seinen Augen die „Traumfrau“, die ihm leider im Düsseldorfer Karneval „abhanden kommen wird“.

Das Vater-Sohn-Verhältnis zieht sich als Thema durch die Biografie hindurch. Zwischen Vater Will und Sohn Pieter besteht ein ganz besonderes Verhältnis, das die künstlerische Entwicklung prägen wird, in aller Zwiespältigkeit, die eine solche Nähe mit sich bringt. „Nachher malen wir“ – der einleitende Satz des Prologs und ein schönes Versprechen. In Ziegelhausen liegt Pieters Zimmer neben Vaters Atelier, dessen Türe immer offenstand. Später, als Pieter Sohl nach eigenen Wegen der künstlerischen Entwicklung suchen will, bleibt ihm das versagt. Der Vater meldet ihn an der Düsseldorfer Kunstakademie an, wo er bei den Freunden seines Vaters lernen wird. In einer gemeinsamen Ausstellung 1956 nimmt sich Pieter zugunsten seines Vaters zurück, tritt „bewusst nur als Bildhauer in Erscheinung“, um dem „Kunstmaler kein Konkurrent zu sein“. Als Will Sohl 1969 stirbt, nimmt Pieter „malend und zeichnend“ Abschied vom Vater. „Im Tod beschwor er die Einheit, die er mit dem Vater im Leben nicht verwirklicht hatte.“

Die vielfältigen und ungewöhnlichen Stationen seines Lebens, die Pieter Sohls künstlerische Entwicklung tief beeinflusst haben, werden ausführlich beschrieben. Ob es die Holzskulpturen Székessys, seines Lehrers an der Düsseldorfer Kunstakademie, sind, die Zeit in Griechenland, sein Aufenthalt in Afrika als Handelsvertreter für Aussteuerwaren oder als Leiter einer Tierfangstation, die USA oder Dänemark, wo er seine dritte Frau kennenlernt. Und überall trifft er auf Menschen, die einen großen Namen tragen: Errol Flynn, Vater und Sohn Grzimek, Andy Warhol, Maria von Wedemeyer-Weller ... Gesehenes verarbeitet er in Aquarellen und Skizzen, manches realisiert er erst viele Jahre später zu Kunstwerken, Bronzeplastiken, Tuschzeichnungen, Ölbildern.

Ende der 1960er Jahre kehrt er nach Heidelberg zurück. Hier wird er bleiben, seine Eindrücke aus einem bisher unsteten Leben künstlerisch verarbeiten. Zunächst wohnt er in Ziegelhausen, dann in der Großen Mantelgasse, später im Schloss-Wolfsbrunnen-Weg.

Die bewegten endsechziger und anfangsiebziger Jahre scheinen ihn nicht zu beeindrucken. Folgt man Tauschwitz Darstellung, berühren ihn die Auseinandersetzungen nicht. Hingegen säumen weiterhin bekannte Namen seinen Weg: Boris Becker, Steffi Graf, illustre Gäste, deren Namen sich aneinanderreihen. Manon Grisebach, Hilde Domin, Harald zur Hausen, Gadammer, ... 1979 dann zieht er auf den Kohlhof. Ein „verwünschtes Hexenhaus“. Hier bleibt er, hoch über Heidelberg. Mit seinen beiden Söhnen renoviert er das Anwesen. 1990 stirbt sein jüngerer Sohn Kevin, ergreifend das Kunstwerk, das er seinem Sohn widmet.

Manches seiner Kunstwerke kann in Heidelberg bewundert werden. Im Landratsamt, im Hof des Hotels Europäischer Hof, auf dem Neuenheimer Marktplatz.

Ein berührendes Buch, das die Entwicklung des Künstlers Pieter Sohl im Rahmen der Familie, Freunde und Wegbegleiter, sein Werden und Schaffen, einfühlsam beschreibt.

Petra Nellen

Rudi Lerche: Heidelberg und die Welt. Im Wandel der Zeit 1960–2000, Selbstverlag, Heidelberg 2015, 279 S., 23,50 Euro, zu beziehen in den Heidelberger Bürgerämtern oder beim Autor

Filmgrößen schreiben ihre Memoiren mit 25 Jahren, Politiker vor der nächsten Wahl, Berühmtheiten im Alter. Autobiografien städtischer Verwaltungsbeamter sind dagegen rar. Rudi Lerche, bis 2006 Leiter des Heidelberger Bürgeramts, hatte im Oktober 1960 bei der Stadtverwaltung angefangen. Geboren 1941 im Sudetenland führten ihn sein Lebensweg an den Unteren Neckar und seine Ausbildung in den gehobenen Dienst. Die Stationen waren Stadtkasse, Sozial- und Jugendamt, Einwohnermeldeamt und die Abteilung Umweltschutz, bevor daraus ein eigenes Amt wurde. 1992 beauftragte ihn Beate Weber mit der Leitung des Bürgeramts; das Konzept war, die Funktionen der öffentlichen Ordnung als Dienstleistung integriert und dezentral in den Stadtteilen anzubieten, von der Hundesteuer bis zur Passverlängerung.

Die Verwaltung der öffentlichen Ordnung bringt es mit sich, mit dem prallen Leben der Gesellschaft konfrontiert zu sein, freilich immer aus der Perspektive der Genehmigung und des rechtlich Zulässigen. Anders als bei Künstlern und Politikern steht der Erinnerung eines städtischen Amtsleiters entgegen, dass sein Lebenswerk – Notizen, Schriftsätze und Formulare – nicht ihm selbst gehören, sondern Teil von Akten sind, die noch Jahrzehnte unter Verschluss stehen. So muss Lerche sein Leben und die Geschehnisse der Stadt durchweg nach Presseberichten rekonstruieren. Allzu selten teilt er Selbsterlebtes mit, das er kaum datiert.

Drei Aspekte seien herausgegriffen. Die größte Herausforderung für die öffentliche Ordnung war die Studentenrevolte von 1968. Die vielen Demonstrationen und insbesondere die Anwendung von Gewalt waren ihm zuwider. Dennoch ergab sich gelegentlich Nähe. Bei einer Besetzung seines Büros versuchte sich der Amtsleiter Handschuh mit einer Büroschere zu verteidigen; Lerche beendete die Aktion, indem er einen der Vermummten, den er an der Haarfarbe erkannt hatte, namentlich ansprach. Er traf den jungen Mann später öfter auf der Straße; „wir grüßten uns mit gegenseitigem Respekt“ (S. 235). Die andere große Herausforderung war die Sanierung der Altstadt. Hier war die öffentliche Ordnung gegen Hausbesetzungen zu verteidigen. Noch fern von aktueller Beteiligungskultur urteilt er wohlwollend über die „Bürger für Heidelberg“ (S. 93f.). Der dritte Aspekt ist die Entwicklung der Verwaltungsorganisation. Der späteren Dezentralisation ging in der Zundel-Ära eine ausgeprägte Konzentration voraus. Ein zentrales Schreibbüro sollte die Produktivität der Texterfassung steigern. Dafür verloren die Abteilungsleiter ihre eigenen Sekretariate. Auch das konnte als Befreiung erlebt werden. Auf einer Personalversammlung wurden die neuen Diktiergeräte erklärt. Ein Abteilungsleiter fragte pikiert, ob er auch die Satzzeichen diktieren müsse. Seine bisherige Sekretärin rief dazwischen: „Lieber nicht, die sind ja doch falsch!“ (S. 40).

So steckt dieses Buch voll mit Pressezitaten, ein paar Erinnerungen und wenigen Anekdoten. Einige Kapitel sollen noch aufgezählt werden: Robert Weber, Reinhold Zundel, Beate Weber, Vom Naturschutz zum Umweltschutz, Menschen in der Stadt, Heidelberger Originale. Das Kapitel „Völker im Aufstand“ beschreibt den Umbruch von 1989. Lerche engagierte sich für Hilfskonvois nach Rumänien. Sein eigenes Schicksal als Heimatvertriebener führt ihn zu einer positiven Sicht der aktuellen Zuwanderung durch „Asylbewerber und Flüchtlinge“ (S. 176).

Den größten Genuss hat mir das Kapitel „Tiere in der Stadt“ bereitet (S. 148–155). Lerche handelt hier nicht von den tierischen Neubürgern wie Fuchs, Marder und Wildschwein, sondern von den klassischen Fällen Taube, Schwan und Pferd. Hund, Katze und Ratte scheinen dagegen die öffentliche Ordnung nicht tangiert zu haben. Lerche erinnert an die Tauben-Fangaktionen von 1968/69, als am Marktplatz frühmorgens große Netze aufgespannt wurden. Die gefangenen Tiere wurden dann im Zoo geschlachtet und verfüttert. Das funktionierte, bis mehrere ältere Damen anfangen, mit Händeklatschen und Knallplättchen die Tauben aufzuscheuchen. Ein Schwan, der im Flug Passanten angriff, um sein Gelege zu schützen, führte zu nächst zu einem Streit, ob die Stadt oder die Wasserschutzpolizei zuständig war. Es war

schließlich Lerche, der den Schwan einfangen und der Stadt verweisen lassen musste. Pferde als Zugtiere gab es in den 1960er Jahren noch dutzendweise. Sie wurden regelmäßig sonntags am Neckar zur Schwemme geführt, eine große Attraktion für die Kinder. Die Pferdekutsche durch die Hauptstraße war 1979 dann reine Nostalgie. Sie endete, als einem betrunkenen Kut-scher die Gäule durchgingen.

Hans-Martin Mumm

Geraldine Gutiérrez-Wienken (Hg.): Heidelberg – schwarz auf weiß. Fotografien von Thaddäus Zech und Texte von Goethe bis Hilde Domin, Morio-Verlag, Heidelberg 2016, 96 S., 14,95 Euro

... noch ein Fotobuch von Heidelberg ... unendlich viele gibt es, die die Stadt in ihrer Buntheit und Trubeligkeit oder als Stadt der Romantik zeigen, – die bekannten Blicke vom Schloss über die Stadt in die Rheinebene, vom Philosophenweg zum Schloss mit Alter Brücke im Vordergrund, Aufnahmen der Alten Brücke und des Brückenauffens, des Hotels Ritter. Unzählige Reiseführer, gibt es, die Heidelberg als Postkartenidylle zeigen. Davon unterscheidet sich der kleine querformatige Bildband von Thaddäus Zech gründlich.

Der 2013 verstorbene Künstler – er war Schauspieler, Maler, Bildhauer, Fotograf – zuletzt betrieb er einen kleinen Teeladen in der Unteren Straße, streifte von 2010 bis 2012, zu allen Tages- und Jahreszeiten, bei Wind und Wetter durch Heidelberg. Er hat auf seinen Streifzügen diese wunderschöne Sammlung an schwarz-weißen Fotografien zusammengetragen. Nicht die Motive die er uns zeigt sind das Besondere: es ist die besondere Stimmung, die seine Bilder ausdrücken, die so gänzlich verschieden sind von den üblichen Heidelbergbildern und der ganz besondere Blickwinkel auf ‚seiner‘ Stadt, den er dem Betrachter zeigt.

Die Schwarz-Weiß-Bilder vermitteln eine Atmosphäre von Ruhe und Unaufgeregtheit, aber auch Melancholie ist zu spüren; wie entrückt ist alles städtische Treiben. Wunderschöne Gegenlichtaufnahmen zeigen die Menschen als von Licht bekränzte Schatten in der Heidelberger Hauptstraße oder lassen die ‚Schlossruine‘ nur in schemenhaften Umrissen erahnen. In gleißendem Morgenlicht tauchen die Villen an der Ziegelhäuser Landstraße aus dem sich ins Neckartal verziehenden Nebel hervor. Magische Schatten werfen Brückenteile, Bahngleise und Geländer. Der Kontrast zum hektischen, pulsierenden Leben spiegelt sich im hell-dunkel Kontrast der Hausfassaden. Seine Vorliebe für leere Plätze (Universitätsplatz und Innenhöfe, Schlossgarten und Schlossinnenhof) und einsame Straßen sind augenfällig.

Dazwischen gestreut sind Zitate aus Briefen, Erinnerungen und Tagebüchern von Dichtern und Künstlern, die in Heidelberg gelebt oder irgendwann einmal die Stadt besucht haben: Jean Paul, Clara und Robert Schumann, Rosa Meyer-Leviné, Walter Benjamin, Carl Zuckmayer, Hilde Domin, Sulpiz Boisserée, Goethe, Brahms, Henriette Feuerbach, Eichendorff, Friedrich Hebbel, Marianne von Willemer. Es sind keine Gedichte, sondern alltägliche Sätze, die dieses eigentümliche Spannungsverhältnis zu den verloren wirkenden Ansichten hervorrufen. Es sind Sätze wie: „Ich genieße Heidelberg weit mehr auf deinem Briefpapier als auf seinem Stadtpflaster.“ (Jean Paul); „... Für denjenigen, der still leben will, ist Heidelberg wie ein einsames Dorf.“ (Henriette Feuerbach); „... Am Abend ging ich am Neckar entlang und über die alte Brücke, und versöhnte mich auf eine halbe Stunde mit Heidelberg.“ (Hilde Domin); „... Ich befinde mich hier recht einsam und ziemlich wohl dabei.“ (Walter Benjamin). So entsteht „urbane Poesie als Wechselspiel zwischen Fotografie und literarischen Texten“.

Die Auswahl an Fotografien hat die in Heidelberg lebende Herausgeberin Geraldine Gutiérrez-Wienken zusammengetragen und die Zitate ausgewählt. Die Venezolanerin hat nach einem Studium der Zahnmedizin, Literaturwissenschaft, Soziologie und Kunstgeschichte studiert und an der Heidelberger Universität in Deutscher Philologie promoviert. Sie ist Kuratorin und literarische Übersetzerin und arbeitet als Lyrikerin und Kulturjournalistin. Im Vorwort schreibt sie,

wie es zu der Zusammenarbeit mit dem Künstler kam; sie waren sich darin einig, dass „eine Stadt erst dann an Bedeutung gewinnt, wenn sie in Zusammenhang zur Kunst und Kultur betrachtet wird.“ Sonst bleibt sie nur ein Steinhäufen und Asphalt. Kunst und Kultur erst erwecken Steine und Mauern, Straßen und Landschaften zu Leben. Das bisherige Programm des Morio Verlages ist durch diesen kleinen Bildband um ein sorgfältig gestaltetes Buch erweitert worden.

„Urbane Poesie“ ist ein schönes Geschenk, dem viele Betrachterinnen und Betrachter zu wünschen sind.

Claudia Rink

Hans Jörg Staehle: Heidelbergs Roman Tic. Satirischer Reisebegleiter einer weltberühmten Region. Mit einem Geleitwort von Klaus Staeck und einem Epilog von Gerhard Polt, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 240 S., 24,80 Euro

Man stelle sich vor: Ein Medizinprofessor kommt 1925 aus Schwaben nach Heidelberg. Er staunt über das hohe, nicht wirklich berechnete Selbstbewusstsein dieser Stadt. Er verachtet den Historismus, klagt über die hässliche Villenschlange, die sich den Schlossberg hinaufzieht, nennt die Universitätsbibliothek einen unproportionierten Kasten, der die zierliche Peterskirche erdrückt, und wettet über die Unfähigkeit des Stadtbauamts, die neue Rathausfassade am Markt symmetrisch auszuführen. Er setzt das alles ins Bild und findet als weitere Motive qualmende Fabrikschornsteine, zertretene Pferdeäpfel und die Seuchenbaracken am Wieblingener Weg.

Es gibt ein solches Buch nicht, es ließe sich aber mit etwas Mühe aus der zeitgenössischen Literatur kompilieren. Fiele es uns dennoch – fiktiv – beim Antiquar in die Hand, wäre das Urteil klar: toller Fund, typisch 1920er Jahre und Beleg für eine ausgeprägte Liebe zu Heidelberg!

Das angezeigte Buch stammt von Hans Jörg Staehle, dem Direktor der Poliklinik für Zahnerhaltungskunde der Universität Heidelberg. Es ist mit dem oben fiktiv skizzierten Buch nur bedingt vergleichbar. Denn Staehle klagt und wettet nicht, sondern unternimmt einen satirischen Rundgang durch die Heidelberger Stadtteile und schweift auch in das Umland aus. Er knüpft dabei an einen Vorgängerband zu Handschuhsheim von 2014 an (siehe HJG 19, 2015, S. 302–304). Dieser Nachfolgebund ist besser recherchiert und sorgfältiger lektoriert. Mit Klaus Staeck und Gerhard Polt hat er renommierte Vor- und Nachworter gefunden. Die Fotos zeigen Heidelberg als Normalstadt: verbaute Ecken, Verkehrsschneisen, eine verkorkte OB-Wahl. Etwas ermüdend wirken die sich wiederholenden Bilder von geschlossenen Kiosken und verrammelten Schaufenstern. Die Konnotation von Plastischer Chirurgie mit Blutwürsten (S. 140) ist ein – nun ja – milder Medizinerscherz. Bei dem Schild „Buchenwald“ im Botanischen Garten (S. 95) erschließt sich der Doppelsinn sofort, aber wo ist der Witz? Dass es Staehle nicht um Denunziation geht, zeigen die beigefügten knappen Zitate. Er hat fleißig recherchiert und kennt sie alle: Thomas C. Breuer, Michael Buselmeier, Josef von Eichendorff, Norbert Giovanni, Jean Paul, Gottfried Keller, Angela Merkel, Fedor Stepun, Ernst Toller. Auch dieses Jahrbuch hat er ausgewertet. Robert Schumanns Aussage über seine Wohnung (S. 46) bezieht sich allerdings auf die erste in der Seminarstraße und nicht auf die abgebildete in der Hauptstraße.

In diesen Zitaten schlägt Staehles eigentliches Herz. In den Bildern nähert er sich Heidelberg über die Kehrseiten der Stadt. Wer dieses Buch aufschlägt, muss sich sagen: toller Fund, typisch 2010er Jahre und Beleg für eine ausgeprägte Liebe zu Heidelberg.

Hans-Martin Mumm

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 35,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink

Dr. Martin Krauß, Hansjoachim Räther, Dr. habil. Maike Rotzoll

Kontakt:

Vereinsadresse:

Heidelberger Geschichtsverein

c/o Hans-Martin Mumm

Kaiserstraße 10

69115 Heidelberg

E-Mail: hans-martin.mumm@gmx.de

Internet: www.haidelberg.de

Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Jeder Band kostet 18,00 Euro.

hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Frank Buchali: Burgen und Schlösser an Neckar und Bergstraße. Die schönsten Streifzüge, Erfurt 2015
- Pablo Santiago Chiquero, Nina Wacker: Heidelberg (Merian Momente), München 2015
- Viola Eigenbrodt: Rhein-Neckar klassisch und neu. Quadrate und krumme Wege, Meßkirch 2015
- Hartmut Ellrich: Industriekultur und Handwerkstradition. 30 erlebnisreiche Tagestouren im Rhein-Neckar-Raum, Erfurt 2015
- Landespflege Freiburg, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Professur für Landespflege und LUBW, Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (Hgg.): Kulturlandschaften in Baden-Württemberg, Karlsruhe 2014
- Guillaume de Laubier, Jean Serroy: Die schönsten Universitäten der Welt, München 2015
- Eckart Roloff, Karin Henke-Wendt: Besuchen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Bd. 2: Süddeutschland, Stuttgart 2015
- Hans Jörg Staehle: Heidelberg Roman Tic. Satirischer Reisebegleiter einer weltberühmten Region. Mit einem Geleitwort von Klaus Staeck & einem Epilog von Gerhard Polt, Ubstadt-Weiher et al. 2015
- Lothar Voetz: Der Codex Manesse. Die berühmteste Liederhandschrift des Mittelalters, Darmstadt 2015
- Achim Wendt, G. Ulrich Großmann: Schloss Heidelberg (Burgen, Schlösser und Wehrbauten. Bd. 30), Regensburg 2015
- Kylliki Zacharias (Hg.): Das Wunder in der Schuheinlegesohle. Werke aus der Sammlung Prinzhorn (Ausstellungskatalog Sammlung Scharf-Gerstenberg Berlin und Sammlung Prinzhorn Heidelberg), Berlin 2014

Selbständige Veröffentlichungen 2015

- Thomas Adam: Feuer, Fluten, Hagelwetter. Naturkatastrophen in Baden-Württemberg, Darmstadt 2015
- Sabine Arndt: Das Alte Hallenbad Heidelberg. Ein Tempel des Volkes, Heidelberg 2015
- Marco Birn: Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Das Streben nach Gleichberechtigung von 1869–1918, dargestellt anhand politischer, statistischer und biographischer Zeugnisse (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 3), Heidelberg 2015
- Detlef Brandenburg et al.: You'll never work alone. Ensembletheater am Theater und Orchester Heidelberg (Die Deutsche Bühne. 2015. Themenheft), Hamburg 2015
- Markus W. Büchler, Ernst Klar, Jürgen Weitz (Hgg.): In memoriam Christian Herfahrt 1933–2014, Heidelberg 2015
- Christian Burkhart: Mit scharfem Schwert und spitzer Feder. Kaiser Friedrich I. „Barbarossa“ und der Angriff Graf Poppo V. von Lauffen auf die Schauenburg 1187. Ein wenig bekannter Briefwechsel des Dossenheimer Burgherrn mit dem Staufenkaiser, Dossenheim 2015
- Christian Burkhart, Jörg Kreutz (Hgg.): Die Grafen von Lauffen am mittleren und unteren Neckar (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Bd. 18), Heidelberg 2015
- Christian Burkhart, Hansjoachim Räther: Festschrift für Ludwig Haßlinger zum 80. Geburtstag, Dossenheim, Heidelberg 2015
- Michael Buselmeier: Ende des Vogelgesangs. Eine Kindheit, Heidelberg 2015
- Ernst Robert Curtius: Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl. Herausgegeben und kommentiert von Franz-Rutger Hausmann (Saecula spiritualia. Bd. 49), Baden-Baden 2015

- Ernst Robert Curtius, Max Rynchen: Freundesbriefe 1922–1955. In Zusammenarbeit mit Claudia Mertz-Rynchen herausgegeben und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann (Analec-ta Romanica. Bd. 83), Frankfurt am Main 2015
- Johannes Ehmann (Hg.): Der Heidelberger Katechismus und seine Verbreitung in den Territori-en des Reiches. Studien zur deutschen Landeskirchengeschichte (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 5), Stuttgart 2015 (Ehmann)
- Dietrich Franberg: Mit Goethe durch Heidelberg, Berlin 2015
- Philipp Gassert, Reinhold Weber (Hgg.): Filbinger, Wyhl und die RAF. Die Siebzigerjahre in Ba-den-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg. Bd. 42), Stuttgart 2015
- Stefan George, Karl und Hanna Wolfskehl: Von Menschen und Mächten. Der Briefwechsel 1892–1933. Herausgegeben von Birgit Wägenbaur und Ute Oelmann, München 2015
- Heinrich und Christine Gondela: Auf der Reise ins Paradies. Das Reisetagebuch von Heinrich und Christine Gondela aus dem Jahr 1802. Ediert, kommentiert, mit einem Nachwort und einem Register versehen von Michael Rüppel, Berlin 2015
- Natalie Gutgesell: Joseph Victor von Scheffel in Heidelberg (Stationen 18), Heidelberg 2015
- Julian Hanschke: Schloss Heidelberg. Architektur und Baugeschichte, Heidelberg 2015
- Ludwig Haßlinger, Alfred Bechtel: Handschuhsheim – Zeittafel zur Geschichte, Heidelberg 2015
- Heike Hawicks, Ingo Runde: Auffindung, Rückführung und historischer Hintergrund einer Bulle Papst Urbans VI. vom 2. August 1387 (Freundeskreis für Archiv und Museum der Un-iversität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2015), [Heidelberg 2015]
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 20, 2016, Heidelberg 2015 (HJG Jg. 20, 2016)
- Hansgünther Heyme: Sturm. Splitter, Mannheim 2015
- Arnold Huijgen (Hg.): The Spirituality of the Heidelberg Catechism. Papers of the International Conference on the Heidelberg Catechism Held in Apeldoorn 2013 (Refo 500 Academic Studies. Vol. 24), Göttingen 2015
- Franz Janzowski: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. „... so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu.“, Ubstadt-Weiher et al. 2015
- Jürgen Keddigkeit, Matthias Untermann, Pia Heberer, Charlotte Lagemann (Hgg.): Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden (Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Bd. 26.3). Bd. 3: H – R, Kaiserslautern 2015
- Michael Kitzing: Für den christlichen und sozialen Volksstaat. Die Badische Zentrumspar-tei in der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Bd. 163), Düsseldorf 2013
- Jörg Koch: Marmor, Stein und Bronze spricht. Bismarckdenkmäler und Bismarckgedenken am Oberrhein, Ubstadt-Weiher et al. 2015
- Ursula Koch: Wilde Völker an Rhein und Neckar. Franken im frühen Mittelalter (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen. Bd. 65), Mannheim 2015
- Ursula Krechel: Stark und leise. Pionierinnen, Salzburg, Wien 2015
- Rolf-Ulrich Kunze: „Möge Gott unserer Kirche helfen.“ Theologiepolitik, Kirchenkampf und Aus-einandersetzung mit dem NS-Regime: Die Evangelische Landeskirche Badens 1933–1945 (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 6), Stuttgart 2015
- Charlotte Lagemann, Tina Schöbel, Christian Vater (Red.): Leben Dinge Texte. Begleitheft zur Ausstellung des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen – Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“. 2. Februar – 7. März 2015 im Universitätsmuseum Heidelberg, Heidelberg 2015
- Andreas Lehmann: Der improvisierte Kriegseinsatz. Badische Natur- und Technikwissenschaft-ler 1914–1918 (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. NF, Bd. 8), Freiburg, München 2015
- Rudi Lerche: Heidelberg und die Welt im Wandel der Zeit 1960–2000, Plankstadt 2015

- Peter Märker: Im Unvollendeten vollendet. Carl Philipp Fohr (1795–1818). Monographie und kritisches Werkverzeichnis, München 2015
- Thomas F. Mertel: Die Tiefburg in Handschuhsheim im Wandel der Zeit. Herausgegeben vom Stadtteilverein Handschuhsheim, Heidelberg et al. 2015
- Almut Agnes Meyer: Kontinuität und Neuanfang. Das erste Jahrzehnt der Elisabeth-von-Thadden Schule nach der Eröffnung 1946, Heidelberg 2015
- Gabriel Meyer: Die mittelalterlichen Siegel der Universität Heidelberg (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2014), [Heidelberg 2014]
- Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert 1871–1925. A Social Democratic Statesman, Bonn 2015
- Museum Giersch der Goethe-Universität Frankfurt a.M. (Hg.): Romantik im Rhein-Main-Gebiet ... anlässlich der Ausstellung vom 22. März bis 19. Juli 2015, Petersberg 2015
- Philipp Osten, Gabriele Moser, Christian Bonah, Alexander Sumpf, Tricia Close-Koenig, Joël Dagnet (Hgg.): Das Vorprogramm. Lehrfilm, Gebrauchsfilmm, Propagandafilm, unveröffentlichter Film in Kinos und Archiven am Oberrhein, 1900–1970, Heidelberg, Strasbourg 2015 (Osten)
- Michael Platow: Das „Wort vom Kreuz“ und die Kreuzestheologien. Luthers „Heidelberger Disputation“ (April 1518) – fürs Heute neu bedacht (Theologische Orientierungen. Bd. 21), Münster 2015
- Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen. Straßen, Gassen, Wege, Plätze und Brücken in Heidelberg (Beiträge zur Heidelberger Stadtgeschichte. Bd. 1), Heidelberg 2015
- Joachim Schäfer: Otto Gönnerwein 16. Mai 1896 – 9. Januar 1963. Verwaltungsfachmann – Politiker – Rechtsgelehrter, Aachen 2013
- Markus Schmidgall: Die Revolution in Baden 1918/19, Karlsruhe 2012
- Nicolai Johann Schmitt: Ewald August(us) Boucke. Germanist und Schriftsteller zwischen „neuer Welt“ und „Vaterland“ 1871–1943, Ubstadt-Weiher et al. 2015
- Gerhard Schwinge (Hg.): Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. IV: Erweckung – Innere Mission/Diakonie – Theologinnen, Heidelberg et al. 2014 (Schwinge)
- St. Josefskrankenhaus Heidelberg (Hg.), Melanie Nily (Red.): St. Josefskrankenhaus Heidelberg. 125 Jahre Tradition und Moderne, Heidelberg 2015
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2015, Heidelberg 2015 (Jb Hhm 2015)
- Michael Stolle: Universitäten und Hochschulen in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg. Bd. 41), Stuttgart 2015
- Christoph Strohm, Jan Stievermann (Hgg.): Profil und Wirkung des Heidelberger Katechismus. Neue Forschungsbeiträge anlässlich des 450jährigen Jubiläums (Schriften des Vereins zur Reformationsgeschichte. Bd. 215), Gütersloh 2015 (Strohm)
- Marion Tauschwitz: Der Künstler Pieter Sohl. Ein Künstler darf verrückt sein aber keine Schatten werfen. Biografie, Heidelberg 2015
- Helmut Weißkapp: „Ein waschechter Neckarschlämer“. Kindheits- und Jugenderinnerungen aus der Heidelberger Altstadt, Heidelberg 2015
- Ulrich A. Wien, Volker Leppin (Hgg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. 89), Tübingen 2015 (Wien)
- Emil Zimmermann: Der Liebeszauber. La fattura d'amore. Die Geschichte eines sizilianischen Gastarbeiters in Heidelberg, Heidelberg 2015
- Harro Zimmermann: Friedrich Sieburg – Ästhet und Provokateur. Eine Biographie, Göttingen 2015

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

- Karen Allihn: Ein fester Platz für die „Straße ins Jenseits“, in: Archäologie in Deutschland. 2015, H. 6, S. 70f.
- Markus Ball: Die Römerstraße entlang der Bergstraße / Marovirus von Handschuhsheim, in: Jb Hm 2015, S. 17–27
- Robin Dürr, Jennifer Deible: Heidelberg Pfaffengrund, in: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Fundberichte aus Baden-Württemberg. Bd. 35, 2015, S. 724
- Uwe Gross: Zwischen Heidelberg und Pforzheim. Gläser vom nördlichen Oberrhein, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hg.): Glasklar. Archäologie eines kostbaren Werkstoffes in Südwestdeutschland, Friedberg 2015, S. 110–119
- Ursula Koch: Wilde Völker an Rhein und Neckar. Franken im frühen Mittelalter (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen. Bd. 65), Mannheim 2015
- Marianne Müller-Dürr: „Medizinische“ Instrumente der Römerzeit in Baden-Württemberg, in: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Fundberichte aus Baden-Württemberg. Bd. 35, 2015, S. 221–369
- Rouven Turck, Bernd Kober, Johanna Kontny, Joachim Wahl, Renate Ludwig: Strontiumisotopenanalysen und anthropologische Untersuchungen an der Mehrfachbestattung der Michelsberger Kultur in Heidelberg-Handschuhsheim, in: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Fundberichte aus Baden-Württemberg. Bd. 34/1, 2014, S. 385–407

12. – 18. Jahrhundert

- Hans Ammerich: Die Reaktion der oberrheinischen Bistümer Speyer, Straßburg und Worms auf die Reformation und die beginnende Konfessionsbildung, in: Wien, S. 373–386
- Frank Baron: Georg Helmstetter (alias Faustus) als Alumnus der Universität Heidelberg, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 165–174
- Christian Burkhart: Mit scharfem Schwert und spitzer Feder. Kaiser Friedrich I. „Barbarossa“ und der Angriff Graf Poppo V. von Lauffen auf die Schauenburg 1187. Ein wenig bekannter Briefwechsel des Dossenheimer Burgherrn mit dem Staufenkaiser, Dossenheim 2015
- Christian Burkhart, Jörg Kreuz (Hgg.): Die Grafen von Lauffen am mittleren und unteren Neckar (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Bd. 18), Heidelberg 2015
- Folke Damminger: Räumlicher Strukturwandel im frühen 13. Jahrhundert. Fallbeispiel Heidelberg, in: Karsten Igel, Michaela Jansen, Ralph Röber, Jonathan Scheschkewitz (Hgg.): Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Archäologisch-historischer Workshop, Esslingen 29. und 30. Juni 2011 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. H. 96), Stuttgart 2013, S. 267–287
- Reinhard Düchting: Tod in Heidelberg, in: Thomas Baier, Jochen Schultheiß (Hgg.): Würzburger Humanismus (Neo Latina 23), Tübingen 2015
- Johannes Ehmann (Hg.): Der Heidelberger Katechismus und seine Verbreitung in den Territorien des Reiches. Studien zur deutschen Landeskirchengeschichte (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 5), Stuttgart 2015
- Johannes Ehmann: Der Heidelberger Katechismus im Zeitalter der frühen Konfessionalisierung. Ein ereignisgeschichtlicher Überblick, in: Ehmann, S. 13–25
- Stefan Ehrenpreis: Beobachtungen zur Rolle des Heidelberger Katechismus im frühneuzeitlichen Erziehungs- und Schulwesen, in: Strohm, S. 308–319
- Franz Fuchs: Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche und die Belagerung von Bergzabern 1455 im Spiegel der bayerischen Korrespondenz, in: Peter Rückert, Nicole Bickhoff, Mark Mersiow-

- sky (Hgg.): Briefe aus dem Spätmittelalter: Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten, Stuttgart 2015, S. 189–202
- Charles D. Gunnoe, Jr.: The Origins of the Heidelberg Catechism in the Light of Contemporary Correspondence, in: Strohm, S. 136–162
- Heike Hawicks: Situativer Pergament- und Papiergebrauch im späten Mittelalter. Eine Fallstudie anhand der Bestände des Stadtarchivs Duisburg und des Universitätsarchivs Heidelberg, in: Carla Meyer, Bernd Schneidmüller, Sandra Schultz (Hgg.): Papier im mittelalterlichen Europa. Herstellung und Gebrauch (Materiale Textkulturen 7), Berlin, New York 2014, S. 217–250
- Arnold Huijgen (Hg.): The Spirituality of the Heidelberg Catechism. Papers of the International Conference on the Heidelberg Catechism Held in Apeldoorn 2013 (Refo 500 Academic Studies. Vol. 24), Göttingen 2015
- Bernhard Kreutz: Die Zerstörungen während des Pfälzischen Erbfolgekrieges als „Brandspur“ in der Historiographie, in: Olaf Wagener (Hg.): Feuernutzung und Brand in Burg, Stadt und Kloster im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte. 129), Petersberg 2015, S. 61–69
- Thomas Maissen: Thomas Erastus und der Erastianismus. Der innerreformierte Streit und die Kirchendisziplin in der Kurpfalz, in: Strohm, S. 189–206
- Gabriel Meyer: Die mittelalterlichen Siegel der Universität Heidelberg (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2014), [Heidelberg 2014]
- Andreas Mühling: Caspar Olevian und die Einführung des Heidelberger Katechismus, in: Arnold Huijgen (Hg.): The Spirituality of the Heidelberg Catechism. Papers of the International Conference on the Heidelberg Catechism Held in Apeldoorn 2013 (Refo 500 Academic Studies. Vol. 24), Göttingen 2015, S. 25–33
- Benjamin Müsegades: Diplomatie und Repräsentation. Ludwig V. und die pfälzisch-französischen Beziehungen am Vorabend des Landshuter Erbfolgekrieges, in: ZGO Bd. 163, 2015, S. 107–142
- Hans-Martin Mumm: Ludwig V. und seine Brüder. Die rheinischen Wittelsbacher im Bauernkrieg von 1525, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 11–45
- Michael Platow: Das „Wort vom Kreuz“ und die Kreuzestheologien. Luthers „Heidelberger Disputation“ (April 1518) – fürs Heute neu bedacht (Theologische Orientierungen. Bd. 21), Münster 2015
- Walter Rummel: Hexenprozesse, Gesellschaft und Politik. Die Beispiele Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken, in: Wien, S. 433–452
- Armin Schlechter: Bücher aus der Bibliotheca Palatina und dem Jesuitenkolleg in Heidelberg in der Bibliothek des Gymnasiums am Kaiserdom in Speyer, in: Peter Diehl (Hg.): Wissenschaftsgesellschaft Pfalz. 90 Jahre Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaften zur Förderung der Wissenschaften. Bd. 116), Ubstadt-Weiher et al. 2015, S. 379–389
- Susanne Schlösser: „Da der grimme Mélac hauste ...“. Die Zerstörung der heutigen Metropolregion Rhein-Neckar im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 und ihre Folgen, in: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 29, 2015, S. 69–80
- Helga Schnabel-Schüle: Stadtreformation und territoriale Reformation am Oberrhein, in: Wien, S. 29–44
- Christoph Strohm: Der Heidelberger Katechismus und Westeuropa, in: Ehmann, S. 27–39
- Christoph Strohm: „Deutsch-reformierte“ Theologie? Die kurpfälzische Reformation im Rahmen der frühneuzeitlichen Konfessionalisierung, in: Strohm, S. 113–135
- Christoph Strohm: Die Universität Heidelberg als Zentrum der späten Reformation, in: Wien, S. 197–214
- Christoph Strohm, Jan Stievermann (Hgg.): Profil und Wirkung des Heidelberger Katechismus. Neue Forschungsbeiträge anlässlich des 450jährigen Jubiläums (Schriften des Vereins zur Reformationgeschichte. Bd. 215), Gütersloh 2015
- Olaf Wagener: Die Rolle des Feuers bei der Zerstörung von Stadtmauern und Burgen im Pfälzischen Erbfolgekrieg anhand der baulichen Befunde, in: Olaf Wagener (Hg.): Feuernutzung

- und Brand in Burg, Stadt und Kloster im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte. 129), Petersberg 2015, S. 44–60
- Paul Warmbrunn: Hoch- und Niederadel in der Kurpfalz im Spannungsfeld von Reformation und Konfessionalisierung, in: Wien, S. 153–171
- Ulrich A. Wien, Volker Leppin (Hgg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. 89), Tübingen 2015
- Klaus Winkler: Der Ingenieur Salomon de Caus. 400 Jahre „Les Raisons des Forces mouvantes“, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 175–192
- Eike Wolgast: Die Einführung der Reformation im internationalen Vergleich, in: Wien, S. 9–27
- Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg in ihrer internationalen Vernetzung in den Jahren 1559–1622, in: Strohm, S. 89–112
- Cornel Zwierlein: The Palatinate and Western Europe, 1555 to 1563, in: Strohm, S. 163–188

18. und 19. Jahrhundert

- Frank-Uwe Betz: Die Tiedemanns – Wissenschaftler und Revolutionäre zwischen Schwetzingen, Heidelberg und den Vereinigten Staaten von Amerika, in: ZGO Bd. 163, 2015, S. 171–187
- Dietrich Franberg: Mit Goethe durch Heidelberg, Berlin 2015
- Heinrich und Christine Gondela: Auf der Reise ins Paradies. Das Reisetagebuch von Heinrich und Christine Gondela aus dem Jahr 1802. Ediert, kommentiert, mit einem Nachwort und einem Register versehen von Michael Rüppe, Berlin 2015
- Natalie Gutgesell: Joseph Victor von Scheffel in Heidelberg (Stationen 18), Heidelberg 2015
- Christian Hattenhauer: Kein „chocolate-cream-soldier“: Johann Caspar Bluntschli (1808–1881) und sein „Modernes Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt“ (1868), in: Cordula Stumpf, Friedemann Kainer, Christian Baldus (Hgg.): Privatrecht, Wirtschaftsrecht, Verfassungsrecht. Privatinitiative und Gemeinwohlorizonte in der europäischen Integration. FS Peter-Christian Müller-Graff, Baden-Baden 2015, S. 953–960
- Adelheid M. von Hauff: Regine Jolberg geb. Zimmern (1800–1870), in: Schwinge, S. 164–183
- Peter Märker: Im Unvollendeten vollendet. Carl Philipp Fohr (1795–1818). Monographie und kritisches Werkverzeichnis, München 2015
- Museum Giersch der Goethe-Universität Frankfurt a.M. (Hg.): Romantik im Rhein-Main-Gebiet ... anlässlich der Ausstellung vom 22. März bis 19. Juli 2015, Petersberg 2015
- Jochen Rudersdorff: Francisco de Miranda (1750–1816) und sein Besuch in Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen 1788, in: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 29, 2015, S. 11–20
- Ludwig Schmitt-Herb: Die „Traiteur’sche Wasserleitung“ – Trinkwasser von Rohrbach nach Mannheim, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 129–149
- Gerhard Schwinge: Theodor Plitt (1815–1886), in: Schwinge, S. 96–125

19. und 20. Jahrhundert

- Jo-Hannes Bauer: „Nicht vergnügungssteuerpflichtig“. Der Gebrauchsfilm, Dokumentar- und Kulturfilm im Beiprogramm der Heidelberger Kinos 1910–1970, in: Osten, S. 205–222
- Marco Birn: Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Das Streben nach Gleichberechtigung von 1869–1918, dargestellt anhand politischer, statistischer und biographischer Zeugnisse (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 3), Heidelberg 2015
- Hilde Bitz: Grete Gillet (1895–1970), in: Schwinge, S. 404–431
- Christian Bonah, Maike Rotzoll: Psychopathologie in Bewegung. Zur Geschichte des Psychiatriefilms in Straßburg und Heidelberg, in: Osten, S. 263–286
- Jürgen Brose: Erinnerungen an den lieben Großvater. Über den letzten Lebensabschnitt von Pfarrer Dr. Albert Ludwig, dem Schöpfer des „Handschuhsheimer Liedes“, in: Jb Hhm 2015, S. 126f.

- Ernst Robert Curtius: Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl. Herausgegeben und kommentiert von Franz-Rutger Hausmann (Saecula spiritualia. Bd. 49), Baden-Baden 2015
- Ernst Robert Curtius, Max Rynchen: Freundesbriefe 1922–1955. In Zusammenarbeit mit Claudia Mertz-Rynchen herausgegeben und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann (Analecta Romanica. Bd. 83), Frankfurt am Main 2015
- Sara Doll: Muskeln, Blut und Entwicklung. Der filmische Lehrapparat der Heidelberger Anatomie, in: *Osten*, S. 287–299
- Arno Ehrhard: Der Schriftsteller Rudolf Stratz in Heidelberg und Ziegelhausen, in: *Unser Land* 2016, Heidelberg 2015, S. 303–305
- Stefan George, Karl und Hanna Wolfskehl: Von Menschen und Mächten. Der Briefwechsel 1892–1933. Herausgegeben von Birgit Wägenbaur und Ute Oelmann, München 2015
- Franz Janzowski: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflgeanstalt Wiesloch. „... so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu.“, *Ubstadt-Weiher et al.* 2015
- Michael Kitzing: Für den christlichen und sozialen Volksstaat. Die Badische Zentrumsparlei in der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Bd. 163), Düsseldorf 2013
- Jörg Koch: Marmor, Stein und Bronze spricht. Bismarckdenkmäler und Bismarckgedenken am Oberrhein, *Ubstadt-Weiher et al.* 2015
- Rolf-Ulrich Kunze: „Möge Gott unserer Kirche helfen.“ Theologiepolitik, Kirchenkampf und Auseinandersetzung mit dem NS-Regime: Die Evangelische Landeskirche Badens 1933–1945 (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 6), Stuttgart 2015
- Andreas Lehmann: Der improvisierte Kriegseinsatz. Badische Natur- und Technikwissenschaftler 1914–1918 (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. NF, Bd. 8), Freiburg, München 2015
- Erich J. Lehn: Weiches Wasser. Geschichte der Wäschereien in Ziegelhausen und Peterstal, in: *Unser Land* 2016, Heidelberg 2015, S. 103–108
- Katharina Leitz, geb. Schober +: Eine feste Burg ist unser Gott – Lebenserinnerungen, in: *Jb Hhm* 2015, S. 57–60
- Mia Lindemann: Die Brüder Remmele und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Nordbaden, in: *HJG Jg. 20*, 2016, S. 81–104
- Maja Linthe: Dr. Elise Dosenheimer und ihr Heidelberger Zimmer für sich allein, in: *HJG Jg. 20*, 2016, S. 193–204
- Heiner Markmann: Eine Jugend in der Diktatur, in: *Jb Hhm* 2015, S. 49–51
- Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert 1871–1925. A Social Democratic Statesman, Bonn 2015
- Thomas Neureither: ...wohl dem, der jetzt noch eine Heimat hat, in: *Jb Hhm* 2015, S. 83–87
- Volker von Offenberg: Brezeln aus Heidelberg. Die „Badische Brezelfabrik Gebr. Lulay“ in der Weststadt (1921–1976), in: *HJG Jg. 20*, 2016, S. 221–231
- Philipp Osten, Gabriele Moser, Christian Bonah, Alexander Sumpf, Tricia Close-Koenig, Joël Darnet (Hgg.): Das Vorprogramm. Lehrfilm, Gebrauchsfilm, Propagandafilm, unveröffentlichter Film in Kinos und Archiven am Oberrhein, 1900–1970, Heidelberg, Strasbourg 2015
- Christmut Präger: Der Eichendorffplatz im Stadtteil Rohrbach, in: *HJG Jg. 20*, 2016, S. 151–154
- Jessica Pschytyla: Die Bewaffnung Heidelberger Bürger in den Jahren 1914 und 1918 – eine Bilanz, in: *HJG Jg. 20*, 2016, S. 47–59
- Folker Reichert: Zwischen Mars und Minerva: Das Historische Seminar der Universität Heidelberg im Ersten Weltkrieg, in: *ZGO Bd. 163*, S. 227–244
- Reinhard Riese: Schützengraben, Nagelkreuz und Kriegsausstellung. Kriegspropaganda in Heidelberg 1915/16, in: *HJG Jg. 20*, S. 61–79
- Thomas Röske, Sabine Hohnholz, Maïke Rotzoll: Eine zeithistorische Sammlung wider Willen. Militarismus und Erster Weltkrieg in historischen Werken der Sammlung Prinzhorn, in: Rainer Hering, Robert Kretzschmar, Wolfgang Zimmermann (Hgg.): *Erinnern an den Ersten Weltkrieg. Archivische Überlieferungsbildung und Sammlungsaktivitäten in der Weimarer*

- Republik (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. Serie A, H. 25), Stuttgart 2015, S. 237–254
- Joachim Schäfer: „Es wäre besser, wenn Sie Ihre Fakultät nicht mit dem Genannten belasten würden.“ Die NSDAP verhindert die Habilitation des Rechtshistorikers Otto Gönnenwein an der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 105–127
- Joachim Schäfer: Otto Gönnenwein 16. Mai 1896 – 9. Januar 1963. Verwaltungsfachmann – Politiker – Rechtsgelehrter, Aachen 2013
- Markus Schmidgall: Die Revolution in Baden 1918/19, Karlsruhe 2012
- Nicolai Johann Schmitt: Ewald August(us) Boucke. Germanist und Schriftsteller zwischen „neuer Welt“ und „Vaterland“ 1871–1943, Ubstadt-Weiher et al. 2015
- Klaus-Peter Schroeder: Entrechtet, deportiert und vergessen: Der Heidelberger Rechtsgelehrte Leopold Perels (1875–1954). Eine Erinnerung anlässlich seines 60. Todestages, in: ZGO Bd. 163, S. 278–299
- Klaus-Peter Schroeder: Als in Europa die Lichter erloschen: Ehrenpromotionen an der Heidelberger Juristischen Fakultät im Ersten Weltkrieg, in: Cordula Stumpf, Friedemann Kainer, Christian Baldus (Hgg.): Privatrecht, Wirtschaftsrecht, Verfassungsrecht. Privatinitiative und Gemeinwohlhorizonte in der europäischen Integration. FS Peter-Christian Müller-Graff, Baden-Baden 2015, S. 1459–1465
- Gerhard Schwinge (Hg.): Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. IV: Erweckung – Innere Mission/Diakonie – Theologinnen, Heidelberg et al. 2014
- Harro Zimmermann: Friedrich Sieburg – Ästhet und Provokateur. Eine Biographie, Göttingen 2015

20. und 21. Jahrhundert

- Sabine Arndt: Das Alte Hallenbad Heidelberg. Ein Tempel des Volkes, Heidelberg 2015
- Alfred Bechtel: Lyrik und Poesie von Elisabeth Sophie Reiprich geb. Simon, in: Jb Hhm 2015, S. 81f.
- Detlef Brandenburg et al.: You'll never work alone. Ensembletheater am Theater und Orchester Heidelberg (Die Deutsche Bühne. 2015. Themenheft), Hamburg 2015
- Markus W. Büchler, Ernst Klar, Jürgen Weitz (Hgg.): In memoriam Christian Herfahrt 1933–2014, Heidelberg 2015
- Michael Buselmeier: Ende des Vogelgesangs. Eine Kindheit, Heidelberg 2015
- Rudolf Conzelmann: Vor 70 Jahren. Kriegsende in Heidelberg – Die Amerikaner kommen, in: Jb Hhm 2015, S. 52f.
- Philipp Gassert, Reinhold Weber (Hgg.): Filbinger, Wyhl und die RAF. Die Siebzigerjahre in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg. Bd. 42), Stuttgart 2015
- Norbort Giovannini: CityCult-Projekt. Heidelberg im Ersten Weltkrieg, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 263–266
- Daniela Gress, Irene Wachtel, Rubina Zern: Gedenken gestalten: ein studentisches Projekt zum Gedenkjahr der Deportation der Heidelberger Juden nach Gurs, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 267–270
- Hansgünther Heyme: Sturm. Splitter, Mannheim 2015
- Rainer Kaschau: Eugen Biser in Heidelberg. Einer der bedeutendsten Theologen unserer Zeit, in: Unser Land 2016, Heidelberg 2015, S. 269f.
- Werner Keller: „weil das Wunder immer geschieht“. Begegnungen mit Hilde Domin, in: Jb Hhm 2015, S. 61–66
- Martin Krauß: Dank an Jochen Goetze. Dankesworte gehalten bei der Mitgliederversammlung des Heidelberger Geschichtsvereins am 23. Juni 2015, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 275f.
- Rudi Lerche: Heidelberg und die Welt im Wandel der Zeit 1960–2000, Plankstadt 2015

- Günter Lipowsky: Hélène Garnier, eine elsässische Lehrerin in Wieblingen und Edingen September 1941 bis April 1945, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 205–220
- Petra M. Martin: Die Thingstätte auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, in: Rainer Schomann et al. (Hgg.): Unter der Grasnarbe. Freiraumgestaltungen in Niedersachsen während der NS-Diktatur als denkmalpflegerisches Thema (Arbeitsblätter zur Denkmalpflege in Niedersachsen. 45), Petersberg 2015, S. 195–208
- Melanie Mertens: Bevor die Container kamen. Die Bauleitungsunterkunft der Universität Heidelberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 44, 2015, H. 2, S. 110f.
- Melanie Mertens: Kunst und Kaserne. Die Großdeutschlandkaserne in Heidelberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 44, 2015, H. 4, S. 209–214
- Almut Agnes Meyer: Kontinuität und Neuanfang. Das erste Jahrzehnt der Elisabeth-von-Thadden Schule nach der Eröffnung 1946, Heidelberg 2015
- Christian Möller: Herbert Krimm (1905–2002), in: Schwinge, S. 350–365
- Sabrina Müller: Terroristische Gewalt und demokratische Gesellschaft – die Rote Armee Fraktion (RAF), in: Philipp Gassert, Reinhold Weber (Hgg.): Filbinger, Wyhl und die RAF. Die Siebzigerjahre in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg. Bd. 42), Stuttgart 2015, S. 217–243
- Bertram Noback, Matthias Kneller: 70 Jahre Kriegsende – (wie) müssen heutige Schüler daran erinnern? Projekt, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 271–274
- Wilhelm Seeger-Kelbe: Das Theater im „Bachlenz“ 1945–1949, in: Jb Hhm 2015, S. 103–106
- Marion Tauschwitz: Der Künstler Pieter Sohl. Ein Künstler darf verrückt sein aber keine Schatten werfen. Biografie, Heidelberg 2015
- Helmuth Weißkapp: „Ein waschechter Neckarschlämer“. Kindheits- und Jugenderinnerungen aus der Heidelberg Altstadt, Heidelberg 2015
- Emil Zimmermann: Der Liebeszauber. La fattura d’amore. Die Geschichte eines sizilianischen Gastarbeiters in Heidelberg, Heidelberg 2015

Zu mehreren Zeitabschnitten

- Thomas Adam: Feuer, Fluten, Hagelwetter. Naturkatastrophen in Baden-Württemberg, Darmstadt 2015
- Petra Bauer, Dieter Teufel: Geschichte einmal anders. So könnte Handschuhsheim heute aussehen, wenn nicht ..., in: Jb Hhm 2015, S. 107–116
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Besitzer, Pächter, Beständer der 4. Mühle, Mühlthalstraße 91, in: Jb Hhm 2015, S. 67–71
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger, Michael Leitz: Abschied von den Mühlen am Beispiel der Müllerfamilien Leitz, in: Jb Hhm 2015, S. 72–78
- Harald Breier: Die Eiche – ein aufgetürmter Riese. Der Eichbaum in Geschichte und Kultur, in: Jb Hhm 2015, S. 90–96
- Markus W. Büchler: Chirurgie in Heidelberg: Gestern und Morgen, in: Markus W. Büchler, Ernst Klar, Jürgen Weitz (Hgg.): In memoriam Christian Herfahrt 1933–2014, Heidelberg 2015, S. 31–37
- Bert Burger: Dorfentwicklung unter dem Einfluss der Mönche auf dem Heiligenberg, in: Jb Hhm 2015, S. 9–15
- Christian Burkhart: „Eine namenlose Burg in Handschuhsheim?“ Anmerkungen zu diesem einen und einigen weiteren Burgennamen des 11. bis. 13. Jahrhunderts vornehmlich im Raum Bergstraße-Neckar-Odenwald, in: Christian Burkhart, Hansjoachim Räther: Festschrift für Ludwig Haßlinger zum 80. Geburtstag, Dossenheim, Heidelberg 2015, S. 13–53
- Christian Burkhart, Hansjoachim Räther: Festschrift für Ludwig Haßlinger zum 80. Geburtstag, Dossenheim, Heidelberg 2015
- Michael Buselmeier: Heidelberg – Stadt der Dichter?, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 233–248

- Julian Hanschke: Schloss Heidelberg. Architektur und Baugeschichte, Heidelberg 2015
- Ludwig Haßlinger: Trinkwasserversorgung in Handschuhsheim mit Wasser aus Buntsandsteinquellen, in: Jb Hhm 2015, S. 37–44
- Ludwig Haßlinger, Alfred Bechtel: Handschuhsheim – Zeittafel zur Geschichte, Heidelberg 2015
- Heike Hawicks, Gabriel Meyer, Ingo Runde: Das Digitalisierungsprojekt „Bildprogramm des Studentenlokals ‚Zum Roten Ochsen‘“, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 253–262
- Heike Hawicks, Ingo Runde: Auffindung, Rückführung und historischer Hintergrund einer Bulle Papst Urbans VI. vom 2. August 1387 (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2015), [Heidelberg 2015]
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 20, 2016, Heidelberg 2015
- Eugen Holl: Abgegangene Orte im Rhein-Neckar-Raum und im nahen Odenwald, in: Jb Hhm 2015, S. 29–35
- Jürgen Keddigkeit, Matthias Untermann, Pia Heberer, Charlotte Lagemann (Hgg.): Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden (Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Bd. 26.3). Bd. 3: H–R, Kaiserslautern 2015
- Ursula Krechel: Stark und leise. Pionierinnen, Salzburg, Wien 2015
- Enno Krüger: Zur Digitalisierung der Bibliotheca Palatina, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 249–251
- Charlotte Lagemann, Tina Schöbel, Christian Vater (Red.): Leben Dinge Texte. Begleitheft zur Ausstellung des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen – Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“. 2. Februar – 7. März 2015 im Universitätsmuseum Heidelberg, Heidelberg 2015
- Thomas F. Mertel: Die Tiefburg in Handschuhsheim im Wandel der Zeit. Herausgegeben vom Stadtteilverein Handschuhsheim, Ubstadt-Weiher et al. 2015
- Hans-Martin Mumm: Denkmaltopographie Stadtkreis Heidelberg. Bericht über eine Fachkonferenz vom September 2014 und Annotationen zu einem gewichtigen Werk, in: HJG Jg. 20, 2016, S. 155–163
- Volker von Offenberg: Prost Handschuhsheim! – Brauereien und Bierwirtschaften in Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2015, S. 138–142
- Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen. Straßen, Gassen, Wege, Plätze und Brücken in Heidelberg (Beiträge zur Heidelberger Stadtgeschichte. Bd. 1), Heidelberg 2015
- Ingo Runde: Auffindung und Rückführung einer Papstbulle aus der Gründungszeit der Universität Heidelberg, in: Archivar. Zeitschrift für Archivwesen. Jg. 68, 2015, H. 1, S. 49f.
- Ingo Runde: Lebendiges Erbe digital – das Bildprogramm des historischen Studentenlokals „Zum Roten Ochsen“ in Heidelberg, in: Archivar. Zeitschrift für Archivwesen. Jg. 68, 2015, H. 3, S. 246–248
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2015, Heidelberg 2015
- St. Josefskrankenhaus Heidelberg (Hg.), Melanie Nily (Red.): St. Josefskrankenhaus Heidelberg. 125 Jahre Tradition und Moderne, Heidelberg 2015
- Michael Stolle: Universitäten und Hochschulen in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg. Bd. 41), Stuttgart 2015

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Sean Arnold, geb. 1941, britischer Schauspieler, Psychotherapeut. Lebt in England. Kontakt Dr. Jakob Brüssermann, Heidelberg
- Jacqueline Alisha Dotzer, geb. 1990, 2012–2015 Studium der Geschichte und Italianistik an der Universität Eichstätt-Ingolstadt, seit WS 2015 Master Geschichte an der Universität Heidelberg mit den Schwerpunkten Jüdische Geschichte und Geschichte des Nationalsozialismus, Gründungsmitglied der studentischen Initiative Heidelberg Lupe e.V., Verein für historische Forschung und Geschichtsvermittlung. jacqueline.dotzer@yahoo.de (p)
- Michael Ehmann, Präventionsbeauftragter der Thoraxklinik. Röntgenstraße 1, 69126 Heidelberg, michael.ehmann@med.uni-heidelberg.de (d)
- Ulrike Gaber, Romanistin, Lehrkraft am Goethe-Institut Freiburg. Birkenweg 7, 79235 Vogtsburg-Burkheim (p)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Dr. Jochen Goetze, geb. 1937, Historiker. Untere Neckarstraße 62, 69117 Heidelberg (p)
- Daniela Gress M.A., Historikerin am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. daniela.gress@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Stefan Grote, geb. 1974, Studium in Göttingen und Wien, 2005 Promotion im Bereich Rechtsphilosophie, Rechtsanwalt und juristischer Lektor bei der Nomos Verlagsgesellschaft. Schwarzwaldstraße 89, 76532 Baden-Baden, sgrote@web.de (p)
- Joachim Heimann, Abteilungsleiter Benutzermanagement, Stadtbücherei Heidelberg. Poststraße 15, 69115 Heidelberg (d)
- Dr. Maria von der Heydt, Rechtsanwältin und Zeithistorikerin in Berlin, Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, Forschungsschwerpunkte: NS-Zeit und Judenverfolgung, „Mischlinge“ und „Geltungsjuden“. maria.heydt@gmx.de (p)
- Jürgen Hoppmann, geb. 1937, Luftverkehrsbranche, Verkehrsleitung SAS-Kopenhagen und Lufthansa-Hamburg i.R., Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Stadt Schleswig, die Künstlerschaft der ehemaligen Herzogtümer Schleswig und Holstein erste Hälfte 19. Jahrhundert. Feldstraße 1a, 24837 Schleswig, hoppmann-sl@hotmail.com (p)
- Einhard Kemmet, Grabungstechniker i.R. Hauptstraße 53, 69493 Hirschberg-Leutershausen (p)
- Ewald Keßler, geb. 1940, Theologe, Archivar i.R., Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Alt-Katholizismus, Universitätsgeschichte. Grauenbrunnenweg 4, 69181 Leimen, ewald.kesler@arcor.de (p)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Kunsthistoriker, Schwerpunkt: Sammlungsgeschichte, Dozent in der Erwachsenenbildung, Organisator und Moderator des monatlichen Kulturformats Treffpunkt Café. kruenn@web.de (p)
- Dr. Renate Marzloff, geb. 1938, Studium der Romanistik, Germanistik, Kunstgeschichte, bis 2001 Lehrerin für Deutsch, Französisch und Kunst. Jaspersstraße 33, 69126 Heidelberg (p)
- Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen (p)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hans-martin.mumm@gmx.de (p)
- Petra Nellen, geb. 1963, Historikerin, Projektleiterin in der Abteilung Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Heidelberg. Rastatter Straße 4a, 69126 Heidelberg (p)

- Wolfgang G. Nestler, geb. 1944, Dipl.-Ing. Elektrotechnik, freier Journalist, Technikhistorie. Franz-Kruckenberg-Straße 15, 69126 Heidelberg, wolfgang-g.nestler@t-online.de (p)
- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@t-online.de (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink M.A., Studium der Kunstgeschichte und Germanistik, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, morlock.rink@arcor.de (p)
- PD Dr. med. Maike Rotzoll, geb. 1964, Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin, seit 2005 Institut für Geschichte und Ethik der Medizin Heidelberg, Mitglied im Vorstand des Heidelberger Geschichtsvereins. maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Julia Scialpi, geb. 1974, freiberufliche Historikerin. Schillerstraße 30, 69115 Heidelberg, Julia@scialpi.de, www.scialpi.de (d)
- Folkwin Vogelsang, Restaurator i.R. Wolfsbrunnensteige 13a, 69118 Heidelberg (p)
- Dr. Sean Ward, geb. 1963, freier Autor. Arkansas (USA). sean@seanward.com (p)
- Dr. phil. Matthias Wermke, freier Lektor und Honorarlehrkraft, langjähriger Leiter der Duden-Redaktion, Vorsitzender des gemeinnützigen Vereins Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg e.V. Albert-Ludwig-Grimm-Straße 16/1, 69469 Weinheim, post@dr-wermke.de (p)
- Dr. Klaus Winkler, geb. 1943, Maschinenschlosser, Ingenieur und Physiker, freiberuflicher Musikforscher mit Schwerpunkt Heidelberger Hofkapelle, Mitbegründer und Leiter des Heidelberger Ensembles für Alte Musik „I Ciarlatani“. Grazert 13, 69412 Eberbach, winkler.ciarlatani@web.de (p)